

Hans Friedrich

Der gekrönte Kaufmann



Im Vieweg-Verlag

ISBN 978-3-322-98169-1 ISBN 978-3-322-98838-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98838-6

Umschlag: Ernst Böhm, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

1944

Eligius, der kunstreichste Goldschmied in allen fränkischen Landen links und rechts des Rheines, hebt unwillig den bereits sacht ergrauenden Kopf von der Arbeit empor. Ein rascher Schatten ist über seinen sonnenhellen Platz am offenen, hohen Fenster der Werkstatt zu ebener Erde hingeglitten und wieder verschwunden. Schritte verkünden jedoch das störende Nahen eines Besuchers. Schon steht er unter dem zierlichen altrömischen Bogen der plumpen neuen Tür.

Mit einem Seufzer legt Eligius den Grabstichel beiseite. Er hätte an diesem feinen Stück, einer Gürtelschnalle aus Eisen und Silber, gern weitergeschaffen. Seine Mienen hellen sich aber sofort auf, als er den Eintretenden erkennt.

Obwohl alle Bewegungen des Goldschmiedes sonst sehr gemessen sind, wie jemand sie achtsam einzuhalten pflegt, der stets von edlen Kostbarkeiten und vornehmem Prunk umgeben ist, schiebt er doch in gewisser Eile seinen Schemel zurück und geht, den Gast zu begrüßen.

„Ei da!“ ruft er mit deutlicher Willkommensfreude aus, „Herr Samo aus Sentiacum! Das ist schön, daß auch Ihr Euch wieder einmal in Paris sehen laßt!“

An der ein^achen, fast groben, dafür dauerhaft gearbeiteten und zweckmäßigen Reisetracht verrät der Fremde sich sofort als Kaufmann. Der nicht kleine Goldschmied muß zu ihm um Kopflänge hinaufschauen. Die straffen, breiten Schultern gehören zweifellos einem selbstbewußten, tatenliebenden Menschen, der gegen Widerstände sich zu stemmen und durchzusetzen weiß. Der gedrungene, nicht fette Nacken trägt ein mächtiges Haupt mit hoher Stirne und klar besonnen, aber keineswegs händlerisch kalt oder ungütig blickenden stahlblauen Augen. Lebensfreude blitzt

aus ihnen, auch durch ernste Hindernisse nicht leicht abgeschreckte Lust am Zupacken. Eligius wirkt in seiner braunen Arbeitskutte dagegen beinahe wie ein weltflüchtiger Geistlicher. Etwas gebückt von dem steten Schaffen überm Tisch, die Augen infolge des vielen scharfen Nahesehens ermüdet und getrübt, macht er neben dem kraftstrotzenden burgundischen Franken durchaus den Eindruck eines Mannes, der trotz aller Berühmtheit den Wert äußeren Glückes und Glanzes aufrichtig mißachtet. Das läßt ihn älter als Samo erscheinen, obgleich auch er wie dieser die Mitte der Dreißig noch nicht überschritten hat.

„Nehmt Platz!“ lädt er den Gast freundlich ein.

Während der Kaufmann sich setzt, tritt Eligius rasch zu dem Gehilfen im Hintergrunde der Werkstatt, wo aus der Dämmerung die Umrise eines Herdes ragen und ein Feuer glüht.

„Gib gut acht, Tillo“, mahnt er, „daß der Glasfluß in jeder Zelle den rechten Farbton hat!“ Er prüft. „Das helle Rosa ist dir wohl gelungen. Nun Sorge, daß auch das tiefe Rubin schön zur Geltung kommt!“

„Entschuldigt!“ bittet er rückkehrend den Kaufmann. „Bei so schwieriger Arbeit muß man die Augen offen haben.“

„Weil Ihr sogar das kleinste Stück Eurer Werkstatt unter liebevolle Obhut nehmt, ist Eligii Geschmeide weltberühmt und gesucht, wohin man kommt.“

Keine falsche Schmeichelei, sondern die ehrliche Anerkennung eines Kaufmanns, der den oft gehörten Beifall seiner Kunden weitergibt, spricht aus Samos Lobesworten.

„Habt Ihr einen neuen Gehilfen?“ erkundigt er sich mit gesenkter Stimme.

„Ein kriegsgefangener Sachse ist es“, antwortet Eligius ebenso. „Ich habe ihn vor ein paar Monaten gekauft. Er ist willig und geschickt. Wenn er sich bewährt, gebe ich ihm seine Freiheit wieder.“

„Ihr seid noch immer der Gütige, als den man Euch verehrt.“

„Man dient wohl Gott dadurch besser, daß man schuldlosen Armen Gutes tut, anstatt das eitle Begehren der leichtfertigen Reichen mit Gold und Edelsteinen zu schmücken.“

„Ungeachtet der Verwirrungen dieser Zeit denkt Ihr doch stets an Gott.“

„Ist eine Zeit aus den Fugen, muß man um so mehr an Gott denken. Not lehrt beten. Habt Ihr auf Euren fährdevollen Kaufmannsreisen dies nicht auch schon häufig erfahren?“

„Da gilt es, bei Schritt und Tritt das Nächste zu beachten, daß man nur selten nach so Fernem seine Blicke richtet.“

„Ihr seid eben anders, gleichwie Euer Geschäft von meinem verschieden ist.“

Eligius gehört nicht zu den Eiferern. Noch wuchert in den Seelen der Menschen altes und neues Unkraut bunt durcheinander. Es zu bekämpfen, ist aber eine Goldschmiede und Münze des Merowingerkönigs Dagobert kein geeigneter Ort.

„Mir ist Gott niemals fern“, fügt er trotzdem mit einem weltentrückten Ausdruck im Gesicht still bekenkend hinzu. Dann aber fährt er in leichterem Tone fort:

„Sicher jedoch habt Ihr mich nicht wegen geistlicher Unterhaltung aufgesucht.“

„Meint nicht, allein der Geschäfte halber! Ich höre gern Euch reden, selbst wenn ich entgegengesetzter Ansicht bin. Vor allem bereitet es mir Freude, Euch gesund zu sehen, weil Ihr ein Spender der Freude für so zahlreiche Menschen seid.“

„Ihr schmeichelt“, wehrt Eligius ab.

Er ist nicht eitel, darum macht Lob ihn leicht befangen.

„Es entspricht der Wahrheit.“

Samo sieht sich um. Seine Augen werden von einer Reihe gläserner Kästen angezogen. Ihre edle Form, Erbschaft gallo-römischen Kunsthandwerks, verspottet diese ungeschliffene Zeit.

Sie bergen in bedeutender Menge vielfältigen Schmuck, blinkende Zeugen von Können und Fleiß.

Eligius folgt Samos gespanntem Blicken mit sichtlicher Befriedigung.

„Ihr werdet, hoffe ich, allerlei finden, das Euch brauchbar dünkt.“

„Davon bin ich überzeugt.“

Der Goldschmied steht auf.

„Ich vermute, daß Ihr Euch manches genauer anschauen möchtet.“

„Auch kaufen.“

Eligius befreit mit geübten Händen die Kostbarkeiten aus ihrem gläsernen Kerker.

Ein vorwitziger Sonnenstrahl der von keinem Wölkchen getrübt, hellen Maiensonne huscht spielerisch um Gewandschließen, Fingerringe, Hals- und Armreifen, Haarnadeln, Gürtelschnallen und Brustspangen. Das rote Gold, das matte Silber und das stumpfe Eisen geben schon für sich allein einen guten Dreiklang. Meist aber leuchten noch dazwischen die blanken Augen der Edelsteine neben dem helleren oder dunkleren Rot und Grün des Glasschmelzes – bunt vereint Farbenrausch genug, um einen Sonnenstrahl trunken zu machen.

Der Kaufmann hingegen wird nicht trunken durch das mutwillige Geflirr. Er ist kein Weichling und Weiberjäger, der sich verführerisch mit Tand behängt und nach Essenzen duftet, darum fühlt er sein Herz frei von jeder Begehrlichkeit. Nüchtern überlegt er, wem er diese oder jene Stücke anbieten kann, wer reich genug ist, sie zu bezahlen. Kostbarkeiten sind es ja, nicht nur wegen der teuren Metalle und edlen

Steine, sondern mehr noch dank der Kunstfertigkeit ihres berühmten Meisters.

Nach dem Geschmeide stellt Eligius dem Kaufmann auch Waffen zur Schau. Er hebt sie aus der Tiefe einer breiten Truhe ans Licht und ordnet sie auf einem Marmortisch.

Samo nimmt einen Schwertgriff zur Hand. Dieser und die Scheide daneben sind besonders kühn verziert. Rankenwerk wandelt sich in Vogel- und Drachengestalten. Ihre Leiber, Häse und Füße, wild ineinandergeschlungen, scheinen weder Anfang noch Ende zu haben.

„Eine treffliche Arbeit!“ lobt Samo mit prüfender Sachkenntnis.

„Das Ornament hat mich und den Tillo viel Mühe gekostet. Erst vor vier Tagen ist es fertig geworden.“

„Ihr habt an Erfindung wahrlich nicht gespart.“

Der Schwertgriff klebt sich fest in Samos Hand. Ja – den wird, den muß er kaufen. Eine gute Klinge, ein scharfer Langsax dazu – es naht wohl schon die Zeit, wo man im Osten Waffen nötig braucht.

Als habe der Goldschmied die Gedanken des Kaufmanns erraten, fragt er:

„Ein Schwert gilt zur Zeit in Karantainen sicher mehr als Zierat?“

„Da habt Ihr recht. Das nachbarliche Awarenvolk saugt mit unverschämten Tributen wie ein Riesenzeck sich voll und schwillt über die Grenze. Hörig sind ihm die Winden schon jetzt, doch rühren sie sich eines Tages nicht gewaltsam, werden sie bald nur Leibeigene und Sklaven der Tataren sein.“

„Ihr habt Euch für Eure Geschäfte eine unruhige Gegend ausgesucht.“

„Weil dort nach staatenloser Wanderzeit endlich ein Staat im Werden ist, reizt es mich, teilzunehmen an seinem Geschick.“

„Ihr liebt das Abenteuer.“

„Nicht allein. Im Reich der Franken gäbe es der Abenteuer genug, blutig oder unblutig. Vor denen ekelt es mich, das dürft Ihr glauben.“

Eligius blickt Samo aus gütigen Augen forschend an.

„Ich verstehe Euch. Ihr liebt das Abenteuer allein, wenn es Euch Ehre bringt – nicht aber, weil Ihr ein Waghals seid, der die Vernunft tollkühn zu Tode reitet.“

„Ich merke, Ihr sucht keineswegs nur das Wesen der Metalle und edlen Steine zu ergründen.“

„Nein“, unterbricht Eligius ihn lächelnd, „auch der edlen Herzen, wenn sie mir vertrauend nahen. Daß sie es tun, ist Gnade, die nicht jedem wird.“

„Sogar der König ist Euer Freund.“

„Ja, auch er würdigt mich seines Vertrauens.“ Eligius lächelt wieder. Seine Worte klingen noch bescheidener als zuvor. „Seitdem er durch den Willen der Großen von Austrasien neben seinem Vater herrscht, bedarf er in gleicher Weise des Goldschmiedes wie des Münzmeisters Kunst.“

Zögernd löst Samo nun seine Finger vom Schwertgriff und legt ihn fast behutsam zurück auf den Marmortisch. Auch über die Ornamente der Scheide läßt er noch einmal seine Augen wandern.

„Versäumt keinesfalls, die beiden schönen Stücke den anderen Dingen beizufügen! Ich habe Metalle mitgebracht, auch rohe Edelsteine, wie Barbarenvölker sie in ihrer Wildnis brechen. Von Byzanz ist einiges in meine Hände gekommen, aber Unverstand hat seiner besten Wirkung es beraubt. Formt es um! Es wird durch neuen Glanz Euch danken. Auch Solidi, gute, unbeschnittene Münzen, mit Herrscherbildern und Namenszügen, liegen für Euch bereit.“

Eine fast geringschätzigte Kopfbewegung antwortet Samo.

„Die Solidi gelten mehr als sie wert sind. Bringt mir vor allem Metalle und Edelsteine, damit wir für das, was Ihr mit Euch nehmt, Neues schaffen können.“

So geht es Eligius immer. Stecken Behälter und Truhen voll Geschmeide, reizt ihn die Arbeit nicht. Leeren sie sich, strebt er jedesmal mit gleicher Heftigkeit, sie frisch zu füllen.

„Noch heute nachmittag“, verspricht Samo, „soll alles in Euren Händen sein.“

„Bleibt Ihr länger in Paris?“

„Binnen zwei, drei Tagen, hoffe ich, sind meine Geschäfte hier erledigt.“

„Ihr haltet es stets nur eine kurze Frist bei uns aus. Wenn dagegen andere aus kleinen Städten oder vom Lande hereinkommen, wollen sie sich meist gar nicht trennen.“

Samo kraust die Stirn.

„Mich gelüstet diesmal minder denn je nach den Vergnügungen von Paris. Der Pulsschlag der Zeit ist mächtiger als sie.“ Er richtet sich zum Gehen. „Länger aber darf ich Euch nun nicht mehr bei der Arbeit stören.“

„Wer so selten kommt, mag nach Belieben über mich verfügen.“

Sie treten auf die sonnendurchflutete Straße.

Die Häuser stehen weit auseinander, oft nur steinerne Fassaden, hinter denen, lässig abgewehrt, Verfall und Zerstörung lauern. Die großen Maße der alten Baumeister passen nicht mehr. Eine zusammengeschrumpfte Einwohnerschaft braucht weniger Raum. Die halbbarbarische Gegenwart läßt die letzten Zeugen einer überwundenen höheren Kultur hilflos verwittern. Fremd, voll ewigem Verwundern, blicken die römischen Säulen und Bogen auf einen unheldenhaften Alltag nieder. Wo jedoch in einem Hof bisher ein Marmorgott der Vernichtung entgangen ist, friert ihn beim Anblick der schwerfälligen Menschen, die ihn um-

wandeln. Von Norden, hat er sagen hören, seien sie gekommen. Darum sind wohl wie Wellenkämme des grauen Meeres ihre weißblonden Haare und ihre hellen Stimmen wie Möwenschrei.

Als Eligius eben Samo die Hand zum Abschied reichen will, wird der Sonnentraum der Straße durch Hufgestampf jäh zerschlagen. In raschem Trab sprengen drei Reiter heran.

Die frei niederwallenden, sichtlich mit keinem Schermesser je berührten blonden Haare des ersten lassen auch Samo sofort den jungen König Dagobert erkennen. Sein älterer Begleiter ist der Majordomus von Austrasien, Herr Pippin, sein vieljähriger Erzieher und Betreuer, auch jetzt noch neben dem Bischof Arnulf von Metz sein nächster Vertrauter. Der letzte, dessen schlechteres Pferd einen prallen Sack trägt, mag wohl nur ein leibeigener Reitknecht sein.

Vor dem Hause des Goldschmieds zügeln die Herren mit einem kurzen Ruck die Rosse. Behend springt Dagobert ab, umständlicher folgt ihm der gewichtigere Majordomus.

„Triffst man dich heute einmal an der frischen Luft, Meister!“ grüßt der König in guter Laune.

Eligius verneigt sich tief. Samo tut es knapper. Seine Vaterstadt Sentiacum gehört zu Burgund. Dagobert aber, der erste dieses Namens aus dem Hause der Merowinger, herrscht bisher nur über Austrasien.

„Ein weitgereister burgundischer Kaufmann“, stellt Eligius auf einen fragenden Blick des Königs Samo vor.

Einen Herzschlag lang ruhen die Augen Dagoberts und Samos ineinander. Strahlender Glanz der Jugend leuchtet in den hellblauen des Königs. Prüfend, fast hart messen sich die dunkleren des Älteren mit diesem Glanz, der ihn nicht blendet oder verwirrt.

„Ein hübsches Gesicht“, denkt er, als sein Blick es wägend umfaßt, wie er alles im Leben unvoreinge-

nommen zu wägen bereit und gewöhnt ist. „Ein leidenschaftlicher Mund, eine schmale Stirn, eine kühne Nase, doch das Kinn dürfte schärfer sich biegen. Wie seinem Vater werden auch ihm die Weiber viel zu schaffen machen.“

Ein Wink des Königs – Samo neigt das Haupt, hebt gegen Eligius grüßend die Hand und geht. Breit fällt sein Schatten in die Gasse.

Dagobert wendet sich jetzt mit der vollen Lebhaftigkeit seiner zwanzig Jahre dem Goldschmied zu.

„Da schau!“ Er schlägt auf den Sack des Reitknechtes. „Gut prall! Hacksilber und alte, ungültige Solidi! Jetzt präge welche mit meinem Bilde, Münzmeister, damit das Volk mich kennenlernt!“

Nun stürmt er in die Werkstatt hinein, daß Eligius und Pippin sich eilen müssen, ihm zu folgen.

„Ich habe einen herrlichen Plan!“ verkündet er mit heller Stimme. „Morgen schicke ich dir einen noch größeren Sack und voller Gold! Weißt du, davon sollst du mir einen Thron schmieden, einen richtigen goldenen Thron, wie ihn nicht einmal mein Vater Chlotar besitzt.“

„Einen Thron?“ überlegt Eligius.

In seinen verhangenen Augen loht das lichte Feuer der Eingebung auf. Ein außerordentliches Werk lockt. An den großen Seitenflächen läßt sich Wunderbares aus verschlungenen Riemenornamenten schaffen. Bei den Tier- und Menschenköpfen zum Schmuck der Armlehnen aber darf die Phantasie keck und launisch ihr Spiel treiben. Einmalig kann dies alles vielleicht werden.

„Begreifst du, Meister“, unterbricht Dagobert mittheilsam die Träume des Goldschmiedes, „wenn ich Gesandte empfangen oder Gericht halte, soll meine ganze königliche Macht in diesem Thron zum Ausdruck kommen. Das wird den austrasischen Tölpeln in die Augen stechen.“

Herr Pippin runzelt die Stirn. Er stammt selber aus Austrasien. Auch sonst mißbilligt er die Prachtgelüste des jungen Königs. Er hat sie ihm keinesfalls anerzogen, denn er glaubt nicht, daß Prunk Ehrfurcht zu wecken vermag, nur die Bewunderung neustrischer Schmeichler und Laffen. Mit diesen haben freilich die harten, bedürfnislosen, kampfgewohnten Austrasier am wenigsten gemein. Hier in Paris mögen Glanz und Schimmer vielleicht eher die Herzen gewinnen, doch nicht in Metz oder gar jenseits des Rheines.

Dagobert ist so heftig mit seinem Plan beschäftigt, daß ihm das Stirnrunzeln des Majordomus entgeht. Eligius aber gewahrt es und wählt deshalb trotz der Freude an dem bevorstehenden Werk seine Worte sparsam und zurückhaltend.

Da der König noch immer kein Ende findet, räuspert sich Herr Pippin sehr vernehmlich. Dies tut denn auch sofort seine Wirkung.

„Ja, ja, wir müssen gehen“, gibt Dagobert ihm recht. „Geschäfte, Meister, immer Geschäfte!“

So rasch wie er hereingestürzt ist, nimmt er Abschied. Als er die Werkstatt verläßt, können Eligius und Pippin ihm nur in ziemlichem Abstand folgen.

Der Goldschmied kehrt kopfschüttelnd an seine unterbrochene Arbeit zurück.

Immer auf der Jagd nach Neuem und Ausgefallenem befindet sich dieser junge Herr! Die Fülle seiner Pläne raubt ihm Ruhe und Umsicht.

Noch kein ganzer König . . .

Mit welcher Würde ist dagegen Samo vorhin über die Straße gegangen!

Ein ganzer Kaufmann . . .

Wagemutige Unternehmungslust dürfte außer ihm manchem angeboren sein, durch abwägende Klugheit stellt ihn jedoch niemand in den Schatten. Das hält Eligius für gewiß.

Trotz der königlichen Ungeduld bedenkt er sorgfältig und ohne Hast, welche Arbeiten er für Samo auswählen soll.

Das ist vordringlich, und er tut es gern; es macht ihm Freude.

Dagobert mag nur warten. Die Münzen entlaufen seinen freigebigen Händen noch immer früh genug. Ein Thron aber wird nicht von heute auf morgen geschmiedet. Einem solchen Werk muß man sich in der Stille und gesammelt hingeben können, damit es, vollendet, sowohl den König als auch den Künstler ehrt.

Sonntagsglocken läuten über der kleinen nordburgundischen Stadt Sentiacum, deren römischer Name vom Volksmund immer allgemeiner in Sens abgeschliffen wird. Seit hier ein Bischof seinen Sitz hat, ist ihre Bedeutung wieder im Wachsen. Auch die Zahl der Einwohner beginnt sich langsam zu heben, nachdem sie während der Völkerwanderung durch Krieg und Flucht stark gelichtet worden sind.

Samos Ehefrau Imnehilde ist dem Hochamt ferngeblieben. Ihr Vetter Romarich, ein Edelknabe des Königs Dagobert, knapp sechzehnjährig, leistet ihr Gesellschaft. Sein verliebtes Plaudern dünkt ihr lustsamer als die Rede des Bischofs, und die Bewegungen seiner ungestümen Hände scheinen ihr besseren Segen zu spenden als Priesterhand.

Dann und wann lauscht sie unruhig auf die Glocken. Solange sie noch nicht verstummt sind, bleibt der Liebe eine Frist. Kehrt aber Imnehildes Mutter Plektrude mit dem Enkel aus der Kirche heim, darf sich Romarich als ihrer Schwester Sohn nur verwandtschaftlich sittsam geben. Bis dahin mögen eine Weile noch seine Finger durch die gelösten blonden Haare der Frau spielen. So ist beiden wohl, denn sie können hierbei nahe Blick in Blick senken — trunken Glühende, die sich eben erst alles gewährt haben und denen das

tiefste Blut nachzittert von der Leidenschaft ihres Geschenkes.

Imnehilde fährt zusammen. Sie glaubt, daß sie etwas gehört hat.

Sie ist heute schreckhaft. Irgendein entferntes Geräusch in dem feiertagsstillen Hause weckt schon ihren Verdacht. Sie lauscht.

Nein — sie muß sich getäuscht haben.

Warum auch beunruhigt sie sich?

Samo wird, wie sein Bote gemeldet hat, nicht vor morgen da sein.

Wenn er morgen sagt, kann es leicht übermorgen werden. Er hat immer wieder etwas Unvorhergesehenes zu tun. Leicht erklärlich, daß die verschiedenartigen Geschäfte dies mit sich bringen! Wenn Imnehilde das auch einsieht, mildert es doch nicht die Bitterkeit und Langeweile.

Die Blüte ihres Lebens ist voll entfaltet. Sie will genossen sein, will bezaubern, ehe sie welkt, will nicht an die öde Luft des Einsamseins sich verschwenden.

Mögen Nonnen bleich entblättern — Imnehildes Blut, gallo-römisch gemischt, fordert rücksichtslos sein Recht und läßt sich durch Gedanken nicht zähmen. Im Gegenteil, es vergiftet die Gedanken, so daß sie als Helfer ihm dienstfertig zur Seite stehen. Darum fühlt sich die Frau dem Mann so weit entglitten, daß der fünfzehn Jahre jüngere Vetter heimlich ihr Liebster geworden ist. Nicht er verführt sie, sondern sie ihn, und daß sie Macht hierzu besitzt, kostet sie als Glück. Es zeigt ihr, noch trägt die Blüte keine Spur des Welkens.

Imnehilde wirft sich mit jäher Bewegung Romarich an den Hals und küßt ihn — heiß und inbrünstig wie eine nach Liebe Versmachtende. Ihre schlanke, noch mädchenhafte Gestalt bebt im Taumel neu aufbrandender Leidenschaft.

Da klinkt eine Tür. Imnehilde hört es, aber sie will es nicht hören. Es ist sicher wieder nur eine Täuschung gewesen.

Nun jedoch reißt der Vorhang, der dieses Zimmer vom anstoßenden trennt, rauschend auseinander. Mit gezogenem Kurzschwert stürzt Samo herein.

Die Liebenden sind aufgesprungen.

Imnehilde sieht nur das Schwert.

Sie will sich vor Romarich werfen.

Samo schleudert sie beiseite. Im nächsten Augenblick hat er den Neffen mit dem Schwert durchrannt.

Imnehilde steht erstarrt. Weiß wie Marmor ist das eben noch liebeglühende Gesicht, und ihre großen, dunklen Augen hat der Schrecken so weit aufgerissen, als könnten sie sich nimmer schließen. Sie bringt keine Bewegung der Flucht mehr zustande. So trifft sie das vergeltende Schwert. Mit ins Leere gespreizten Händen, an deren Fingern kostbare Ringe höhnisch blitzen, sinkt sie zusammen, während die weiße Seide ihres leichten Hausgewandes sich rot vom quellenden Blute färbt.

Romarich hebt noch einmal das Haupt. „Vergib uns!“ lallt er. Dann ein Röcheln – und sein Auge bricht nach kurzer Qual.

Die Frau stirbt stumm, den Mund hart verschlossen. Sie fühlt sich nur als Opfer, nicht als Schuldige, und scheidet ohne Reue. Das blasse Gold ihrer harzgebleichten Locken bettet Kopf und Schultern in eine weiche Flut und malt um rauh zerstörte Schönheit einen Glorienschein.

Regungslos, mit fahl gewordenem Antlitz, steht der schnelle Richter. Die Schweißperlen der Erregung auf seiner Stirne lassen ihn frösteln.

Er atmet einmal tief, um die folternden Klammern der gepreßten Brust zu sprengen. Dabei kommt es ihm zum Bewußtsein, daß er allein von dreien hier noch atmen kann.

Sein Blick läßt die Frau los und haftet am Schwert. Es ist blutbesudelt. Er will es wegwerfen, dann aber schüttelt er krampfhaft den Kopf. Er schiebt es langsam in die Scheide. Es hat nichts mehr zu tun.

Er legt die Hände an die Schläfen. Diese schmerzen plötzlich, als kehre ihm erst jetzt das übertäubte Gefühl zurück. Ein paar Herzschläge lang dreht sich das Zimmer mit den beiden Toten um ihn im Kreise.

Er beißt die Zähne aufeinander. Da steht der schwankende Raum wieder still, und auch die Gedanken spüren endlich festen Boden.

Samo blickt zu Romarich hinüber – ohne Zorn.

Schade um den Knaben! Es hätte ein tüchtiger Mann aus ihm werden können, doch er hat sich hinreißen lassen von dem Begehren ungezügelter Blutes. Schlechtem Vorbild folgend, mag er gewähnt haben, er könne straflos handeln wie der leichtsinnige König Chlotar.

Der Merowing ist Samo von je verächtlich gewesen, weil er um des Spieles mit Weibern willen ein großes Reich verscherzt. Jetzt aber haßt er ihn – wegen des Knaben. Den hat, gleich manchem anderen, die Schande Chlotars getötet, die sich im Volke mit der Heimtücke eines Eitergeschwüres immer tiefer frißt.

Die Weiber an des Königs Hof!

Seit den Schreckenstagen der furchtbaren Königin Fredegunde haben sie ihre gepflegten Hände bei allem Abscheulichen und Grausamen im Spiel. Voll Ingrimm sucht Samos Blick Imnehilde. Das rührende Bild des Todes mildert nicht seinen Zorn. Er durchschaut klar ihre Schuld – Urheberin ist zweifellos die Frau, der Knabe nur mißleitet.

Heuchlerische Betrügerin – die Ehre des Gatten hat sie, während er fern gewesen ist, vielleicht wie oft schon, mit den spitzen Schuhen ihrer kleinen Füße in den Kot getreten!

Er wendet sich angewidert von ihr fort.

Sie hat es geschickt verstanden, sich still und rein zu geben, scheinbar von keinem Hauch der Leichtfertigkeit berührt, bei jeder Heimkehr ihres Gatten ein liebendes und liebenswertes Weib. Dennoch aber ist sie nicht besser gewesen als eine der feilen Frauen in Paris, wie diese vom Gift der Zeit verdorben – eine haltlose, der Lockung ihres südlich heißen Blutes leicht verfallene neustrische Buhlerin.

Seine Lippen zucken. Er muß Imnehilde doch wieder ins Gesicht starren.

Betrogen!

Er kann das Furchtbare so rasch nicht fassen.

Mag anderswo oft ähnliches geschehen, ihm dünkt die Schuld der beiden ohnegleichen, weil sie an ihm selbst begangen worden ist. Die Vergeltung wäscht seine Ehre blank, und trotzdem fühlt sein Herz, das langsam aus starrer Unempfindlichkeit erwacht, wie durch einen Makel sich gebrandmarkt.

Nicht nur betrügen, auch betrogen werden hat er von je für Schande gehalten. Deshalb wehrt sich der Kaufmann in ihm hartnäckig gegen den Betrug, obwohl er ihn doch nicht leugnen kann.

Betrogen werden heißt, daß man blind vertraut hat.

Betrogen werden heißt, daß man einfältig mehr gegeben als empfangen hat.

„Du hast genommen!“ erhebt sich widersprechend in ihm eine Stimme. „Sie gaben ihr langes Leben hin für einen kurzen Rausch.“

Ein dumpfes Stöhnen, fast unterdrückter Schrei, entringt sich den so lange zusammengepreßten Lippen.

Sie gaben ihr langes Leben hin für einen kurzen Rausch!

Er hat es ihnen genommen, ja. Nutzloser Handel! – Was soll er damit beginnen?

Die Flamme des Zornes brennt milder in seiner Brust.

„O Imnehilde!“ ächzt er, geschüttelt von unbändigem Schmerz, den in solcher Größe nur die starken Seelen empfinden und ohne Hemmung austoben lassen, weil sie ihm dennoch nicht erliegen. „Ein Leben voller Reichtum und Glanz habe ich dir bereiten wollen. Du hättest nur warten müssen. Das Gold liegt nicht einfach auf den Straßen hingestreut; man braucht Zeit, um es zu erwerben. Nun hast du alles dir und mir vorweggenommen!“

Über seine Wangen rinnen jetzt Tränen. Er schämt sich ihrer nicht und läßt sie unbehindert fließen.

Weint er um diese Frau?

Weint er nicht vielmehr nur um ein geliebtes Glück, das sie zertrümmert hat, und bäumt sich gegen die Fügung auf, die ihm sinnlos deucht?

Er faßt sich gewaltsam, denn Schritte nahen.

Die weicheren Gedanken flüchten hinter eine finstere Wolke seiner Stirn. Die Lippen pressen sich wieder zusammen und sperren jedem milderen Wort den Weg.

Als Plektrude mit Enkel und Dienerin aus der Kirche heimkehrt, erscheint ihr gleich beim Betreten des Hauses die Stille nicht geheuer. Zögernd öffnet sie das Zimmer, prallt zuerst erschreckt zurück, schwankt ein paar Schritte vor, weil sie nicht fassen kann, nicht glauben will, was doch ihre Augen untrüglich erkennen, und stößt einen gellenden Schrei des Entsetzens aus.

„Was ist geschehen?“ stöhnt sie leichenfahl und droht zu sinken.

„Gericht“, erwidert Samo dumpf.

„Was fehlt der Mutter?“ fragt der Knabe, der hinter Plektrude ins Zimmer drängen will.

Samo stellt sich so, daß er mit seinem breiten Rücken dem Sohn den Anblick der beiden Toten verbirgt.

Indem er den Knaben sacht, aber unwiderstehlich hinter den Vorhang zum Zimmer hinausschiebt, sagt er beruhigend:

„Die Mutter, Wilfried, ist von uns gegangen.“ Seine Stimme springt fast vor Brüchigkeit. „Wir reisen morgen früh. Raffe dir bis dahin zusammen, was du mitnehmen willst!“

Eine Dienerin kommt, um dem Knaben das Hauskleid anzuziehen.

„Führe ihn auf seine Kammer und rüste ihn für eine lange Reise!“ befiehlt Samo in seinem entschiedenen alten Ton der sehr verwundert Dreinschauenden.

Dann kehrt er ins Zimmer zurück.

Plektrude steht regungslos mit tief gesenktem Haupt.

Die Tochter hat die zierliche Gestalt von ihr geerbt, die blonden Locken aber stammen vom Vater. Die Haare der Mutter würden schon grau sein, wären sie nicht mit schwarzer Farbe nachgedunkelt. Dies und die verständig mit Vorsicht aufgetragene Schminke lassen sie jünger aussehen als sie in Wahrheit ist.

Samo hat sie wegen ihrer Freude an Künstlichkeiten nie gemocht. Wenn man von einem großen Volk nur die Unsitten und Laster aus der Zeit seines Niederganges als Erbschaft übernimmt, schafft man sich spielerisch selbst Verderben.

Sein Blick streift die Leichen.

Verderben – hier ist es . . .

Eine Weile lastet Schweigen auf den Herzen der beiden Menschen wie ein schwerer Felsklotz.

Aus dem Haar der Frau fällt eine Nadel zu Boden. Sie klirrt ihnen seltsam laut in den Ohren – ganz anders als sonst, so gespannt, bis zum Zerreißen* gespannt ist jede Fiber.

Dann schiebt Samo den Felsklotz beiseite.

„Du hast gewußt, daß deine Tochter die Ehe brach!“

Plektrude schüttelt heftig den Kopf. „Nein, nicht gewußt!“ Das drohende Grollen in Samos Worten zwingt sie jedoch, mehr zu gestehen als sie eigentlich will. „Nur geahnt!“

Sie schlägt die Hände vor das Gesicht und weint. Stoßweise entlädt sich die schreckliche Spannung der Stunde. Tränen, Seufzer, Schluchzen, Stöhnen wechseln miteinander ab. Die leichte Gestalt wird wie ein schwanker Baum im Sturm geschüttelt.

Samo läßt ihre Verzweiflung ungehemmt sich austoben.

Weiber haben es gut, daß sie so jammern können!
Er wartet stumm.

Endlich nimmt Plektrude die Hände vom Gesicht. Da fällt aber ihr Blick auf Imnehilde, und sie bricht erneut in Tränen aus.

„Meine schöne Tochter!“

Das fassungslose, helle Wimmern ergreift Samo nicht.

„Wäre sie häßlich gewesen“, quillt er über von grimmigem Spott, „hätte sie ihre Tugend leichter bewahren können.“

Der Spott reizt Plektrude. Sie streift Samo mit einem tastenden Blick, findet indessen nirgends eine Angriffsstelle, so hart und abweisend ist dieses strenge Gesicht — kein Gatte mehr, nur noch mildeloser Richter.

„Nach Imnehilde wird keiner fragen“, gesteht sie kleinlaut. Dann aber erwacht in dem verschleierten Dunkel ihrer haßerfüllten Augen ein listiges Blinken. „Romarich hingegen“, ihre Worte bekommen hörbar Gewicht, „ist König Dagoberts Edelknabe gewesen. Wer will es verwehren, daß der König fragt?“

Wie einen überlegen ausgespielten Trumpf schlägt sie ihre letzten Worte hin.

„Er soll nur fragen“, entgegnet Samo um so ruhiger. „Ich werde ihm Rede stehen, und sie wird ihn zufriedenstellen, denn er ist gerecht. Schon morgen trete ich vor ihn, da die Gelegenheit sich günstig gibt, und diesen“ — er deutet auf den toten Neffen — „nehme ich als Kläger und Beklagten mit vor seinen Herrn.“

Plektrude schauert.

„Den Toten willst du mit dir führen?“

„Unter den Augen des Königs im allgemeinen Thing, das er morgen zu Auxerre an Stelle seines erkrankten Vaters hält, rechtfertige ich mein Gericht.“

Verwundert blickt Plektrude Samo an. Das ist doch kein Kaufmann mehr, der tauscht und handelt. Das edle Blut der Ahnen scheint noch völlig unverbraucht, noch nicht von der Schwäche dieser würdelosen Zeit ergriffen.

Überraschend empfindet sie, wenn auch mit mütterlichem Widerstreben, die Schuld der Tochter viel stärker als zuvor. Sie fühlt beklommen Ehrfurcht in sich keimen, dennoch will sie sich nicht geschlagen geben.

„Du sprichst wie ein König“, sagt sie mit gesenktem Nacken.

Er könnte es für Anerkennung halten, darum fügt sie aufsässig rasch hinzu:

„Hüte dich jedoch, daß dich der wirkliche König nicht deswegen straft!“

Es ist ein falscher Rat. In Wahrheit wünscht sie es.

„Ich raube ihm nichts von seiner Würde und Machtvollkommenheit. Nur der Ehre gab ich ihr verletztes Recht geheilt zurück.“

Wieder gleiten die Blicke Plektrudes von Samos Gesicht ab. Nein – man kann an diesen steinernen Zügen nicht haften.

Voll atemraubenden Schreckens befällt sie jetzt die Sorge um das eigene Los.

„Was verfügst du über mich?“ Sie sucht mit Hoheit sich zu wappnen. „Ich begreife, daß in diesem Hause kein Platz mehr für mich ist.“

„Der heutige Tag hat mir das Haus verleidet“, erwidert Samo ohne langes Nachdenken. „Nicht noch einmal in meinem Leben möchte ich es je betreten.“

Bleibe darum, wenn die Erinnerung dir den Aufenthalt nicht bis zur Unmöglichkeit vergällt.“

Plektrude zuckt die Schultern. „Ich habe keine andere Zuflucht.“ Sie weint wieder still für sich. „Imnehilde ist mein letztes Kind!“

Samo fühlt die Schauer des Verhängnisses, das sie umweht. Wenn auch nicht frei von Schuld, dennoch beklagenswerte Mutter!

Er drängt aber das aufsteigende Mitleid zurück.

„Finde dich ab, so gut es eben geht!“ sagt er zwar milder, dann jedoch reißt der eigene Schmerz ihn fort:

„Finde dich ab mit den heuchlerischen und blutigen Geistern dieses Hauses! Als Heimstatt des Friedens habe ich mir es gebaut – und nun!“ Sein Gesicht zuckt. Es kann die starre Maske nicht mehr halten. „Was habt ihr daraus gemacht!“

Er wendet sich rasch weg.

Der kühle Dank der Frau zerflattert ungehört.

Samo eilt hinaus. Die Wände drohen auf ihn niederzustürzen. Das fade Gemisch von Blutdunst, Puder und Essenzen wird ihm unerträglich.

Schon steht er vor dem Hause und atmet in tiefen Zügen die frische Luft der Straße ein.

Apfelbäume blühen noch verspätet hier und da; es ist ein hartnäckiger Winter dieses Jahr gewesen. Sanft schwingen die Hügel jenseits der Yonne, alle frühlinggrün und lichttrunken heiter, von der sattblauen Seide eines wolkenlosen Himmels überspannt.

In Samos Herzen bleibt es finstere Nacht. Sein Hirn dagegen wird hier draußen wieder völlig klar, so daß er geordnet ans Nächste denken kann.

Er ruft ein paar erprobte Diener zusammen, deren Schweigsamkeit sich schon öfter bewährt hat, damit sie den Richter und den Gerichteten für die Fahrt zu König Dagobert rüsten. Der Weg bis Auxerre, wo er morgen Gericht halten wird, ist für die kurze Zeitspanne lang. Deshalb darf man keine Stunde ver-

lieren und muß heute noch alles endgültig vorbereiten, um sogleich im Dämmergrau der Frühe aufbrechen zu können.

Auch den Menschen, die nicht wissen, was Samo zugestoßen ist, erscheint er heute unnahbarer und ernster. Niemand jedoch merkt, daß ihn eben erst der Hammer des Schicksals schwer getroffen hat.

Desto fester stehen, wenn man zu wanken droht – dieser harte Leitsatz seines kampfreichen Kaufmannslebens bietet ihm auch am Abend einen Halt, als auf die tiefe Erschütterung ein Rückschlag des Müdeverdens folgt. Selbst da schreitet er aber aufrechter denn je vorher. Es tut freilich jetzt doppelt not. Gäbe er nur ein wenig nach, würde er elend niederbrechen.

Die wenigen verlässlichen Freunde, denen er sein Schicksal zu offenbaren für zweckvoll findet, Teilnehmer an früheren Reisezügen, geloben ihm wegen dieses so stolz bezwungenen argen Tages in der Tiefe ihrer Herzen unverbrüchliche Treue.

Nein – der Hammer des Schicksals hat ihn schwer getroffen, doch nicht besiegt.

Wie Herolde in allen Ortschaften der näheren und weiteren Umgebung verkündet haben, hält König Dagobert am zweiten Maimontag des Jahres 623 Gericht unter der großen Eiche in Auxerre.

Viel Volk flutet auf den Gassen der Stadt und den Landstraßen. Der bunte Strom fließt stets in gleicher Richtung, immer dem weiten Thingplatz zugewandt, wo es schon von Menschen wimmelt.

Alle wollen den jungen König sehen.

Er hat ihre Herzen gewonnen, da er die alten Sitten wieder zu Ehren bringt und man darum hofft, daß die lasterhafte Üppigkeit Chlotars, die Freien und Unfreien schwere Steuern auferlegt, an seinem Hofe keine Stätte finden wird.

Nicht hoch zu Roß hält er Umzug; nach dem Friedensvorbild der ersten Frankenkönige durchfährt er im Ochsenwagen langsamen Schrittes das Land. Hierbei dürfen sich unverwehrt auch die Ärmsten nahen und ihm ins Gesicht blicken.

Wie seine Ahnen hebt er den Speer als Zeichen seiner Würde mit der Linken, während er die Rechte segnend zum Gruße streckt. Die langen blonden Locken, von keinem Helm behindert, wehen bernsteingelb im Wind.

Der König versteht gut zu lächeln. Nicht nur deshalb aber liebt ihn das Volk, sondern mehr noch, weil ihm ein Raunen vorausläuft, daß bei ihm kein Ansehen der Person gelte und keine Bestechung das in den letzten Jahren schwach gewordene Recht mehr beugen könne. Dies erzählt man für gewiß: weder Speise noch Trank lasse der König an einem Gerichtstag seinen Mund berühren und keinen Schlaf in seine Augen kommen, ehe nicht alle fröhlich von seinem Angesicht entwichen seien, nachdem sie Gerechtigkeit erlangt haben.

Lobpreisend sagt dies allerdings bloß das Volk. Die Großen, besonders in Neustrien, sehen dem lebhaften Treiben des Königs mit scheelen Augen zu. Sie mißbilligen offen diese Art Gerechtigkeit. Sie wird eines Tages vielleicht hinterrücks erschlichene Vorrechte ohne Umstände beiseitefegen.

Wie es Brauch ist, hat sich die Gerichtsgemeinde vor Sonnenaufgang bei der großen Eiche versammelt. Nun dauert das Verfahren schon stundenlang. Nachbarn streiten um ein Stück Grund oder böswillige Zerstörung von Flursteinen und unsichere Eigentumsgrenzen. Zeugen sind zu vernehmen, Urkunden zu prüfen. Manche Ehre bedarf eines Königsurteils, damit sie wieder im klaren Lichte steht, von keinem Lästerworte mehr beschimpft.

Der Sonnenball nähert sich bereits stark der Mittagshöhe.

Dagobert sitzt auf einem niedrigen Hügel, wie von Natur über die anderen erhoben. An dem in die Erde gerammten Speer ihm zur Seite hängt sein Schild. Wenn die blauen Augen einmal, des Menschen-gewimmels müde, in die Ferne schweifen, rasten sie gern auf dem stillen, grün bewachsenen Wasser der Yonne.

Allmählich mindert sich die Zahl der Rechtsuchenden. Das Schwerste ist schon erledigt, nur Leichteres gilt es noch zu ordnen. Da wirbelt eine Staubwolke auf der Straße, die von Sens, dem Lauf der Yonne folgend, im weiten Bogen, bevor sie Auxerre erreicht, zum Thingplatz führt.

Es eilt allem Anschein nach dem Nahenden sehr, Recht zu erlangen. Die beiden Pferde ziehen einen nur leichten Wagen. Trotzdem keuchen sie, abgetrieben vom scharfen Lauf, obwohl zwei andere zum Wechseln hinten angebunden sind.

Der Reiter vorne ist durch seine Tracht sogleich als Kaufmann kenntlich. Er sitzt aber wie ein Krieger zu Roß, und in seinem Gürtel hängt statt des Messers ein kurzes Schwert.

Bei einer Hütte am Rande des Thingplatzes hält der Wagen. Eine Bahre wird herausgehoben.

Verlangt da ein Schwerkranker noch nach dem Urteil des Königs, um seine letzte Stunde leichter zu erwarten?

Ohne Zwang öffnet sich eine breite Gasse durch die Mauer des Volkes. Bestürzt weicht es auseinander, so daß überall Gedränge und erregtes Murmeln nachfolgen.

Auf der Bahre festgeschnallt, tragen sie einen blutigen Toten und setzen ihn vor dem König nieder.

Ein Flüstern rauscht durch die Reihen der Großen, die als Beisitzer Dagobert umgeben. Ihre steife Ruhe ist dahin.

Ein Edelknabe des Königs . . .

Seine Tracht bezeugt es unzweifelhaft.

Ein Name fliegt auf.

Romarich . . .

Auch zum Volk klingt er hinüber und läuft weiter.

Romarich . . .

Ja, der schönste, der von den Frauen am zärtlichsten geliebte der Edelknaben!

Rasches Mitleid zuckt durch alle Herzen.

Nun steht Samo neben der Bahre vor dem Angesicht des Königs.

„Wer bist du?“ fragt Dagobert, wie das Verfahren es erfordert, da es um keinen ordentlich zu Gericht Entbotenen sich zu handeln scheint, sondern um einen außerordentlichen und schleunigen Fall.

Im nächsten Augenblick indessen, ehe noch der Fremde die Lippen öffnet, fällt ihm ein, wer dieser ist. Er hat ihn doch erst vor wenigen Tagen an der Tür des Goldschmiedes Eligius getroffen.

„Samo, der Kaufmann aus Sentiacum“, wird ihm Antwort.

Dagoberts Blick fällt auf die Bahre und haftet starr an dem Toten.

Sein Liebling Romarich!

Mühsam faßt er sich, seines Amtes eingedenk, und hebt das Haupt.

„Wer dieser ist, brauche ich nicht zu fragen.“

In seiner Stimme bebte deutlich der Schmerz um den Verlust.

„Durch Heirat mein Neffe“, erklärt Samo.

„Er ist wirklich tot?“ möchte der König noch eine Hoffnung festhalten, obzwar er sie sogleich für töricht schilt.

„Seit gestern mittag.“

„Das Blut rinnt nicht mehr“, stellt der Majordomus Herr Pippin fest, der dicht an die Bahre herantreten ist.

„Weiß man, wer ihn erschlagen hat?“

Jetzt flackert in den Worten des Königs heller Zorn. „Ich . . .“, erwidert Samo mit ehern starrem Gesicht. „So bist du der Beklagte, und er ist der Kläger. Da er jedoch stumm bleiben muß, trete einer aus seiner Sippe vor und erhebe Klage für ihn!“

„Haltet ein, König! Kläger wäre ich hier, hätte ich nicht schon mein Recht mir vorweggenommen.“

Wieder flüstert und wispert Unruhe durch die Versammlung der Edlen und pflanzt unter dem Volke sich fort. Leise gibt einer dem anderen die Worte weiter, die man bis so fernhin nicht verstanden hat.

„Recht – wofür?“ fragt der König stutzend.

In die aufgerissene, fast atemlose Stille gespannter Erwartung fällt Samos erhobene Stimme laut und klar, daß sie den Thingplatz bis zum letzten Ende auszufüllen scheint:

„Ehebruch beging er mit meinem Weib. In Buhlschaft überraschte ich gestern mittag beide, als ich heimkehrte von Paris. Da tat ich, was nach dem Recht der Väter meine Ehre heischte.“ Er zieht das Schwert aus der Scheide und legt es vor den König hin. „Mit diesem hier erstach ich ihn und sie.“

Dagobert nimmt es vom Boden und weist es den Besitzern. Noch dunkeln breite Blutflecke auf der Klinge. Schaudernd legt er es nieder. Sein weicheres Herz entsetzt sich vor dieser mitleidslosen Strenge, obwohl er als Richter sie nicht verwerfen darf. Er legt die Linke über seine Augen und neigt das Haupt. Die langen Locken fallen dadurch nach vorn, als seien auch sie bemüht, ihm das Schreckbild zu entziehen.

Grauen macht alle Gesichter starr. In den vielen Blicken aber, die Samo auf sich gerichtet fühlt, liest er keine Ablehnung seiner Tat.

Dagobert haben die Gefühle überwältigt. Von ihrem wilden Widerstreit hin- und hergezerrt, kann er nicht sprechen.

Sein Liebling Romarich erstochen . . .

Solcher Tod fordert Vergeltung.

Freilich in ehebrecherischer Buhlschaft erstochen...

Gattengericht...

Ein König der Franken muß es anerkennen, wenn auch die Zierde der Jugend seines Hofes darunter gnadenlos zerbrochen ist.

Der Blick Dagoberts fliegt verzweifelnd zum Major-domus Pippin und zum Bischof Arnulf von Metz. Die Mienen der beiden treuen Räte sind jedoch undurchdringlich geworden. Sie dürfen nicht preisgeben, was sie denken, wie in solchem Falle sie selber handeln würden. Hier findet einzig und allein der König das Recht.

Anders die neustrischen und burgundischen Großen. Wer von ihnen mag sich nicht getroffen fühlen? Wer von ihnen hat noch keinen Ehebruch begangen oder läßt seine Gedanken lüstern um das Weib eines anderen kreisen?

Welches Urteil sie sprechen würden, weiß Dagobert.

Hier aber ist Königsgericht.

Jetzt endlich Herr seiner Gefühle, mustert er Samos Antlitz. Wie schon neulich vor dem Hause des Goldschmieds in Paris muß er wieder denken, daß dieses heut aus hartem Erz gegossene Antlitz gar nicht einem Kaufmannsgesichte gleichsieht. Das ist keiner, der listig Waren anpreist, überfordert und kleinlich feilscht. Ein Mensch mit solchen stolzen Zügen verlangt nie mehr als er gibt. Der richtet nicht habsüchtig um Solidi, wirft nicht seinen Vorteil in die eine, Verrat und Schande in die andere Schale. Der richtet wie ein König.

Atemlos harrt das Volk des Urteils.

Endlich spricht Dagobert:

„Leiste hier vor dem frommen Bischof auf den Gekreuzigten den heiligen Eid, daß wahr und ohne Falsch ist, was du geredet hast.“

„Wahr und ohne Falsch“, gelobt Samo auf den elfenbeinernen Christus, den der Bischof ihm hinhält.

Lauter erhebt der König seine Stimme:

„Wir sprechen und erkennen, wie es nach altem Herkommen Recht ist. Samo von Sentiacum, gehe frei und unbehindert von hinnen! Keiner Sippe Rache darf dich treffen. Du hast verletzte Ehre geheilt. Darum haftet Schuld weder an dir noch an deinem Geschlecht.“

Samo senkt leicht den Nacken, grüßt den König und geht.

Das Volk bildet stumm eine Gasse. Als er aber vorüber ist, bricht aus den gepreßten Herzen ein Heilrufen auf Dagobert aus, wie man es so leidenschaftlich noch nie vernommen hat.

Ja, man spricht wahr. Er bringt das alte Herkommen wirklich wieder zu Ehren und schirmt das Recht. Trotzdem er den Tod seines Lieblings nicht hat rächen dürfen, beugt er es nicht und läßt ihm seinen Lauf.

Alle haben gesehen, daß diese Mäßigung ein Opfer für ihn ist.

„Heil, König Dagobert, Heil!“

Die jubelnden Rufe gelten dem Herzen des Königs, weil es ungeachtet aller Machtfülle sich überwunden hat.

Obgleich der Maimond sich bald seinem Ende nähert, macht der Himmel dennoch tagelang kein fröhliches Gesicht. Dicke graue Wolken hängen an den Bergkuppen des Wasgenwaldes, und nur selten glückt es einem Sonnenstrahl, die trüben Schleier zu durchbrechen.

Den derben Gäulen vor den hochräderigen, speichenlosen Karren kommt die frische Kühle gelegen. Vier sind vor jedes der hochbeladenen Gefährte gespannt, und doch müssen sie ihre volle Kraft einsetzen, um die

vielen Steigungen der tief ausgefahrenen, holperigen Straße zu bezwingen.

Es ist ein überaus stattlicher Kaufmannszug, der da von Westen nach Osten Straßburg und dem Rheine zustrebt. Zehn Karren ächzen und quietschen unter der Marter des Weges.

Acht davon gehören Samo, je einer zwei kleineren fränkischen Kaufleuten. Sie haben sich dem größeren, durch Bewaffnete gut geschützten Reisezug angeschlossen, damit sie den Überfällen von Wegelagerern und der Habgier zollheischender Landesherren wirksamer die Stirn bieten können.

Wegen der unsicheren Straßen spart Samo nicht an reisigem Geleit. Außer den Fuhrleuten, die im Notfall Messer und Streitaxt auch kräftig zu handhaben wissen, schützen jeden Karren zwei mit Bogen, Spieß und Schwert wohlausgerüstete Reiter.

Samo hat unter einer ganzen Anzahl von Bewerberern sorgfältig seine Wahl getroffen und kann sich auf die Gedungenen verlassen, denn er besitzt einen untrüglichen Blick für Menschen. Kein noch so verkappter Zug ihrer Gesichter oder die Art, wie jemand sich hält und bewegt, entgeht seinen unauffällig prüfenden Augen.

Trotz solcher scharfen Auslese ist er um Begleiter nie verlegen. Man läßt sich gern von ihm dinge. Er kargt nicht mit Kost und Gewand. Niemals wird er krämerhaft, selbst wenn es ans Zahlen und Entlohn geht.

Auch Edle folgen ihm deshalb wie einem streitbaren Herrn und tun es abenteuerlustig um so lieber, weil man durch ihn in weite Ferne und zu sagenhaft entlegenen Orten gelangt. Nachher im Winter am Herdfeuer kann man die buntesten Geschichten erzählen, wobei man es mit der Wahrheit keineswegs gar so peinlich genau zu nehmen braucht. Hauptsache, daß man selbst recht glänzend und heldisch im Mittel-

punkte steht! Die Daheimgebliebenen müssen schier gelb werden vor Neid und die Weiber blanke Augen kriegen, dann sind sie leicht zu kirren.

Samo reitet meist an der Spitze des Zuges. Er befährt mit seinen Karren diese Straße schon etliche Jahre. Ortskundig, meidet er die Gelegenheiten, wo ein Hinterhalt lauern könnte.

Nicht nur Raubgesindel erfordert, daß man immerwährend die Augen offen hält, sondern auch die Erde selbst birgt Tücken. Die Sümpfe, die sich durch das Tauwetter im Frühjahr bilden, unterhöhlen häufig, ohne daß man es gleich merkt, tief hinab den Weg. Sinkt aber ein Wagen bis zur Nabe ein und kann er nur mit fremder Hilfe herausgeschafft werden, gehört er nach altem, noch immer gültigem Recht dem Herrn, durch dessen Gebiet die Straße läuft – zweifellos zum Lohn dafür, daß er sie aus Eigennutz so schlecht imstande hält. Solche listige Anwendung eines ungerechten Weistums ist in mancher Jahreszeit fast noch bedrohlicher als Waffengewalt. Überhaupt zieht ein Kaufmann sehr verschiedene und stets wenig erfreuliche Lehren aus den Sonderrechten der großen und kleinen Herren.

Sind auf den Straßen keine schlimmen Zwischenfälle zu erwarten, prüft Samo mit stets wachem, geübtem Blick die Karren, daß durch andauerndes Schütteln und Stoßen keine Plane, kein Gurt sich lockert und nichts verlorengeht.

Es hat viel Mühe gekostet, diese stattliche Menge Waren einzukaufen und auf kleinstem Raum ohne Platzverschwendung unterzubringen. Nicht nur Geschmeide aus der Werkstatt des Goldschmiedes Eligius führt Samo mit sich. Ein Karren trägt Wein und Gewürz, ein anderer eisernes Gerät für Hof und Feld. Die übrigen aber bergen dieses Mal alle die gleiche Fracht – gute fränkische Waffen.

Zügelte Samo auf absteigender Straße manchmal sein Roß und läßt die schwerfällige Reihe der Karren an sich vorüberrumpeln, achtsam, ob jedes Rad noch ordentlich, wenn auch unter Quietschen seinen Dienst versieht, möchten hier und da Bedenken ihn etwas unruhig machen. Hat er sich bei diesem großen Waffenkauf nicht doch vielleicht in ein Wagnis eingelassen, das mit seinen sonstigen kühlen kaufmännischen Erwägungen nicht im Einklang steht?

Die schwächlichen Gedanken bringen es aber nicht fertig, echten Zweifel zu säen. Sie fliegen ihn an und verfliegen, ohne die Überzeugung zu erschüttern, daß sich seine Voraussicht als berechtigt erweisen wird.

An der Südostgrenze droht Krieg. Waffen werden dort mehr als alles andere not sein. Dieses Geschäft ist also kein Wagnis.

Geschäft?

Jedesmal, wenn seine Gedanken sich in dieser für einen Kaufmann selbstverständlichen Bahn weiterbewegen wollen, ruft er sie fast unwirsch zurück.

Es handelt sich dabei keineswegs nur um ein Geschäft. Hier stehen andere Dinge auf dem Spiel als Geldverlust und Tauschgewinn. Wer heute den windischen Bauern Waffen liefert, entreißt sie ihrer geduckten Friedsamkeit und baut mit ihrer erweckten, von demütigenden Zehnten befreiten Kraft einen starken Damm gegen die gelbe Awarenflut...

In Stunden, wo der Weg mindere Aufmerksamkeit verlangt, vor allem aber bei der Rast, suchen oft andere Gedanken als viel schlimmere Gäste Samo heim.

Wenn sonst ein Kaufmann ausfährt, steht ihm schon die Heimkehr von den ersten Tagen an lockend vor Augen. Wie werden sie ihn zu Hause voll neugieriger Bewunderung umringen, führt er Waren ein, die man lange entbehrt oder vielleicht gar nicht kennt, nur preisen hat hören!

Heimkehr . . .

Süß hat seinem Herzen einst dieses Wort geklungen, nun aber ist jeder Wohllaut ihm geraubt. Es ächzt von Schuld; es wimmert Totenklage; es stöhnt um ein unwiederbringlich verlorenes Glück; es tröstet nicht mehr in der Fremde; es foltert.

Ach, zum verzerrten Schreckbild ist die Heimat ihm geworden! Betrogen hat sie ihn, und er hat ihr dafür das scharfe Eisen ins falsche Herz gestoßen.

Ihr — der Heimat?

Nein — doch nur dem Weibe, der leichtfertigen Eheschänderin!

Es ist dasselbe.

Heimat und Imnehilde fließen ihm zu einem Bild zusammen. Blutbesudelt, niedergestreckt, zerstört liegt es am Boden, überronnen von dem matten Glanze künstlich blonden Haares.

Unvergeßbares Bild, doch immer — immer Schreckbild nur!

Wie eine Stätte nach Plünderung und Brand ist ihm die Heimat. Was ihm an ihr noch wert gewesen ist, Wilfried, seinen Sohn, hat er aus den Trümmern gerettet. Der mittelste, geschützte der Karren trägt eine feste Truhe, gefüllt mit Schmuck und edlen Steinen, die durch des großen Goldschmieds Kunst noch kostbarer geworden sind. Er birgt auch das einzige vor dem Untergange bewahrte Gut zerbrochener Liebe, den jetzt sorgsamer als zuvor behüteten Knaben.

Samo weiß nicht, ob Wilfried schon ermessen kann, was wirklich geschehen ist. Am Tage des Unglücks hat er ihn vorsichtig von jedem schlimmen Eindruck ferngehalten, auch Plektrude den Zutritt streng verwehrt. Mit elf Jahren ist man nicht mehr so dumm, keine Gedanken sich zu machen, und noch nicht klug genug, den Widersinn des Lebens zu begreifen. Dies aber spürt der Vater deutlich: wenn seine Hand das Kind anrührt, weicht es zurück, als strebe unwillkür-

lich etwas in ihm, einen Zwischenraum zu schaffen. Früher hat Samo ähnliches nie bemerkt, auch nicht nach langer Abwesenheit. Mit noch tieferem Dunkel erfüllt es seine Seele.

In dieser trüben Stimmung sind ihm die grauen Maitage durchaus willkommen. Sein wundes, verödetes Herz paßt nicht zu unbeschwertem Frühlingsübermut und jauchzender Blütenseligkeit. Besser noch – den Mantel enger um die Glieder ziehen, weil der Wind von den neu verschneiten Bergkuppen fast winterlich kalt niederpfeift, – und weiter – immer ostwärts – immer weiter fort von der Welt, in die man seit dem ersten Atemzug gehört und nun nicht mehr gehören will. –

Als man nur noch eine Tagereise von Straßburg entfernt ist, erreicht ein munter trabender Jagdzug die langsamen Kaufmannskarren. Samo reitet eben ein paar Schritte vor dem ersten Gefährt und wendet sein Roß, weil er Huftrappeln vernimmt.

Dagobert . . .

Der Kaufmann hat nicht gedacht, daß er hier den König noch einmal trifft, es vielleicht auch nicht gewünscht. Er könnte sich unschwer hinter der Plane eines der hochbeladenen Karren decken und so die Jäger vorüberlassen. Er tut es aber nicht, sondern bleibt mitten am Weg.

Wie es sich ziemt, senkt er den Nacken und hebt die Hand zum Gruß, nachdem der König ihn eingeholt hat.

Dagobert erkennt ihn sofort.

Er zügelt sein Pferd.

„Wohin geht die Fahrt?“ fragt er leutselig.

„Nach Karantanien.“

„Das ist weit.“

Der König lockert die Zügel. Er sieht plötzlich ernster aus als zuvor. Der Schatten Romarichs hat sich zwischen ihn und den Kaufmann gedrängt.

„Gute Reise!“ wünscht er deshalb schnell.

„Gute Jagd!“ dankt Samo.

Dann ruhen ihre Blicke wieder eine kurze Weile ineinander – tastend der des Königs, fast mißtrauisch – wägend der des Kaufmanns.

In Samo haftet der gleiche Eindruck wie neulich. Gütig kann dieser junge König sein. Ob er es aber bleibt? Es ist nicht Merowingerart.

Das Kinn zerfließt zu weich. Der Mund schwingt zu lebenslustig. Ähnlich seinem Vater wird sich auch Dagobert später von den Weibern beherrschen lassen, anstatt daß er über ein großes Reich von Männern herrscht. Was dann noch von seiner Güte bleibt, wenn er die Untertanen schröpfen muß, damit der Hochmut der jeweiligen Herrinnen seines Herzens in Glanz und Reichtum schwelgen kann, das schätzt Samo nur sehr niedrig ein.

Er kann diesen Gedanken ohne Störung nachhängen, denn die Straße wird zusehends besser. Man merkt, daß man sich einer Stadt nähert.

Je länger er nachgrübelt, um so mehr ist er davon überzeugt, daß diesem unvermuteten Begegnen zweifellos ein tieferer Sinn innewohnen muß. Zum letztenmal hat er heute den König im Zauber seiner Jugend sehen sollen. Noch ist Dagobert der Reine und Gerechte. Noch klebt kein Blut an seiner Hand.

Wenn er ihn vielleicht erst Jahre später wiedertrifft, weil diese Reise voraussichtlich lange dauert – wenn sich dann abermals ihre Wege kreuzen, wird auch der Reine und Gerechte schon ein Teil Schuld wie jeder König tragen, und man wird ihn allein danach messen, ob er es mit oder ohne Würde trägt.

Nur wie jeder König?

Samo seufzt.

Wie jeder Mann, der einer noch nicht ausgegorenen Zeit zum Trotz Ehre und Ordnung wahrt und, Frevel strafend, sich mit Blut beflecken muß. Blut aber ist

immer Schuld, wenn wir nicht die Vernunft, sondern unser Herz um Rat fragen . . .

Von einer Höhe der Straße aus sieht Samo zum erstenmal auf dieser Reise den großen Strom, den Rhein, herüberblinken.

Lange Zeit hängt sein Blick starr an dem Silberband, das zwischen breiten Ufern dem Schwingen grüner Waldberge und sanfter Rebhügel halt gebietet. Als trenne das Wasser glitzernd zwei Welten, dünkt es Samo – zwei Leben. Daseine davon wird bald versunken sein, das andere steigt erst auf. Beide jedoch gehören ihm.

Dort unten schwimmt ein Schiff, von seiner Fracht schwer hinabgezogen. So schwer zieht an Samos Herzen die Last der Vergangenheit. Wie ein trotziges Segel indessen schwellt ein Ahnen ihm die Seele mit dem Hauch einer größeren Zukunft.

In der Frühe des nächsten Tages beim Übersetzen kehrt das gleiche Gefühl mitten auf dem Strom ihm wieder. Da weitet er die Brust und stemmt sich, obwohl gar kein starker Wind ihnen entgegenweht. Es ist nur ein Zeichen, daß er dem Dunklen, das ihn niederhalten will, Fehde ansagt.

Kaum ist die Fähre gelandet, da springt er mit weitem Schwung auf das feste Ufer. Nicht gleich den anderen durch Schlamm und Morast watend, will er den ersten Schritt sicher tun in seine neue Welt . . .

Trotz des Wechsels der Landschaft hängt sich Tag einförmig an Tag. Das Silberband des Rheines ist schon viele Meilen weit in Wolkengrau hinter den Reisenden zerflossen. Ein rauher Frühling blüht, ohne sich zu verschwenden. Dies besorgen dafür Wind und Regen in ausgiebiger Weise.

Wenn es einmal trocken ist und man keines Überfalls gewärtig sein muß, nimmt Samo seinen Sohn vor sich aufs Pferd. Reiten sie so eng beisammen, spürt

der Vater in dem Kinde keinen Widerstand mehr. Da er nicht zum erstenmal diese Straßen zieht, fällt es ihm leicht, dem wißbegierigen Knaben auf mancherlei Fragen Antwort zu geben.

„Einst“, erzählt er, „sind die römischen Kohorten diesen gleichen Weg von Westen nach Osten gezogen.“

„Und wo sind sie geblieben?“ fragt Wilfried voll Spannung.

Ein stolzes Lächeln spielt um den in letzter Zeit herb gewordenen Mund des Franken Samo.

„Zerbrochen sind sie – aufgerieben – aus Kriegern Kolonen, aus Herren und Eroberern Unterworfenen geworden. Die Kraft unserer Väter hat sie immer weiter zurückgedrängt. Aufgesogen worden sind sie vom Fränkischen Reich, wie Wassertropfen von einem Schwamm.“

Ach, der Schwamm ist leider davon glitschig geworden und nimmt nichts mehr auf! Man müßte ihn ordentlich ausdrücken, aber dafür sind weder Chlotars noch Dagoberts Hände fest genug – Könige eines großen Reiches, aber keine großen Könige. Das Geschlecht der Merowinger treibt keine starken Helden sprossen mehr.

Als den römischen Kohorten Gewerbe, Handel, sogar Künste folgten und aus ihren Lagern Städte wurden, sind diese schnurgeraden Straßen breit und glatt gewesen, Träger des geschäftigen Lebens eines selten unterbrochenen Verkehrs. Noch hält der Unterbau, einst durch Legionäre und Sklaven zweckvoll aus Kalkmörtel und Kieselsteinen zusammengefügt. Oben jedoch reißen Frost und Nässe immer tiefere Löcher, und die schweren Karrenräder wühlen nach. Von den Seiten drängt der Wald heran und zwingt jeden Sommer unverdrossen in zähem Wachstum ein Stück nach dem anderen wuchernd unter seine grüne Herrschaft. Für Samos prüfenden Geist wird die Verwahrlosung und Leere dieser Straßen zu einem Sinnbild, das ihn

jeden Tag neu erschüttert. Hohl, fast lächerlich wirkt der rasch vorübergehende Prunk eines Fürstenaufzugs, während sie durch das ganze Land hin jedem Reisenden die Ohnmacht der Herrschergewalt abstoßend und mitleiderweckend allstündlich vor Augen führen.

In Augusta Vindelicorum sind die beiden Kaufleute am Ziel und nehmen dankbar Abschied. Der Reisezug Samos aber darf noch nicht so bald rasten. Allmählich rücken nun doch die hohen Alpenberge näher, nachdem sie wochenlang, zwar oft durch Nebel und Wolken verhüllt, der Straße immer in der Ferne zur Seite geblieben sind. Auf ihren Gipfeln kann man jetzt schon bei föhniger Luft Fels und Schnee unterscheiden.

Eines Abends beginnt Wilfried zu fiebern. Das rauhe Wetter wirkt trotz dicker Pelze erkältend auf ihn ein. Das Rütteln und Stoßen der völlig ungewohnten Fahrt greift ihn in steigendem Maße an.

Die alte Wärterin aus Burgund, eine Leibeigene Samos, führt vorsorglich mancherlei fieberlindernde Kräuter und Arzneien bei sich. Der Knabe versucht geduldig alles. Die Magd spart nicht Zaubersprüche und Beten. Dennoch verschlimmert sich Wilfrieds Zustand in den nächsten Tagen.

Der Kranke liegt mit heißen Backen im Karren und lallt wirres Zeug, das ihn aufregt und ängstigt. Nur wenn er von seiner Mutter träumt, lächelt er und wird still.

Es ist schon nicht mehr daran zu denken, daß während einer fieberfreien Stunde der Vater ihn hinauf in den Sattel nehmen könnte. Man müßte fürchten, das Kind fiel vor Schwäche herab.

Zuerst hat Samo nur an eine rasch vorübergehende Unpäßlichkeit geglaubt, die den Reiseungewohnten infolge der Anstrengung regelmäßig zu befallen pflegt – ein nicht umgehbarer Zoll. Gleich jedem anderen muß man ihn mit Geduld entrichten. Ein paar warme

Sommertage werden schon den Frost aus den jungen Gliedern treiben.

Als aber die Sonne stark und heiß vom Himmel strahlt, feurig bereit, nachzuholen, was sie diesen Frühling versäumt hat, ist Wilfried trotz des schönen Morgens kaum imstande, vom Lager aufzustehen und sich statt der Karrenräder der eigenen Beine zu bedienen. Weder milde noch rauhe Worte des Vaters vermögen etwas über die Schwäche des Knaben. Er sieht mager und blaß aus, wie am Erlöschen. Die Klarheit des hellen Sonnenlichtes stellt es schonungslos vor Augen und scheucht die Zuversicht baldiger Genesung.

Eine fremde Angst ergreift furchtbar Samos sonst so gelassenes Herz. Wenn er den Knaben daheim aus der milden Luft des Yonnetales nur herausgerissen hat, um ihn desto sicherer zu verlieren!

Zweifellos ward diese Krankheit von einer dunklen Macht gesandt. Keinesfalls geht es mit natürlichen Dingen zu. Samo kann sich eines bestimmten Verdachtes nicht erwehren, obwohl er ihn abzuweisen sucht.

Sollte Imnehilde . . . ?

Will sie ihm vielleicht das Kind rauben, um ihren blutigen Tod zu rächen? Er hat es selbst gesehen, daß ihr Geist durch Wilfrieds Fieberträume geht und ihn verführt, so daß er lächeln muß.

Wenn sie ihm einflüstert, fortzugehen – dahin, wo sie ist . . . ?

Samo schauert vor dem Ort, denn nur grauenvoll kann doch der Aufenthalt der Seele eines solchen ehebrecherischen Weibes sein. Niemals darf Imnehilde das Kind ihm abgewinnen.

Gibt es denn überhaupt das Recht der Rache für eine, die durch ihren Tod nur ihre Schuld gebüßt hat?

Samos nüchtern scharfe Vernunft lehnt sich dagegen auf, trotzdem ist er voll wachsender Sorge. Wer ver-

mag zu erkennen, was die Finsternis an Tollheit und Widersinn gebiert! Unhold und grausam treibt sie oft mit dem Menschen ihr Spiel.

Ach, träfe man doch irgendwo einen Arzt! Seine Hilfe sollte ihm reich gelohnt werden. In diesen entlegenen, dünn besiedelten Landstrichen aber findet man keine Ärzte, es sei denn, ein Kloster steht am Weg und ein Bruder hat dort, nicht nur zum Heil der Seele, sondern auch zum Nutzen des irdischen Leibes, aus alten Pergamenten Wissen sich erlesen und versteht es anzuwenden.

Eines Morgens erfährt Samo von Leuten auf der Straße, daß unweit, im Kessel eines stillen Tales, ein greises Weib wohne. Es sei der wirksamsten Heilkräuter kundig und übe eine geheimnisvolle Macht, den Tod noch von der Schwelle, die er schon betreten habe, fortzubannen.

Für Samo gibt es kein Schwanken. Er muß die Alte finden, ganz gleich, mag sie eine Wundertäterin oder Hexe sein. Er läßt sich das Tal genau beschreiben. Sieben der Karren heißt er bis zur nächsten Ortschaft weiterfahren, dort soll man auf ihn warten. Ein oder zwei Ruhetage werden den abgetriebenen Gäulen auch nicht schaden.

Er selbst nimmt nur den Karren mit, der außer Sohn und Magd die Geschmeide birgt. Die Reiter mögen mit den anderen ziehen. Das Tal sei sicher, hat man ihm berichtet. Was aber schwerer wiegt, ist die Warnung: höre die Alte Reiter kommen, so flüchte sie wahrscheinlich in den dicksten Wald und werde dann tagelang nicht mehr gesehen.

Die Zeitangabe hat gestimmt. Bald erreicht Samo den Eingang des Tales.

Es ruht still im Wälderfrieden. Der wie eine Wiege sanft geschwungene Kessel ist von grünen Hügeln schützend umstellt. Behaglich schwatzt eine klare Quelle mit sich selber und der Einsamkeit.

Als sei diese Landschaft gestern erst geschaffen und noch nie von Krieg und Blut befleckt, liegt sie im Glanze eines blauen Sommertages vor Samos erwartungsvollen Augen. Die Vögel scheinen hier schöner zu singen. Hase und Reh weichen wegen des Karrens kaum von hinnen. Die Eichhörnchen blicken aus dem Gezweig neugierig auf ihn herab. Sie alle, scheint es, haben den Menschen und seine Waffen noch nicht fürchten gelernt.

Andacht ergreift Samo und füllt mit Ehrfurcht ihm das Herz. So weltentrückt und still mögen die Wälder gewesen sein, die eine Heimstätte von Göttern waren. Zu ihnen haben auch seine Ahnen gebetet. Wie fremd, wie blaß ist dagegen alles, was man in den neuen Kirchen predigt und verehrt! Es hat ihn gleich so vielen anderen in der Tiefe nicht erreicht. Um des einen Gottes willen ist die Welt entgöttert, nur die Dämonen sind geblieben. Hier aber spürt Samo Seele noch einmal stark den Hauch der reineren alten Zeit.

Wo der Kessel des Tales endet und ein abgrenzender Hügel in hellem Buchengrün sich sanft zum Himmelsblau erhebt, hockt altersbraun, der einzige dunkle Fleck in lauter Sonnenglanz und Laubflimmer, eine elende Hütte. Schmielengräser und Hauswurz wuchern lustig auf dem niederen Dach, als sei dies der beste Platz für einen Garten. Von der Regenrinne hängt zottig der Baumbart herab. Das feuchte Frühjahr hat ihn lang und prall werden lassen. In dem hellen Licht schaut er trotzdem ein wenig verschossen aus und paßt deshalb gut zu der morschen Hütte.

Samo ist enttäuscht, aber er hat Glück. Er trifft die Alte vor der Tür. Da sie gerade einen bäurisch gekleideten Mann verabschiedet, kann sie dem neuen Besucher nicht entweichen.

Allerdings, findet Samo, sieht sie fürs erste weniger furchtsam als furchterweckend aus. Bei seinem Nahen richtet sie sich aus ihrer greisenhaft gebückten Hal-

tung hoch. Da merkt er, daß sie gar nicht so klein ist. Die ganze Gestalt macht auf ihn sogar einen keineswegs unedlen Eindruck, sondern nur einen sehr verwahrlosten, wie ein Weib aussehen muß, das mutterseelenallein im wilden Walde nur mit Tier und Pflanze haust.

Die scharfen Züge geben dem Antlitz etwas Vogelartiges. Samo kommt nur nicht recht darüber ins reine, an welchen Vogel sie ihn erinnert. Die schmäl-rückige gebogene Nase wirkt wie ein Schnabel.

Die fast erschreckende Magerkeit verrät, daß die Frau Mühsal und Entbehrungen im Übermaß getragen hat und wohl noch trägt. Welch ein unbarmherziges Geschick mag sie, vielleicht von weither, in dieses Elend der Einsamkeit unter das niedere Dach verbannt haben?

Samo bindet die Zügel seines Pferdes ohne Hast um einen Eschenstamm neben dem Wege. Die Alte tut keinen Schritt vor oder zurück. Ihre klaren, freilich rot umränderten Augen beobachten aber prüfend jede Bewegung des Fremden.

Daß er seinem Pferde den Hals klopft, ehe er es verläßt, beruhigt die Frau und nimmt sie für ihn ein. Weil sie sich hier mehr mit Tieren als mit Menschen abgibt, ist sie besonders den Rohlingen feind, die ihre ungebärdige Kraft immer gern am Schwächeren erproben. Vor ihrer dreisten Grobheit pflegt sie in den Wald zu entweichen, damit sie ihnen keine Hilfe gewähren muß.

Samo neigt das Haupt wie jemand, der eines Trostes bedarf. Da kann sie sich schon denken, daß er nicht nach goldenen Schätzen stöbern will, sondern wegen einer Arznei gekommen ist.

„Was wünscht Ihr?“ fragt sie nach gebotennem Gruß keineswegs unfreundlich.

Wieder wundert sich Samo. Ihre Worte klingen anders als das Volk hier redet. Bei so verwahrlostem Äußeren hätte er diese Art zu sprechen nicht erwartet.

Deshalb befließigt auch er sich seiner besten Ausdrucksweise. Es kommt ihm allerdings sonderbar vor, wenn er auf die Hütte und die Herrin des armseligen Waldlehens blickt.

„Ich habe am Weg vernommen“, antwortet er, „daß Ihr mächtig seid, außer anderen Krankheiten auch Fieber zu heilen. Mein Sohn, ein Knabe von elf Jahren“, er deutet mit der Hand zurück, „dort hinten in jenem Karren, leidet schon seit etlichen Tagen daran. Wir sind auf einer großen Reise. Wenn er weiter so an Kraft verliert, fürchte ich, muß ich ihn, mein einziges Kind, am Weg bestatten.“

„Laßt mich den Knaben sehen!“

„Ich hole ihn.“

Seine Worte sind von einem deutlichen Aufatmen begleitet, als sei jetzt schon die Gefahr vorüber. Hoffnung scheint unsichtbar am engen Eingang der Hütte zu sitzen und zu lächeln.

Aus dem Karren haben drei Augenpaare das Gespräch belauscht. Auf Geheiß des Vaters und mit seiner Unterstützung klettert Wilfried mühsam herunter. Der Fuhrmann und die Magd bleiben gern zurück.

Mehr gestützt als mit eigener Kraft schreitet der Knabe taumelig der Hütte zu. Die Alte wiegt leise den Kopf. Sie denkt angestrengt darüber nach, welche Kräuter sie in diesem Fall verwenden soll.

Es scheint schlimm um das Kind zu stehen.

Sie erkundigt sich, wie lange es schon Fieber hat.
„Seit zehn Tagen.“

„Also im ersten Viertel des abnehmenden Mondes.“

Das ist wichtig zu wissen. Man muß hiernach die Kräuter bestimmen, die man verwendet.

Als das Kind vor ihr steht, möchte es sich hinter den Vater ducken. Es senkt scheu den Kopf, so daß die Frau nur die blonden Haare sieht. Da sie ihm aber sacht die Hand unter das Kinn legt, muß er den Nacken

heben und sie ansehen. Ihre Augen sind gar nicht böse, aber sie üben eine geheime Kraft, Widerstrebendes festzuhalten.

Sie streicht Wilfried freundlich übers Haar.

„Kommt in die Hütte!“

Sie selber geht voran.

Samo bückt sich rasch, sonst würde er mit dem Schädel gegen den niederen Pfosten des Eingangs stoßen. Innen ist es so dämmerig, daß er nach der hellen Sonne draußen seine Augen erst eine Weile an dieses schwache Licht gewöhnen muß, bis er sich zurechtfindet.

Einfach schaut alles aus, doch etwas unsauber. Ein Tisch ist da mit Bank und Schemel wie in einer Bauernstube. Im offenen Herde glüht ein Buchenklotz. Auf dem eisernen Dreifuß brodelt in einem hier durch Form und Metall fremd anmutenden Kupferkessel ein Sud, der würzig nach Fichtennadeln und Waldkräutern duftet.

Die Frau leitet den Knaben zu einem Lager an der Seitenwand. Es raschelt von Laub.

Seufzend läßt das Kind sich nieder. Sie hüllt es in eine Decke und schiebt ihm ein Polster unters Haupt.

„Wir werden sehen“, sagt sie zu Samo. „Heute oder morgen könnt Ihr aber noch nicht weiterreisen. Es braucht Zeit. In zwei Tagen ist Neumond. Der muß erst vorüber sein.“

Samo hat schon mit einer Unterbrechung der Fahrt gerechnet. Vor allem aber ist er damit einverstanden, weil sich Wilfried ohne Widerstreben den Anordnungen der Alten fügt. Er steht heute im Vordergrund jeden Denkens.

Daß er genese, ist jetzt das einzige Ereignis von Belang. Die Reise hat keine Eile mehr. Karantanien mag warten. Derzeit gibt es für Samo nur diese eine enge Welt — die Hütte der um geheime Kräfte wissen-

den Frau, deren Macht die Geister der Krankheit sich beugen müssen.

„Laßt mich mit dem Knaben allein!“

Samo zögert. Als die Alte es bemerkt, lächelt sie bitter, fast spöttisch.

„Ihr braucht für Euer Kind nichts zu fürchten. Ich bin keine Hexe.“

„Daß ich dies glaube, dürft Ihr wahrlich nicht wähen.“

„Dann folgt meinen Ratschlägen, damit der Knabe gesundet.“

Fast herrisch klingt es – wie eine spricht, die von klein auf zu befehlen gewöhnt ist. Sanfter fährt sie fort:

„Wenn ich bete, und ohne Beten gedeiht kein Heiltrank, kein Räucherwerk einem Kranken zur Genesung, muß ich allein mit ihm sein. Wer gesund ist, hat weniger Glauben als ein Siecher und mindert deshalb die geisterbannende Macht. Nur der Glaube gibt den Kräutern ihre große Kraft. Wer ihn mißachtet, stirbt daran.“

„Ich mißachte gewiß Euren Glauben nicht“, beteuert Samo und steht folgsam auf.

Wenn er ihn auch nicht mißachtet, stark ist er keineswegs in dem Glauben, den die Frau meint. Darum läßt er sie gern allein bei ihrem Werk. Ihr Gottesdienst ist anderer Art als bei den Franken – vielleicht einen ausgenommen – den frommen Goldschmied Eligius.

Der Gedanke an ihn ist für Samo Aufmunterung und Trost in dieser undurchsichtigen Stunde, wo er die Vernunft schlafen gehen lassen muß zugunsten seiner Vaterliebe.

„Ihr könnt Euren Karren unter den Schuppen stellen, wenn Ihr mögt.“

Wieder klingt es gewährend, wie Erlaubnis einer Herrin.

„Ich danke Euch.“

„Vater!“ ruft Wilfried, nun doch ein wenig ängstlich.
„Ich komme wieder“, tröstet ihn Samo. „Schlafe nur und werde bald gesund!“

„Ja, der Vater kommt wieder“, verheißt auch die Frau, noch milder. Ihre rauhe, wetterzersprungene Stimme wird wohlklingender, weil ein Ton mütterlicher Sorge in ihr schwingt.

Als Samo gegangen ist, mischt sie aus schön geformten Büchsen, die sich auch darüber zu wundern scheinen, daß sie hierher gekommen sind, siebenerlei Kräuter. Der Sud aus solchen Kräutern hat sich als stärkend und fieberfeindlich schon manches Mal bewährt.

Sie hebt den Kupferkessel vom Dreifuß und füllt die fertige Arznei in ein irdenes Gefäß, das sie mit einem Deckel fest verschließt. Dieses Mittel soll gegen Gliederschmerzen helfen – so Gott will.

Nun reinigt sie den Kessel mit warmem Wasser und setzt die sieben Kräuter an. Sie sind im aufgehenden Mond gepflückt, dies ist unerläßlich, und auch, daß noch der Tau des Morgens sie benetzt hat.

Sie murmelt inbrünstig einen alten Segen. Peinlich genau vererbt, stammt er schon aus grauer Urväterzeit und hat seine Zauberkraft oft bewiesen. Er bannt die bösen Geister von der Schwelle, daß Gottes Hilfe eine reine Stätte finde, um sich zu offenbaren.

Während der Sud langsam ins Kochen kommt, zieht die Alte ein Becken mit nur noch schwach glühenden Holzkohlen heran. Es kostet Mühe, eine helle Flamme zu entfachen. Sie entnimmt dem Eisgestell überm Herde eine Räucherpfanne und streut dieselben sieben Kräuter, fein gestampft, hinein, dazu noch Beeren von mehrerlei Art.

Nun ein Gebet zu den drei dunklen Schwestern! Der Christengott hat sie auch in den frömmsten Herzen ihrer Schicksalsmacht noch nicht beraubt. Nur wenn man sie günstig zu stimmen weiß, können die heilsamen Kräfte der Pflanzen sich entfalten.

Es dampft und füllt die Küche mit würzigem Rauch. Die Alte trägt die Pfanne, noch immer murmelnd, an das Lager des Knaben.

„Atme tief, liebes Kind!“ mahnt sie dringend, so daß Wilfried ihr, obzwar zuerst mit Widerstreben, folgt.

„Nicht so rasch! Siehst du, jetzt mußt du husten, doch das ist nicht schlimm. Nur weiter! Atme noch einmal tief und ruhig! Ja, so! Es macht dich gesund.“ Gleich einer Beschwörungsformel wiederholt sie es. „... macht dich gesund ... macht dich gesund ...“

Dann stellt sie vorsichtig die Räucherpfanne beiseite. „Nun laß uns beten!“ sagt sie leise.

Sie erwartet gar nicht, daß der Knabe mitbetet. „Höre nur gut zu!“ flüstert sie.

Inbrünstig beschwörend, ruft sie wieder die drei Schicksalsschwestern an – und noch einmal – und noch einmal – denn die Drei ist heilig und kraftverstärkend.

Wilfried will lauschen, will sogar zuerst die Worte nachformen, obwohl sie ihm nicht geläufig sind, aber der Rauch der Kräuter und Beeren hüllt ihn fest ein. Bald schweigt er und schläft.

„So ist es in Ordnung“, murmelt die Frau befriedigt.

Sie bleibt neben ihm sitzen und schaut ihm ins Gesicht.

Wie traurig er aussieht! Das muß wohl ein Kind sein, das keine Mutter hat.

Kind ohne Mutter – Mutter ohne Kind – ach, ohne Mitleid weben die Nornen die Geschehnisse der Menschen!

Wenn alles nur beschlossen wäre in diesem einen Leben, welche Strafe müßte es sein, geboren zu werden! –

Nach ein paar Stunden erwacht Wilfried. Erschreckt blickt er umher, aber er sieht die gute alte Frau an seinem Lager sitzen. Sie wundert sich, daß ihm gar nicht das Wort „Mutter“ über die Lippen kommt.

Noch umhüllen ihn die wohltätigen Dämpfe zu dicht. Sie fesseln alle seine Gedanken an diese Hütte, und es ist für ihn ein Glück, daß sie, hier gebunden, nicht zurückfliegen können.

Die Frau reicht ihm den Sud. Wilfried verzieht zuerst den Mund, denn die Bitterkeit ist von dem süßen Beisatz nur halb bezwungen. Der Trank schmeckt aber auch würzig und deshalb gar nicht widerlich.

„So ist es recht“, lobt die Alte. „Du bist tapfer, und wer tapfer ist, wird groß.“

Da lächelt das Kind zum erstenmal.

„Jetzt wollen wir den Vater rufen“, verheißt sie, und Wilfried nickt erfreut hierzu. Er fühlt sich schon ein wenig besser.

Samo sitzt draußen auf der derb gezimmerten, wetternarbigen Bank unter einem abblühenden Holunderbusch und bohrt den Blick in den mit kleinen weißen Sternen bedeckten Boden.

„Wenn der Knabe stirbt . . .“ laufen seine Gedanken immer wieder denselben Kreis.

„Wenn der Knabe stirbt . . .“

Er ist beängstigend schwach gewesen, zum raschen Umblasen hinfällig.

Nein – er darf nicht sterben! Er muß leben!

So tief ist Samo in Trübsal versunken, daß er das Kommen der Frau ganz überhört. Plötzlich steht sie neben ihm, und als ob sie seinen selbstquälerischen Gedanken Trost zusprechen müsse, sagt sie sanft entschieden:

„Er wird leben.“

Da reißt Samo die schmutzige, welke Hand der Greisin an seine von innerer Erregung zersprungenen Lippen und küßt sie.

„Wenn es sich erweist, daß Ihr wahr gesprochen habt, so wählt aus meinen Schätzen, was Ihr wollt!“

Sie lächelt wehmütig – wie zu einem Geschenk, das für sie keinen Wert mehr hat, weil sie darüber schon lange hinaus ist . . .

Am Abend vor der Weiterreise sitzen sich Samo und die Frau in der Hütte allein gegenüber. Der Knabe, mitgenommen vom starken Schwitzen, aber wieder fieberfrei, schlummert tief und ruhig auf dem Laubstreulager. Der Fuhrknecht und die Magd sind zum Schlafen unter die Karrenplane gekrochen. Dort liegen sie lieber als in der Hütte, wo sie sich stets nur flüchtig aufgehalten haben.

Für die beiden abergläubischen Gemüter steht es felsenfest, daß die Waldfrau eine Hexe ist, auch wenn sie dieses Mal nichts Böses getan und den Knaben wirklich geheilt hat. Seit sie beobachtet haben, daß hinter der Hütte in dem Holzschuppen eine Eule unangekettet sitzt, ohne fortzufliegen, und daß die Kräuterherrin sie füttert, kann kein Zweifel mehr bestehen. Ein ordentlicher Mensch gewährt solchem wüsten Nachtvogel kein Obdach, sondern schlägt ihn tot, sobald er bei Tage ihn überwältigen kann. Gibt eine sich mit derlei Viehzeug ab, weiß man doch klar, was man von ihr zu halten hat. Deshalb ist es sicherer, man geht ihr aus dem Wege, damit man nicht von ihrem Atem unheilvoll getroffen wird.

In dem niederen Raum der Hütte breitet sich das Dunkel allmächtig aus. Der verglühende Holzstumpf des Herdes läßt es nur tiefer erscheinen. Das matte Flämmchen eines Lichtfassers reicht nicht einmal aus, die Gesichter des Mannes und der Frau völlig zu beleuchten. Das Lager des Knaben ist, von keinem noch so schwachen Strahl erhellt, ganz von Finsternis umfungen.

„Da wir morgen weiterfahren und Wilfried unter Euren heilenden Händen, Frau, gesundet ist“, sagt Samo mit leiser Stimme, um den Schlaf des Kindes nicht zu stören, „will ich nun freudig mein Versprechen einlösen, das ich Euch vordem in der großen Sorge meines Herzens gegeben habe.“

Er nestelt aus seinem breiten Gurt einen ledernen Beutel und öffnet ihn bedächtig. Als er den Inhalt in

seine Hand schüttet, glänzt es darin von bunten Steinen.

„Gemünztes Gold“, wendet er sich wieder an die Frau, die ihm schweigend zusieht, „wird hier in dieser Waldeinsamkeit wohl ohne Wert für Euch sein.“ Er schiebt die Steine in den engen Kreis des Lichtes. „Deshalb erwählt unter diesen den, der Euch am begehrenswertesten dünkt! Ihr braucht nicht zu fürchten, daß mir einer kostbarer als meines Kindes Leben sein möchte.“

In den dunklen Augen der Frau brennt ein Feuer auf. Samo gewahrt es trotz des dürftigen Lichtes. Sie erscheinen ihm plötzlich minder tief eingesunken und weltnäher.

Sie wirft den Nacken zurück und will offenbar eine Versuchung von sich abweisen. Trotzdem greift ihre Hand nach den Steinen, aber sie zittert dabei. Ihre Fingerspitzen berühren den bunten Glanz wie etwas Verbotenes, fast Gefährliches.

Sie hebt einen Stein nach dem anderen spielerisch prüfend gegen das schwache Licht, um Farbton und Reinheit besser zu erkennen. Wehmut und lange verschollenes Glück malen sich für den stummen Beobachter deutlich in ihren welken Zügen. Bald aber geht eine Wandlung mit ihnen vor. Die Wehmut, die zuerst überwogen hat, verblaßt. Dafür wird eine beinahe jungfräuliche Freude immer stärker und läßt das Antlitz weniger greisenhaft erscheinen.

„So mag sie als Mädchen in reicherer Umgebung mit Schmuck und Tand gespielt haben“, denkt Samo, tief ergriffen von der kargen Einsamkeit dieses Alters.

Dann strafft sich die Gestalt der Frau allmählich unter einem obsiegenden Willen. Nein – die Vergangenheit darf keine Macht zurückgewinnen. Zögernde Finger schieben die Steine aus dem Lichtkreis fort ins Dämmerdunkel, das jeden Glanz verschlingt.

„Was soll mir das!“

Es klingt nicht hochmütig, sondern wie ein Seufzer. Das Herz leidet noch immer darunter, daß es so weit fort von allem sein muß, was einer Frau, selbst einer alten Frau, das Leben ziert und bunt macht.

„Es sind fast lauter echte Steine“, beteuert Samo, als seien sie ihr nicht gut genug.

„Ich kenne es.“ Sie holt einen Stein wieder ans Licht. „Der Topas hier ist ein wunderschönes Stück.“

Sie hält ihn noch einmal gegen das Licht.

„So nehmt ihn doch zum Lohn!“

„Ich heile nicht um Lohnes willen“, erwidert sie herb. „Nicht um solchen Lohnes willen“, fügt sie verbessernd hinzu.

„So nehmt ihn zum Dank, zur Erinnerung an einen Vater, den Ihr vor schwerem Leid bewahrt haßt!“

„Gott allein hat Euch in Gnaden vor diesem Leid bewahrt.“

„Gott durch Euch.“

Sie legt den Topas wieder zu den anderen Steinen, so daß sein Glanz erlischt, und greift nach einem Katzenauge.

Nun hält sie es gleichfalls gegen das Licht.

„Seht“, sagt sie mit einer Anteilnahme, die Samos Staunen weckt, „diesen seltsam schielenden Glanz! Wie wenn ein Wildkater aus dem Dickicht den Verfolger wütend anglüht.“

„Standet Ihr vor solchem einmal Auge in Auge?“

„Ja. Auf dem Hof unserer Pfalz hielten wir einen gefangen.“

Sie schließt eng die Lippen. Erinnerungen machen schwatzhaft. Nun hat sie schon zuviel verraten.

„Der Stein sei Euer, so Ihr ihn haben wollt! Freilich, das wißt Ihr selbst, er ist geringeren Wertes als alle diese anderen.“

„Ich nehme ihn zum Gedenken an Euch und den Knaben“, versetzt die Frau beinahe hastig, als könne

die Annahme des Steines sie schon im nächsten Augenblick reuen.

Samo nickt zustimmend. Nach ein paar Minuten des Schweigens, während denen die Frau das Katzenauge in der offenen Hand hält, bittet er:

„Weist meine Frage nicht als aufdringlich zurück! Mit welchem Namen dürfen Vater und Sohn Euch in dankbarem Gedächtnis nennen?“

„Adala“, antwortet sie gegen Samos Erwarten ohne Wehren.

„Adala“, wiederholt er.

Der Name weckt in ihm eine Erinnerung, doch ist es schon sehr lange her, daß eine Geschichte, mit ihm verknüpft, das ganze Frankenreich hat horchen lassen.

„Ja, ich bin jene, die Ihr meint“, bestätigt sie Unausgesprochenes einfach, aber ihre Stimme bebt von schmerzlicher Bitterkeit.

Als Samo noch den Kinderschuhen kaum entwachsen gewesen ist, in einem Alter, das nach außerordentlichem Schicksal hungert, hat ein Spielmann die Geschichte Adalas erzählt, schon damals indessen wie eine Mär, die fern vergangenen Tagen angehört.

Wie soll es sich doch begeben haben?

Die schöne Adala — die edle Adala — man hat geraunt, aus dem Herzogsgeschlecht der Agilolfinger soll sie entsprossen sein — Herrin eines der größten Lehen des Baierlandes — glückliche Mutter zweier Knaben — liebenswürdig und klug, doch von so heißem Blut, daß sie, während der Abwesenheit ihres Gatten auf einem Kriegszug, es nicht zähmen konnte und Ehebruch mit einem niederen Mann beging. Sie ward zum Tod verurteilt, doch dank dem Einfluß eines Bischofs begnadigt, nur verstoßen aus Glück und Glanz — frei hinfert, um vogelfrei zu sein und Gott es anheimzustellen, durch welche Strafe er milde oder grausam, früh oder spät ihr Leben enden wolle . . .

Samo ist tief in sich zusammengesunken.

„Ich hörte einen Spielmann eine Märe davon sagen“, flüstert er, weil er doch notgedrungen antworten muß. Dann starrt er ins Leere und schweigt wieder.

Lange.

Der Spielmann sang auch vom Tod der schönen Adala, doch sie lebt. Ihre Schuld mag groß gewesen sein, nun aber ist ihr Macht gegeben worden, wunderbar zu heilen. Mit jedem Leiden, das sie einem Kranken gütig abnimmt, mindert sie auch ihre Schuld. Stürbe sie heute, trüge ihre Seele wahrscheinlich schon ein weißes Kleid und dürfte dem Ort vorübergehen, wo das Grauen wohnt.

„Macht mein Geschick Euch stumm?“ fragt die Frau, verwundert, daß es heute noch auf einen Fremden so starke Wirkung übt. Für sie unausdenkbar viele Sommer und Winter sind seit jenen schrecklichen Ereignissen hingegangen. Sie hat darum gewähnt, ihr Name sei nur noch ein verwehter Klang und besitze keine Kraft mehr, Herzen zu rühren. In Samos Gesicht aber liest sie deutlich, ohne daß er ein Wort spricht, wie tief er durch ihr Los erschüttert sein muß.

„Ihr lebt, Adala“, stammelt er endlich, nun bis zum Grunde seiner Seele aufgewühlt. „Imnehilde aber ist tot – um gleicher Schuld treulosen Blutes willen – ist den Geistern der Finsternis ohne Erbarmen überlassen – gerichtet – rasch – vielleicht zu rasch – durch mich!“

Er schluchzt und birgt den Kopf, den er auf die Tischplatte gelegt hat, in beide Hände.

Adala läßt erst die wilden Stöße seines Schmerzes vorüberjagen. Auch ihr Gesicht zuckt vor Leid. Mehr jedoch als das Schicksal des Mannes und der Frau ergreift sie das Los des Knaben.

Kind ohne Mutter . . .

Sie muß jetzt wieder an sich selber denken und fühlt die rauh vernarbten Wunden ihres Herzens frisch bluten wie am ersten Tag.

Mutter ohne Kinder . . .

Verhängnis kauert in den finsternen Winkeln der Hütte und droht mit unstillen Schattenfingern daraus hervor.

Verhängnis glotzt im Aschenrest des Herdblockes und glimmt wie Augen eines reißenden Tieres, das immer auf der Lauer liegt.

Verhängnis schwebt gleich Geisterflügeln sogar im Rauch der Kräuter, obwohl sie doch seine Feinde sind und es durch ihre duftenden Schwaden lähmen sollen.

Da Adala, nun in sich selber schier unrettbar versunken, keine Antwort gibt, fragt Samo nach einer geraumen Weile dunklen Schweigens:

„Ihr verurteilt mich?“

„Dazu bin ich wohl am wenigsten berufen, die selber verurteilt worden ist.“

„Gott aber war barmherziger und ließ Euch leben.“

„Wißt Ihr jedoch, ob er an Eurem Weibe ebenso gehandelt hätte? Sein Ratschluß ist undurchdringbar, sein Gericht nicht Menschengerecht. Den einen wirft er in die Finsternis, um ihn zu zermahlen. Dem anderen setzt er Augen für das Dunkel ein — wie der Wildkatze. Der Sehende aber ist nie verloren. Er findet sich, wenn auch mühsam, zurecht und paßt sich an.“

Sie läßt den Stein, das Geschenk Samos, das noch vor ihr liegt, wieder im Lichte glänzen.

„Es ist nur ein schielendes Auge, aber es sieht.“

„Um solch ein Leben der Buße zu führen, muß man hart sein“, wägt Samo jetzt wieder mit ruhigerer Überlegung. „Imnehilde indessen ist weich gewesen — sehr weich.“

„Wenn Ihr auch der Frau keines fremden Mannes Bett vergönnt habt, so gönnt Ihr doch das Bett der Erde. Nur für eines unter tausend Weibern taugt die Einsamkeit. Nur eines unter zehntausend jedoch weiß aus dem Gifte ihrer Blumen heilsame Süße zu erlangen.“

Samo blickt Adala voll ins Gesicht. Sie scheint ihm bei ihren herben Worten zu wachsen. Deshalb sagt er in fast ehrfürchtigem Ton:

„Ihr mögt gefrevelt haben wie Imnehilde. Da Euer Gatte aber milder als ich gewesen ist, habt Ihr groß werden können.“

„Es dünkt Euch wohl nur so, weil alles Weiche und weiblich Zarte in mir hat vergehen müssen.“

„Macht Euch nicht klein, es gelingt vor mir Euch nicht! Rein wie dieser Topas“, er hebt ihn an das Licht, „und seht es, so selten fleckenlos wie er leuchtet mir Euer Wert. Ihr helft den Menschen. Die Kunde von dem wundertätigen Wesen der Namenlosen läuft dankerfüllt über die Straßen, die Adalas Schuld schon längst vergessen haben.“

„Ich bitte Euch, sprecht nicht von Wundern dabei, weder zu mir noch anderen Menschen. Nur um mich selber am Leben zu erhalten, habe ich die Kräuter überlistet, daß sie mir ihre Kräfte offenbarten. Abgeschlossenheit und ungestörte Muße braucht man dafür; sie beide mangeln mir wahrlich nicht. So stammt allein aus Schwachheit geboren die Macht, die man mir nachrühmt und nicht Wunder nennen soll.“

„Es scheint Euch wenig und ist trotzdem viel. Das habe ich eindringlich hier erlebt und wünsche sehr, Ihr möchtet es selbst auch so miterleben. Vielleicht schenkt es Euch später einmal in matter Stunde Kraft wie ein Sieg.“

Seine Worte versinken in der Finsternis, als nehme kein Herz sie auf. Dennoch streicheln sie milde gleich weichen Fingern die greise Frau.

So zerfließt doch nicht alles am Ende ihres Lebens ohne Sinn. Unbeholfen geworden durch die lange Einsamkeit, findet sie aber keine Erwiderung.

Auch Samo vermag das Schweigen nimmer zu brechen.

Wie angefesselt sitzen die beiden Menschen.

Von weither hat das Schicksal sie zusammengeweht
– Richter und Gerichtete, Begnadigte.

Samo ist es, als erblicke er noch einmal in einem fremden Spiegel seine Tat. Sie bleibt unabänderlich bestehen und hat nicht anders sein können, doch vielleicht läßt sich eine Lehre für künftige Zeit daraus gewinnen.

Künftige Zeit . . .

Samo glaubt es beim Weitergleiten dieser dunklen Stunden immer klarer zu erkennen, daß ihn die Fügung deshalb in diese Waldeinsamkeit entführt hat.

Die Eule bellt draußen ihr Liebeslied. So nah der Türe klingt es schauerlich wie Geisterschreien. Aus einem Tümpel dröhnt in steigender und fallender Tonstärke das Quaken nachtseliger Frösche. Voll nie gehörter Stimmen, voll aufreizender Rufe ist die sternenberaubte Finsternis, dazu unheimlich erfüllt vom Raunen der großen Wipfel, vom Sickern und Tropfen zwischen Moos und Mulm verborgener Rinnsale.

Wortlos verharren Mann und Frau, als binde sie ein metallener Ring. Morgen wird der Abschied ihn sprengen. Heute aber umschließt er sie fest, und keines von ihnen beiden begehrt im mindesten, ihn zu lockern.

Die ganze Nacht sitzen sie stumm und regen sich kaum. Die Kraft, aufzustehen, scheint ihnen genommen. Im halben Schlaf lassen sie Stunde um Stunde entsinken.

Es ist wie eine Leichenwache – bei ihrer toten Vergangenheit – bei schuldig und schuldlos zerstörtem Glück – schattenumgeistert – nur sehr langsam einem hier in der Tiefe des Waldes erst spät und ungewiß dämmernden Morgen entgegen . . .

Die Reisenden sind in den letzten Tagen an den ausgedehnten Ufersümpfen des Chiemsees vorbeige-

zogen. Zu ihrer Linken die weite, blitzende Wasserfläche, zu ihrer Rechten die Berge, hat der reiche Wechsel der Landschaft ihnen die Fahrt unterhaltsam gestaltet.

Allerdings geben sich nur Wilfried und die Magd den sommerlich bunten Bildern ohne Einschränkung hin. Fuhrleute und Reiter müssen wie ihr Herr die Augen offen halten, denn auf den Vorhügeln belauert adliges Gesindel von zwei altrömischen Kastellen aus jeden Kaufmannszug. Es hat nicht an dem gesetzlichen, für die schlechten Straßen schon überhohen Zoll genug, sondern nimmt, wenn sich dies mit einiger Gewalt erreichen läßt, gleich einen oder mehrere Karren samt den Pferden weg.

Eine frühere Reise steht Samo noch in sehr schlechter Erinnerung, und vor allem deshalb hat er das Geleite so verstärkt. Erblicken die schnöden Späher die vielen Spieße und Schwerter, vergeht ihnen bei solcher Menge harten Eisens wohl das Zupacken von selbst. Sollten sie es aus unwiderstehbarer Diebeslust dennoch versuchen, werden sie sich blutige Köpfe holen.

Als der See ein paar Tage außer Sichtweite der Reisenden liegt, nahen sie einer gefährlichen Stelle. In der letzten Herberge haben Wohlmeinende sie dringend davor gewarnt. Es hätte dessen aber gar nicht bedurft, weil das Gedächtnis Samos und seiner Fuhrleute diese unheimliche Stätte noch gegenwartsfrisch mit allen Einzelheiten bewahrt.

Schon von fern suchen ihre Blicke die entscheidende Weggabelung. Dort teilt sich die Straße. Geradeaus führt sie ziemlich breit und verführerisch gut gehalten zwischen rasch näher rückenden schroffen Hügeln in einen langen, auch am hellsten Sommertage halbdunklen Engpaß hinein. Seitwärts klettert, freilich viel steiler und steiniger, ein Höhenpfad über diese Hügel. Wohl fordert er von den Pferden größere Anstrengungen, man hat jedoch hier unbehindert weite

Sicht und steckt nicht wie unten in einer Falle, die, rasch verschließbar, jede Umkehr unmöglich macht.

Als sie an der Wegteilung anlangen und die Spitzenreiter eben den Höhenpfad ersteigen wollen, richtet sich hinter einem verkrüppelten Hagedorn ein Bursch empor. Er tut, als ob er geschlafen habe, und läßt die Reiter ohne Gruß vorüber, scheinbar noch nicht völlig wach, mit einem Augenblinzeln und schlecht unterdrücktem Gähnen. Beim Nahen Samos, der kurz vor dem ersten Karren reitet, wird der Faule jedoch überraschend schnell munter. Schon ist er auf den Beinen und läuft neben dem Pferde des Kaufmanns her.

„Ihr seid im Begriff, Euch zu verfahren!“ Er kräht so hell, daß auch die Nächstfolgenden es hören müssen. „Erlaubt, daß ich Euch warne! Die obere Straße ist holperig und steil. Die Pferde werden es nicht schaffen. Da unten fährt es sich besser.“

In Samos Augen glimmt Wut.

„Bist du nun mit deinem eingelernten Sprüchlein fertig?“ schreit er ihn an.

Der Bursch merkt schon, daß er keinen vor sich hat, der diese Straße zum ersten Male reist, und beginnt zu schlottern. Seine Augen wandern. Es wird höchste Zeit, auszureißen. Nur muß man die rechte Gelegenheit erwischen. Der schroffe Hang, abwärts im Sprung genommen, kann sowohl Rettung wie Verderben bringen.

Samo errät leicht, was hinter der kantigen Bauernstirn des Burschen vorgeht. Daß dieser sich drücken will, macht ihn noch wütender. Er bückt sich rasch vom Pferd herunter und packt den langen braunen Schopf mit fester Hand. Jetzt ist kein Entfliehen mehr möglich.

„Zu deines Herrn, des Schuftes Vorteil, soll ich da hinunterfahren, nicht wahr? Nimm das zum Lohn, du Rotznase!“

Er haut ihm eine aufs Maul, daß dem armen Lockvogel die Augen übergehen und die Backe schwillt. Ehe er sich von seiner Bestürzung zu erholen oder auch nur zu schreien vermag, hebt eine starke Faust ihn auf das Pferd. Er mag strampeln, so viel er will, es hilft nichts. Nach kurzem Sträuben leistet er deshalb keinen Widerstand mehr.

„Wenn du plärrst, machen wir dich stumm“, droht Samo. „Du darfst dir jetzt die Welt von oben besehen.“

„Ich muß heim“, greint der Bursch wie ein Kind.

„Das ist mir gleichgültig. Du bleibst bei uns als Geisel.“

Als sie schon die Höhe des Weges erreicht haben, wird es tiefer unten lebendig. Die räuberischen Zöllner sind mißtrauisch geworden. Es dauert ihnen zu lange, weil sich am Eingang des Engpasses noch immer nichts rührt.

Trotz des Verbotes und derber Knüffe fängt der Gefangene jetzt laut zu plärren an.

Einige drohende Gestalten werden sichtbar. Sie klettern eilig über die Hügel, um den Zug aufzuhalten.

Ihr Geschrei wirkt nicht einschüchternd. Im Gegenteil — sie verraten damit nur, daß ihre Zahl unbedeutend ist, so sehr sie sich auch anstrengen, und obwohl die Hügel es dienstefrig widerhallen.

Ein paar Pfeile sirren, doch zu kurz.

Samo reitet besorgt nach dem Karren hin, der seinen Sohn birgt. Die Plane ist zurückgeschlagen. Wilfried hat sich von der Magd trotz ihres Zeterns nicht verstecken lassen. Er hält den gespannten Bogen und lauert, ganz spähes Auge.

Er hat früh schießen gelernt. Ist die Waffe auch nur leicht und klein, in der Nähe wird sein Pfeil treffen, und zwar nicht töten, doch verwunden. Daneben liegt eine Schleuder griffbereit.

Ungeachtet des ernstesten Augenblickes strahlt es wie Sonnenschein aus Samos strengen Zügen. Der Mut

seines Sohnes freut ihn herzlich. So gefällt ihm Wilfried. Wie hart jetzt das Gesicht des Knaben aussieht! Viel ähnlicher dem Vater als der Mutter. Er hat auch dieselben blitzenden Augen wie Samo.

„Gut, gut!“

Sehr befriedigt klingt es. Ohne Sorge! Das gibt später keinen Feigling, der bei den Weibern hockt, wenn sich Männer miteinander messen.

Als die Reisingen ihre Pferde nach links wenden und ihre gefällten Spieße drohend gegen die Angreifer kehren, halten es diese für geraten, zu verschwinden.

Bis zum letzten Karren ungeschoren, rollt der Zug nach gewonnener Höhe die hier minder steilen Hügel ohne Beschwer hinunter und erreichte die offene Straße. In der Niederung winkt ein Dorf, wo man den angestrengten Gäulen Rast und Futter gönnen kann.

Nun erst setzt Samo den Gefangenen zu Boden und läßt ihn frei.

Fluchend und schimpfend springt der Bursch, so rasch ihn seine nackten Beine tragen, die Straße rückwärts und stracks nach dem Hohlweg hin. Aus sicherer Entfernung schwört er laut schreiend alles Unheil auf den groben Kaufmann herab — gestürzte Pferde und zerbrochene Räder — verlauste Herbergen und falsches Geld — Wetterplagen und Tod — denn noch immer brennt der derbe Schlag und schmerzen die Knüffe.

Solche Flüche eines Wegelagerers aber zerflattern wirkungslos. Das höhnische Lachen der Fuhrleute schlägt ihm um die Ohren. Mag die Wut ihn aufblasen, bis er zerplatzt! Dann hat die Landstraße ein Ungeziefer weniger. Es kriechen gar zu viel davon auf ihr herum und machen dem Kaufmann das Leben sauer. Sie wäre wohl nicht so leer, herrschten Ordnung und Gerechtigkeit im weiten Frankenreich bis an seine letzten Grenzen.

Kaufmannsleben ist hartes Leben. Kein Wunder, daß es so selten entschlossene Männer gibt, die sich diesem Beruf weihen. Er fordert Mut und Besonnenheit, die beiden zahlen sich jedoch beim Waffenhandwerk besser aus. Ist das Kriegsglück hold, kann man auch da Reichtum erwerben und als Dreingabe außerdem den Ruhm.

Für einen Kaufmann hingegen ist Ehre nur selten zu gewinnen. Die Vornehmen betrachten ihn gern von oben herab. Ein rechter Mann läßt sich nicht auf Geschäfte ein. Er tut im Heerbann seine Pflicht und opfert dem Acker seinen Schweiß. Unstet durch die Lande zu ziehen, mag Römern, Byzantinern und Juden anstehen, nicht aber einem Franken, Thüringer oder Baiern aus einwandfreier Sippe.

Wenn auf dieser langen Reise, je weiter sie nach Osten geht, sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten türmen – wenn Wege in Schlamm und Morast enden oder Pferde stürzen, Räder brechen – wenn die Plackerei mit Straßenzoll und Brückengeld manchmal mehrfach an einem Tage unnützen Aufenthalt verursacht und selbst die treuesten, zähesten der eigenen Leute sauertöpfisch dreinsehen – wenn, ach, hundertmal unerwartet wenn – dann sitzt Samo oft mit zerwühltem Hirn und düsterem Gesicht auf seinem Gaul und bespöttelt sich selbst voller verbissenen Ingrimms, daß er so abenteuere Lustig sein Vermögen diesen quiet-schenden Rädern anvertraut. Wäre er in Burgund oder Austrasien geblieben, könnte er auch dort ein geachteter Mann sein – geachteter als jetzt, wo alle, die nicht an ihm verdienen, seinen schwer erworbenen Wohlstand mißgünstig beneiden. Von einer Fahrt zur anderen ist er sogar dem Kreis der eigenen Sippe merklich fremder geworden. Die Ferne breitet um ihn ihr Geheimnis immer dichter und trennt. Deshalb klingt den lebenslang Daheimbleibenden wie Lügenmärchen, auch was ein Kaufmann wahrheitsgetreu berichtet.

Folgt Samo diesem Gedanken ein Stück weiter, muß er die Zähne aufeinanderbeißen. Auch für die eigene Frau ist er schließlich nur ein Gast gewesen. Sonst hätte sie sich vielleicht doch geschämt, ihn im eigenen Hause zu hintergehen.

Hintergehen . . .

Das Wort klingt oft lange in ihm nach, als gebe es nur dieses eine. Dann loht das stählerne Blau seiner Augen in düsterem Feuer. Die Milde, die Adalas Gegenwart hat sprießen lassen, ist jetzt wieder verwelkt. Er trägt zu schwer an dem zerstörten Glück. In dieser Wüstenei gedeiht noch keine Blume.

Nicht nur Imnehilde hat bezahlt, auch er.

Wofür bezahlt?

Daß er hier über schlechte Straßen reiten darf – durch armselige Dörfer – vorbei an Feldern und Weiden, die ihm nicht zinsen – an Menschen, deren Sprache er kaum versteht – an Wäldern voller Hinterhalt und an unwirtlich rauhen Bergen – Tag für Tag vorbei! Ist es nur deshalb?

Nein – er weiß es besser.

Es ist das dunkle Ahnen in der eigenen Brust. Je weitere Entfernung ihn von der Heimat trennt, desto stärker wird es, dieses unbegreifbare innere Vorwärtsdrängen; als warte im fremden Lande ein Ziel auf ihn, so groß, daß Neustrien und Austrasien samt Burgund es ihm nicht bieten können.

Ehrgeizig, allzu ehrgeizig hat man ihn schon in seiner Jugend gescholten. Ja – er will stets Erster, Führer sein, und ist es auch nur in einem Kaufmannszug. Hier hat seinem Worte jeder zu gehorchen. Durch sein Vorbild belehrt er sogar die Widerspenstigeren, daß sie es können. Kein König darf in seinem Reiche höherer Macht sich rühmen und wendet seine Kraft, zu herrschen und für andere zu denken, besser an.

Kein König . . .

Um die herabgezogenen Mundwinkel des Kaufmanns spielt, als gerade die Merowinger wieder einmal in seinen Gedanken auftauchen, ein verächtliches Lächeln.

Was ist Chlotar trotz seiner Krone?

Dem Namen nach der Herr des halben Erdteils Europa, doch wirklich nur ein Schattenkönig in Herrn Pippins Hand und weniger noch, ein Spielzeug, in den Händen seiner Weiber.

Samo senkt die Augenlider.

Er sieht den jungen Dagobert vor sich.

Der ist bis jetzt noch ein König.

Wie lange aber?

Er trägt des Vaters Erbe, wenn sie auch nicht freundlich zueinander stehen. Das Kinn zeigt es unleugbar an. Er wird ebenso wie Chlotar in unmännlicher Buhlschaft einst seine Macht begraben.

„Schicksal der Merowinger, aus denen kein Chlodwig mehr ersteht!“

Der Gaul spitzt die Ohren. Samo fährt zusammen. So stark haben seine Gedanken ihn bewegt, daß er den letzten Satz laut vor sich hingesprochen hat. Wie ein Urteil, will es ihn bedünken – Urteil eines Gerichtes, das sich ihn zum Mund erwählt hat.

Er reißt die Augen auf. Fort! Er will den jungen König nicht mehr sehen. Das neue Land, dem er schon so nah entgegenreitet, erkennt die Merowinger nicht als Herrscher an. Es wartet auf einen anderen König.

Wieder spürt Samo in seinem Herzen den Zug der Fügung. Noch kann er ihn nicht begreifen. Der Verstand sträubt sich dawider. Ihm scheint unmöglich, was Ahnen in Gaukelbildern lockend als Ziel auferstehen läßt.

Wer jedoch solche Straßen wie ein Kaufmann reist, losgelöst von aller Sippennähe, jedem Abenteuer anheimgegeben, der schreckt nicht vor Unmöglichem zurück.

Unmöglich bleibt es nur, solange die Kraft des Mannes es nicht bezwingt.

Samo kraust die Stirn.

Das Hindernis, das seiner Kraft siegreichen Widerstand hätte leisten können, ist ihm bisher noch nicht in den Weg gestellt worden . . .

Als er über die Grenze reitet, ruht seine Hand auf dem Schwertgriff, obwohl ringsum keine Gefahr droht.

Ein Leuchten macht seine umschatteten Augen hell.

Er hat im Frühling Burgund verlassen. Jetzt steht die Sonne schon ein weites Stück jenseits der Höhe ihrer Jahresbahn. Nach harten Wochen ist ein Ziel erreicht.

Sein Herz aber sagt ihm, nicht nur das Ziel des Kaufmannszuges – mehr . . .

Unterwegs, ziemlich nahe dem Ende der Reise, hat Samo seinem Sohne zur Belohnung für dessen mutiges Verhalten einen weißen Zelter gekauft. Das hübsche Pferd ist wegen seiner Zähmheit bisher nur von Frauen geritten worden.

Wilfried, seit früher Jugend überaus gewandt und nach der Genesung wieder voll bei Kräften, wird mit dem zierlichen Tiere ohne Mühe fertig. Er sitzt gern im Sattel. Das ist schon ein besserer Spaß als die trostlose Karrenfahre in dem engen Kerker unter der Plane, wo einem die Füße vor lauter Stillhalten und Langeweile einschlafen. Stramm preßt er dem Pferde die Schenkel in die feinen Flanken und schaut mit offenen Augen in das neue Land.

Alles sieht hier gegen daheim verwandelt aus. Vielzackig, breit und mit drohender Wucht oft bis an die Straße hingebaut, ragen anstatt der sanften Hügel des Yonnetales die hohen Alpenberge über Wald und Wiesenflur. Unerbittlich grenzen sie alle erreichbare Weite ab und geben nur den Weg in den Himmel frei,

der sich oft bis zu ihnen niedersenkt, wenn die kahlköpfigen Felsenhäupter nach einer Wolkenmütze Verlangen haben. Nicht nur ganz oben, auch in manchem Kar und in vielen schmalen Schründen blinkt selbst jetzt während des wärmsten Sommers trotz Südwind und strahlender Sonne zäh festgehaltener Schnee. Die hängenden Matten aber scheinen Wilfried grüner als Burgunds Wiesen zu leuchten, und um die hohen Firne webt ein schimmerndes Geheimnis, das ihm sein junges Herz mit bisher unbekannter Sehnsucht füllt.

Gleich seinem Sohn entdeckt auch Samo mancherlei Bemerkenswertes, und es gibt ihm zu denken. Als die Abenteuerlust der Jugend ihn zum ersten Male nach Karantaniën verschlagen hat, sind viele dieser Täler noch menschenleer gewesen. Das Volk der Langobarden, das der römischen Provinz Noricum nach jahrhundertelanger Blüte hier Zerstörung und Ende brachte, war der harten Winter überdrüssig geworden und nach Süden weitergezogen, um sich auf gesegneten Fluren unter milderer Sonne eine neue, minder schneereiche Heimat zu schaffen. Ihnen folgte fast von einem Tag zum anderen ein fremdes Volk. Winden nennt man im Frankenreich die neuen Siedler. Sie selber nennen sich Slawen, die Redenden, und heißen die germanischen Völker, deren Sprache sie nicht verstehen, die Stummen. Ohne Hast und Gewalt nahmen sie von dem herrenlosen Lande Besitz, wo ihnen Raum genug für ihre kinderreichen Sippen, doch für ihr junges Barbarentum keine Kultur hinterlassen worden war.

Samo erinnert sich gut. Vor zehn Jahren hat man noch lange reiten müssen, bis man selbst in den breitesten Tälern nahe den großen Seen einen Weiler traf. Karantaniën schien ein Land ohne Gegenwart zu sein. Eine hohe Woge des Lebens hatte vernichtend es überbraust. Nun sie weitergedrängt war, hob ferne Vergangenheit ihr Haupt aus den schon tief im Boden ein-

gesunkenen Ruinen römischer Siedlungen und klagte hilflos um ein roh zertrümmertes schöneres Einst.

Wenn Samo dagegen jetzt die Blicke schweifen läßt, findet er die niederen Hütten schon ein großes Stück die Berge hinan – ein Zeichen, daß unten der Raum eng zu werden beginnt; denn ein Winde spürt heimlich immer noch in seinem Blut die Steppe, obwohl er sie schon geraume Zeit verlassen hat, und siedelt deshalb nicht höher als er muß.

Diese runden Hütten gleichen nach wie vor den rasch und lieblos errichteten Behausungen eines Wandervolkes. Man verschwendet keine Mühe, sie ansehnlich zu gestalten oder gar zu schmücken, als seien auch sie nur für einen flüchtigen Aufenthalt bestimmt, stets des Abbruchs harrend. Erst langsam wandeln sich hier Hirten zu Ackerbauern. Bisher hat die Scholle ihre bindende Macht über die Seelen nicht unbedingt erreicht. Wer auf Alm und Weide hüten kann, läßt gern die Bauernarbeit sein und packt ihre Bürde den Frauen auf, weil sie sich ihr geduldiger unterziehen.

Samo kennt die stolzen Bauten, die als Zeugen der römischen Herrschaft im Frankenreich, bis weit über den Rhein hin oder wo immer Städte an den Straßen der Legionen stehen mögen, dauerhaft zurückgeblieben sind. Allgemach freilich verfallen jetzt auch sie, da sich die germanischen Völker noch nicht mit steinernen Häusern befreunden können und lieber ein Heim von festen Balken sich zimmern. Es wird jedoch nach sorgsam entworfenem Plan gebaut und bunt verziert, nicht nur liederlich aus Holz, Flechtwerk und Lehm zusammengeflickt wie hier diese Hütten. Im Westen baut man allenfalls auf Einödgütern für Leibeigene und Tiere so, nicht aber für Herren.

Weiß man in Karantanien überhaupt, was dies ist – Herren?

Das Wort will Samo nicht aus dem Sinn, und es beginnt in ihm wieder laut zu klingen, als er vor dem Ringwall eines Weilers am Tor von dem Sippenältesten empfangen wird. Der grauhaarige Mann küßt ihm zur Begrüßung wie ein Sklave die Hand und überschüttet ihn mit einem Schwall von Worten. Der Kaufmann, der fremden Sprache längere Zeit entwöhnt, versteht davon bloß die Hälfte, aber es reicht.

Nachdem sie das Tor durchschritten haben und auch die Karren alle herein sind, wird es sofort ängstlich wieder verriegelt.

Samo läßt auf dem runden Platze halten, um den die Hütten stehen. Dort heißt er Reisige und Fuhrleute warten, bis die Frage der Herbergen ausgehandelt ist, denn er will in diesem Weiler den straßenmüden Seinen etliche Tage Rast vergönnen, bevor er tiefer ins Land hineinfährt.

Der Sippenälteste führt Vater und Sohn in seine eigene Hütte. Es ist die größte von allen.

Weiber eilen herbei. Das jüngste und schönste der Mädchen muß den beiden Fremden die Stiefel ausziehen und mit warmem Wasser die Füße waschen, während ein anderes Hirsebrod und Salz vor sie auf den Tisch stellt. So fordert es der Brauch hier hoch und heilig gehaltener Gastfreundschaft.

„Verzeihe uns, es ist nicht so wie wir wollen, sondern nur wie wir können“, entschuldigt sich der Sippenälteste, als später das Essen dampft und aus irdenen Kannen kühl der Wein fließt, den man weiter südlich an milden Talhängen baut.

Samo weiß von früher her, daß die Bescheidenheit des Sippenältesten eine Formel ist. Die Höflichkeit erfordert darauf eine richtige Antwort.

„Im Überfluß ist alles da!“ lobt er. „Im Überfluß!“ beteuert er noch einmal.

Das Gesicht des Sippenältesten strahlt. Weil der Gast sich mit der windischen Sitte so gut auskennt, empfindet man ihn gleich als weniger fremd.

Die Frage der Herbergen ist schnell geregelt. Durch die Gastfreundschaft der Winden werden auch die Reisigen und Fuhrleute schon gespeist. Jeder Familienälteste rechnet es sich zur Ehre an, mindestens einen von ihnen in seiner Hütte zu verköstigen und zu hausen. Der ganze Weiler ist bald tafelnden Lebens voll.

In den großen wie in den kleinen Hütten wimmelt es von Menschen. Da ein Mann meist mehrere Frauen besitzt, die zwar mit ihren Kindern getrennt wohnen, aber gemeinsame Mahlzeiten halten, summt es überall gleich einem Bienenstock. Der Familienälteste, meist der Großvater oder nach dessen Tod der Vater der vielen Kinder, muß öfter laut dazwischenfahren, daß auch einmal die Männer ein Wort miteinander wechseln können.

In der Hütte des Sippenältesten klingt der Lärm etwas gedämpfter. An Samos Tisch finden nur Männer Platz. Wer aber zur Hausgemeinschaft zählt, versäumt nicht, dem Fremden die Hand zu küssen.

Die Bewohner anderer Hütten halten am stets menschenumlagerten Eingang Maulaffen feil und tauschen heftig wispernd zwanglos ihre Meinungen über Vater und Sohn aus. So ist in diesem Raum trotz aller Vornehmheit ebenfalls ein Lautgeschwirr, daß dem an solche Dinge noch nicht gewöhnten Wilfried der Kopf hiervon dumpf wird.

Es dauert jedoch nicht lange, da verliert die große Neuigkeit schon merklich an Reiz. Man schämt sich, den hellen Tag nur mit Geschwätz und Glotzen zu vergeuden. Vor allem werden die gaffenden Weiber ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Fremden mit rauhem Wort vom Eingang weg an die Arbeit getrieben.

Rasch löst sich auch der Kreis der Männer, nachdem sie ihre Neugier gesättigt haben. Samo kann nun, worauf er schon lange wartet, ein ernsteres Gespräch mit dem Sippenältesten beginnen. Seit er die fremde Sprache selber wieder redet, wird sie ihm rasch von neuem geläufig.

Er fragt nach allerlei, als gehöre er hierher und sei nur im fremden Lande auf längerer Reise fortgewesen. Der Wirklichkeitssinn des Kaufmanns kommt ihm dabei zustatten. Er bringt auf diese Weise Wichtiges rasch in Erfahrung und rundet es für sich mühelos zu einem klaren Bilde.

Es wächst einem hier nichts in den Mund, aber bedürfnislos von Natur, noch nicht höheren Ansprüchen verfallen, ist man mit dem Ertrag zufrieden, den man dem steinig widerstrebenden Lande abgewinnt.

Der letzte Herbst ist gut gewesen, und auch diesen Sommer möchte es angehen.

Wenn nur die Awaren nicht wären!

Wie mit einem Kehrreim endet fast jedes Gespräch:
... . Awaren . . .“

Schwer und dunkel klingt es.

Die schlitzäugigen Tataren halten mit harter Faust die östliche Grenze umklammert. Sie fordern Tribut und nehmen, so viel sie wollen, ohne den ausbedungenen Zehnten einzuhalten. Abmachungen gelten ihnen nichts, da sie durch Gewalt mehr erreichen.

Sie verachten das infolge der fehlenden Waffenschmiede wehrlose Volk der Winden und lassen die Hirten, Pflüger, Säer und Mäher für sich arbeiten. Stets die Hand an der Waffe, wahren sie ihre Überlegenheit und sichern ihre Herrschaft durch Schrecken.

Wenn im Herbst die Ernte geborgen ist, holen sich die Awaren pünktlich ihr Teil. Auf ihren kleinen, struppigen asiatischen Gäulen erscheinen sie, bis an die Zähne gewappnet, wie bei einer Kriegsfahrt, obwohl die Grenze offen daliegt. Rücksichtslos entreißen

sie den Scheuern Frucht und Heu. Hohnlachend treiben sie Vieh und Geflügel aus den Ställen. Wer sich widersetzt, hat die Streitaxt im Schädel, und seine Hütte ist bald nur ein qualmender Aschenhaufen.

Sehen die Karantaner die Flammen an der Grenze, greifen sie nicht etwa zu den Waffen, sondern bringen den Brandstiftern den Tribut entgegen, damit das Innere des Landes vor Greueln bewahrt bleibe. Die Tataren aber benehmen sich jedes Jahr hochfahrender und schlimmer. Ihre Anmaßung wächst durch die Schwäche der Winden ins Ungemessene.

„So geht es nicht mehr weiter“, schließt Cetko, der Sippenälteste, seinen Bericht, doch im Ton seiner Stimme klagt hoffnungsloser Kleinmut.

Samo nickt. „Nein, so geht es wirklich nicht weiter.“

Er mustert die Männer. Sie sehen groß und kräftig aus — kräftiger als die kleineren Awaren. Diese aber sind von Kindheit an mit Lanze und Streitaxt eng vertraut. Im häufigen Kampf ist Roß und Mann fast in eins zusammengewachsen, beide gleich tapfer und behende, draufgängerisch und listig, immer blitzschnell jeder neuen Forderung des Augenblickes entsprechend, von welcher Seite und wie unerwartet sie auch kommt.

„Hast du Waffen mitgebracht?“ fragt Cetko leise, dicht an Samos Ohr.

Der Strahl einer Hoffnung zuckt in seinen braunen Augen, die gutmütig wie Augen eines harmlosen Tieres sind.

„Viele Waffen, und wir werden sie brauchen.“

„Du wirst uns helfen?“

Aus dem scheuen Strahl ist ein Leuchten geworden.

Samo reicht ihm die Hand. „Darauf könnt ihr euch verlassen. Bis wann erwartet ihr die Tatarenhunde?“

„Wenn der Bergahorn sich ohne einen Tupfen Grün in reines Gold kleidet und die Wilen auf die oberen Alpen heruntertanzen.“

Samo rechnet. Kaum zwei Monate? Die Zeit drängt.

„Jeder Tag ist kostbar. Die Waffen müssen rasch in eure Hände kommen.“

„Laß es nicht laut werden, daß du welche mitgebracht hast!“ mahnt Cetko ängstlich. „Verkaufe sie im geheimen! Entdecken es die Awaren, kommen sie vielleicht eher und nehmen uns gewaltsam alles wieder fort. Sie lieben, was schneidet und tötet. Außerdem ist vereinbart, nur unbewaffnet dürfen wir frei sein.“

Samo lacht grimmig.

„Nennt ihr das frei? Nur wer zurückschlagen kann, bleibt unangetastet. Der Wehrlose zahlt bis zum Verarmen Tribut, ihr seht es an euch, und wird zum Knecht in derselben Stunde, wo der Bewaffnete es heischt.“

Er steht auf.

Es ist Zeit, daß die Glut hier endlich zur Flamme wird.

Cetko ist ihm zu leisetreterisch, zu weich. Freilich, er geht schon an die Sechzig. Da scheut man den Kampf, wenn man bisher ans Ducken gewöhnt ist, und zieht einen schlechten Frieden erkämpfter Freiheit vor.

Wieder muß Samo wie heute bei seinem Einzug denken:

– Kein Herrenblut . . .

Wild jagt es ihm durch den Kopf – eine rasende Flucht ehrgeiziger Gedanken, die durch Cetkos Kleinmut wach geworden sind.

Die Luft der niederen Hütte bedrängt Samo.

Er tritt hinaus und atmet tief den reinen Hauch der Berge. Wie sich der Würzduft der Wälder mit dem frischen Odem der Sturzbäche eint! Nach Dunst

und Qualm schmecken die trockenen Lippen gierig
das köstliche Labsal.

Dieses Land sollen Tatarenfäuste knechten?

Undenkbar!

Ein Plan taucht, anfangs noch unbestimmt, in
Samo auf.

Wenn die Menschen hier allein nicht stark genug
sind, das Land zu schützen, muß er die Berge selbst
in diesem Kampf als Verbündete gewinnen. Wohl
darf er ihnen nicht trauen, denn sie sind böser Ge-
walten voll und hassen jeden Eindringling. Trotzdem
muß er sie nutzen, wenn es auch unbeständige Helfer
sind, die er da in seine Dienste stellen will. Dies läßt
er keineswegs außer acht. Der Kaufmann ist ja darin
erfahren, Gewinn und Verlust gegeneinander ab-
zuwägen und vorsichtig mit dem Schlechteren zu
rechnen . . .

Nachdem Samo Umschau gehalten hat, wie seine
Leute und Karren untergebracht sind, beginnt der
schöne, lange Sommertag doch allmählich zu ver-
blassen. Arbeitsmüde Männer und Weiber ziehen von
den Äckern heim, während Knaben und Mädchen
nackt neben den Hütten am Raine spielen, meist
nicht minder dreckig als die schwarzen Säue, die
dicht dabei quiekend und grunzend in tiefen Kot-
lachen sich wälzen.

Ein friedsames Volk, diese Winden, denkt Samo,
ein fruchtbares Volk, aber es lebt harmlos wie im
Paradiese. Es begreift selbstvergessen noch nicht, daß
die Welt ein rauhes Kriegsgefülle ist, wo sich nur der
Wehrhafte aufrecht hält, der dem Ansturm der Hab-
süchtigen hart entgegentritt und ihm in geordneter
Kraft tapfer die helmüberdachte Stirn bietet.

Droben um eine schroffe graue Felswand kreist mit
weiten, nur selten bewegten Schwingen, scheinbar
aller Schwere entbunden, ein Lämmergeier.

Samo folgt ihm scharfen Auges so gespannt, daß er eine Zeitlang das Nachdenken vergißt. Da sein Herz stets für alles Außerordentliche offen ist, reißt die Größe und Schönheit dieses Vogelfluges ihn fort. Nicht einmal ein Jagdgelüste befällt ihn hierbei.

Der Geier mag wohl in dem unzugänglichen Geklüft der hohen Felsen seinen Horst haben, denn jetzt senkt er sich und ist pfeilschnell den Blicken entschwunden.

Auch Samos Gedanken kehren auf die feste Erde zurück. Nicht ohne Beute.

Man müßte für zähe Gegenwehr ebenfalls unzugängliche Horste schaffen, damit an ihnen die Kraft der Awaren zerschellt.

Ein Reitervolk ficht schlecht wider Bodenhindernisse.

Jetzt formen sich Samos Verteidigungspläne schon klarer. Er wird aber vorläufig kein Wort darüber verlieren, sondern sie erst reifen lassen.

Noch in derselben Stunde jedoch spricht er mit dem Vertrautesten der Seinen. Wernachêr hat ihn diesmal wie auf allen seinen Reisen begleitet, ein Mann in der vollen Kraft der Jahre, entschlossen zupackend und erfahren, wetterhart und sprachenkundig, besonnen und gewandt im Verhandeln. Er soll nach ein paar Tagen der Erholung zurückfahren und noch ein paar Karren voll Waffen kaufen. In Juva-vum werden für Eligii Geschmeide sicher welche zu haben sein, so daß er bis zum Herbst wiederkehren kann.

Als Samo nach dem Abendessen ungestört ist, wenden sich seine Gedanken aufs neue den Verteidigungsplänen zu. Er endet mit sorgsamem Entwürfen diesen ereignisreichen Tag. Klug teilt er sich ein, was am ehesten bewältigt werden muß. Der rechte Anfang allein gewährt den weiteren Schritten Sicherheit.

Aus einem fränkischen Kaufmann ist in Karantanim gleich am ersten Tage ein Feldherr geworden, den eine hohe Aufgabe bis zum tiefsten Grunde seiner Seele bewegt.

Nur durch äußerste Kraftanstrengung kann er sie lösen. Nur wenn er sich selber ganz einsetzt, wird er die Lauen und Schwachen fortreißen zum Sieg.

Dem Sommer ist seine Zeit noch knapp bemessen. Darum heißt es jeden Tag für die Vorbereitungen gewissenhaft nutzen. Es wird viel Mühe kosten, den Widerstand des Kleinmutes zu überwinden. Da aber die Glut schon glimmt, kann sie durch einen starken Atem Flamme werden.

Samo traut sich diesen starken Atem zu, seitdem er weiß, was ihn hergetrieben hat. Aus dem dunklen Gewölk des Ahnens tritt eine helle Sonne nun hervor, die keine Zweifel duldet. Alles in ihm bereitet sich für eine große Tat.

Jetzt hallt wie durch ganz Karantanim auch durch sein Dasein derselbe Kehrreim:

... Awaren ...

Nur hat er bei ihm einen anderen Klang als bei den einsam auf sich selbst gestellten Hirten und geduckten Bauern. Nicht hoffnungslose Unterwerfung stöhnt und klagt. Nicht Ohnmacht glost, die ein Fußtritt mühelos zermalmt.

Ein Kriegsruf ist es und soll es auch hinreißend noch für die anderen werden:

... Awaren! —

Wo die Drau im breiteren Tale ruhiger dahinfließt und die Matten mehr Raum haben, sich über sanftere Hänge auszubreiten, bevor sie an die Felsmauern der Karawanken stoßen, rücken auch die Hütten der Winden dichter zusammen. Aus kleinen, voneinander getrennten Weilern sind hier schon lockere Dörfer

geworden, obwohl noch überall Ringwälle die einzelnen Sippen umschließen und ihnen ein Sonderdasein sichern.

In diesem unteren Teile des Drautaales richtet sich Samo zu längerem Aufenthalt ein. Es erscheint ihm auch für den Winter günstig, denn mit dem Verlassen des Landes kann und will er auf absehbare Zeit nimmer rechnen.

Nicht nur der Kaufmann wählt die am dichtesten besiedelte Gegend. Vor allem duldet das am ersten Tage auf karantanischem Boden erkannte und seitdem ohne Unterlaß verfolgte Ziel kein Rasten in Zurückgezogenheit.

Wie Samo es wünscht, geschieht es. Ein Lauffeuer springt nicht rascher von Ort zu Ort als die willkommene Kunde, daß ein Kaufmannszug mit begehrten Gütern eingetroffen ist. Sie klettert bis in die schmalen Bergtäler hinauf. Oft lockt sie Männer und Weiber die beschwerlichen Pfade stundenweit herunter. Nach Zerstreung hungrig, wollen sie es sich nicht entgehen lassen, die Wunder des Westens anzustaunen. Vielleicht kann man auch dieses oder jenes Stück erwerben.

Münzen römischer und byzantinischer Kaiser, manchmal allerdings schon zu dünnen Metallplättchen abgegriffen oder verschnitten, haben im Grunde der Truhen geschlummert. Lange sind sie unbeachtet geblieben, weil in diesen Tälern niemand um Geld kauft oder verkauft, sondern nur Ware gegen Ware tauscht. Jetzt werden sie in den breiten Gürtel gesteckt und sollen wieder wandern. Hier und da findet sich auch in einem versteckten Winkel der Hütten ein Häuflein gehacktes Silber, noch seltener ein durch Zufall hierher geratener, meist unbearbeiteter Edelstein.

Die Weiber nehmen Stickereien mit; während der langen Winterabende haben sie beim roten Licht der

qualmenden Kienspäne daran gewebt, bis ihnen die Augen zugefallen sind. Sie wissen, die Frauen in der Heimat des Kaufmanns schätzen solche Zier. Man kann anderes dafür eintauschen, was bunt ist und glänzt. Dies lockt solche einfachen Menschen trotz ihrer ursprünglichen Sitten und der Rauheit ihrer Umgebung am meisten.

Die Männer sind sonst vor allem auf Ackergerät erpicht. Mit ihren hölzernen Hakenpflügen können sie den Boden nur an der Oberfläche packen, nur ritzen, kaum furchen. Ihre kurzstieligen Sicheln fordern dauernd mühseliges Bücken. Wenn sie von fremden Kaufleuten etwas eintauschen können, das die Arbeit erleichtert, sind sie froh um jedes Stück.

Dieses Mal aber spielen die Werkzeuge nicht die ausschlaggebende Rolle wie sonst. Heimlich sagt es einer der Männer dem anderen. So fliegt es von Sippe zu Sippe, von Tal zu Tal. Es gibt etwas Wichtigeres zu kaufen. Wenn die Awaren im Herbst wiederkommen, sollen sie den Zehnten am eigenen Leibe empfangen, da werden sie Augen machen.

Mit jeder Waffe, die in eines jungen Mannes Hand kommt, mit jedem Bogen, jedem Spieß, jeder Streitaxt, wächst die kriegerische Stimmung. Wie ein Zauber geht es von dem Eisen aus. Wo bisher nur ergebene Hinnahme eines unabänderlichen Loses gewesen ist, regt sich nun jäh der Wunsch, dagegen aufzubegehren. Was man aus Gewohnheit einfach stumpf erduldet hat, dünkt einem jetzt Schmach.

Unter den Älteren freilich gibt es genug Vorsichtige. Cetko steht nicht allein. Sie sind willens, die Zehnten von Frucht und Vieh den Awaren zu lassen, wenn diese sich vertragsgemäß damit begnügen und beim Eintreiben ohne blutige Grausamkeiten verfahren.

Daß sie sich keinesfalls begnügen und die Bauern weiter auspressen werden, steht für Samo außer

Zweifel. Nur innerer Feigheit, die sich vor mutiger Tat drücken will, entspringt solches Entgegenkommen.

Die Jüngeren, Kühneren stellen sich mit ehrlichem Herzen auf Samos Seite. Wie er denkt, würden sie schon lange denken – wenn sie Waffen gehabt hätten. Sie unterstellen sich deshalb willig seiner Führung. So ergibt es sich ganz von selbst, daß er ihr Befehlshaber wird und sie im Waffendienst unterweist. Die karg bemessene Zeit duldet keine Verzögerung und hält die Flamme wach, die nun einmal angefacht ist.

Man erinnert sich des letzten Herbstes noch sehr genau und läßt am Hirtenfeuer oder abends vor den Hütten die aufpeitschenden Begebnisse oft von neuem gebärdereich lebendig werden. Mit Lust spinnt man sie dabei in die Breite und schmückt sie je nach dem Wesen des Erzählers mehr oder minder schauerlich aus.

Kein weißes Haupt, kein Kind an der Mutter Brust ist vor den zähnefletschenden Awaren sicher, wenn sie herrschlüstern in Wut geraten und Opfer für ihre Wildheit brauchen.

Ach, daß Vember der Schmied noch lebte!

Gar mancher hat es voll ohnmächtigen Grimmes gewünscht. Nun aber scheint er länger als seine sagenhaften fünfhundert Jahre zu leben und wieder an der Arbeit zu sein.

Wo kämen sonst auf einmal die vielen Waffen her?

Da man von Natur unkriegerisch und sorglos ist, hat man früher selber nie daran gedacht, welche zu fertigen und die gekauften anders als für die Jagd zu verwenden.

Samo fordert deshalb immer wieder mit Nachdruck, daß jeder Mann sich im Speerwerfen und Pfeilschießen fleißig übe. Streitaxt, Kurzschwert und Langsax erfordern grundverschiedene Kampfarmen. Sie müssen richtig gelernt sein; nützt die Wehr doch

nur dann der Erlangung des Sieges, wenn man sie auch einem geschickten Feinde gegenüber zu brauchen versteht.

Wo in einer Familie ein gewandter Jäger lebt, der kühn dem aufrechten Bären das Messer in die Brust rennt oder flink den Vogel im Fluge mit dem raschen Stein der Schleuder erreicht, unterrichtet er die Angehörigen samt den Nachbarn gern, denn er lernt schnell auch die neuen Waffen behende führen. Wo indessen bloß schwerfällig unbeholfene Bauern wohnen, findet sich oft kein Waffenlehrer; da müssen Samos fränkische Gefährten einspringen. Wegen der Begleitung Wernachêrs sind nur ein paar Reisige zurückgeblieben, aber auch jeder der Fuhrleute steht seinen Mann.

Kommt einer von den Awaren ins Land, was freilich selten geschieht, wird jeder seiner Schritte wachsam belauert. Das Gastrecht befiehlt zwar, auch den Feind aufzunehmen, gestattet jedoch dem Fremden keine Freiheit der Bewegung. Es bindet ihn mit schier unzerreißbaren Fesseln der Höflichkeit an den Wirt und die Familie, die ihm in ihrem Kreise Obdach gibt. Er ist ihrer sorgenden Hut wie ein Gefangener verfallen und darf sogar die kleinste Wegstrecke niemals allein gehen. Stieße ihm hierbei ein Unfall zu, würde die Schuld daran den nachlässigen Gastgeber treffen und diesem schwere Vorwürfe eintragen. —

Wie Samo es erwartet hat, kehrt Wernachêr zur rechten Zeit von seiner Reise heim. Er hat das Vertrauen seines Herrn nicht enttäuscht. Alle vier Karren sind bis oben mit Waffen gefüllt. Außerdem folgt ihm eine Anzahl junger Männer, die der Kriegsrühm lockt.

Ebenso heimlich wie man die Waffen verteilt, werden nahe der Grenze feste Wälle gebaut. Die Franken Samos wissen mit Haue und Meißel Bescheid. Sie nutzen die Felsen. Die bei der Arbeit abgespreng-

ten Steine bleiben liegen, damit sie zur Verteidigung dienen.

Unter Samos Händen ist das Land in wenigen Wochen eine Festung geworden, die an der Ostgrenze von steinernen Wällen umschirmt wird. Jetzt fühlt man sich aber sogar auch durch die niederen Erdwälle der Dörfer ermutigt, seit hinter ihnen Waffen bereit liegen, Leben und Eigentum zu schützen.

Die Farnkräuter der Berghalden stehen schon braun verdorrt. Die Blätter der Heidel- und Preiselbeeren prangen in vielfältigem Rot. Den Ahornbäumen aber fehlt noch ihr volles Geleucht.

Die Männer gehen mit harten Mienen umher, mit bangen die Frauen. Schärfer als sonst warnt man die Kinder, daß sie sich nicht zu weit von den Hütten entfernen. In immer engerem Kreise hütet man das Vieh oder hält es auf waldumschlossenen, hohen Almen verborgen.

Blasser glänzt schon der Herbst.

Samo ist jeden Tag unterwegs. Er schreitet durch die Dörfer, und aller Blicke hängen an ihm. Seine Gegenwart wirkt ermunternd. Er ist plötzlich da, wo die Männer im Schießen sich üben. Seine Pfeile treffen ihr Ziel. Weiter als alle anderen schleudert er den Speer. Er zeigt den Neulingen, wie man die Pferde der Awaren stechen soll, damit sie stürzen und ihre Reiter unter sich begraben. Er tröstet die Frauen, wenn sie infolge der dumpfen Spannung dieser Wochen in Tränen ausbrechen. Er fährt den Kindern liebkosend übers Haupt. Er kümmert sich um Vieh und Vorräte, damit im Winter kein Mangel droht. Obwohl noch kein graues Haar ihm Würde verleiht, übt er doch so viel Macht wie der Sippenälteste des ganzen Landes, wie ein durch Volksgunst heimlich erwählter erster Herzog von Karantanien.

Selbst die Zögernden und Lauen verschanzen sich nicht mehr hinter dem Einwand, daß er ein Fremder

sei und man ihm deshalb mißtrauen solle; so eng verbindet ihn die Sorge um die nächste Zukunft mit allen, mit Tapferen und Feigen.

In manchen Stunden ergeht es ihm sonderbar. Er sieht sich handeln, als stehe er beobachtend daneben. Er hört sich reden und stellt fest, daß jedes Wort trifft, wo es treffen soll. Nicht un gelenkt verschwendet er seine Kraft. Betrachtet er sich so, werden alle Gegensätze stumpf und können seinen Entschlüssen niemals mehr die Stoßkraft rauben.

Kein Abenteuer, kein blinder Zufall hat ihn in die fremde Welt geführt. Wer ein Volk befreien soll, handelt dabei nicht nach eigener Laune, sondern wird erwählt.

Weil Samo dies so deutlich fühlt, zweifelt er keinen Augenblick an dem Sieg. Auch nicht nach Tagen, wo er seine Kräfte bis zur Erschöpfung hat beanspruchen müssen, damit die tausend Kleinigkeiten überwunden werden, die sich einer großen Handlung entgegenstellen.

Von den Vätern her rollt in seinen Adern Kriegerblut. Er ist nie ein Händler, ein Schleicher und Schacherer gewesen. Darum tauscht er mit Selbstverständlichkeit die Gewänder und empfindet den Eisenkoller nicht beengend, als das verabredete Zeichen, ein von jedem Tal weitergebener, lang hallender Hornruf, den Ausbruch des Kampfes verkündet.

Die Awaren sind auf keinen Widerstand gefaßt, trotzdem erscheinen sie zur Beitreibung des Zehnten wie zu einem Kriegszug. Ein paar Stunden weit von der Grenze sind jedoch alle Hütten und Scheuern leer. Es macht den Eindruck, als hätten die Winden diese Gegend verlassen.

Daß Wohnsitze aufgegeben werden, weil die Wiesen nicht genug Mahd liefern oder die Äcker Schweiß und Mühe nicht lohnen, ist keineswegs ungewöhnlich. Dennoch setzt es die Awaren in Erstaunen, weil es gerade hier ringsum saftige Matten und niedere, grasbewachsene Hügel gibt.

Eben darum hat Samo empfohlen, diesen flacheren Landesteil zu räumen, damit man beim ersten Zusammenstoß die Vorteile des Gebirges besser ausnutzen kann. Noch weiß er ja nicht, wie sich, wenn es hart auf hart geht, die Winden schlagen werden.

Er überläßt sich keiner Täuschung, daß einer Schlappe zu Anfang unverweilt eine Niederlage folgen würde. So tief wurzeln Mut und Kampflust noch nicht, daß er sie auf eine gewagte Probe stellen dürfte. Deshalb hat er seine Vorkehrungen mit allergrößtem Bedacht getroffen. Die Neulinge im Kriegshandwerk müssen erst Zutrauen in die eigene Kraft durch einen Erfolg bekommen.

Da sich die Awaren mit dem Absuchen der leeren Hütten längere Zeit aufhalten, rücken sie nur langsam vorwärts. Die Sonne hat die Mittagshöhe schon überschritten, als sie endlich an die Stelle gelangen, wo die breite Straße sich in drei schmale teilt. Das zwingt den Führer, aus einem geschlossenen Haufen mehrere Schwärme zu bilden.

Vorsichtig, wie es ihre Natur ist, wenn sie nicht in dichten Reiterwolken angreifen, mit verhaltenen Zügeln und scharf spähenden Augen setzen sie ihren Weg getrennt fort. Früher hat man nie so tief in das Land eindringen müssen, weil die Bewohner stets voll Ergebenheit Vieh und Getreide zur Grenze gebracht haben.

Immer schmaler werden die Straßen. Der Wald greift überall nach ihnen und preßt sie zusammen. Oft nimmt auch noch ein Bach Platz in Anspruch. Und sie steigen – steigen.

Das verdrießt die Awaren am meisten. Sie sind von der Steppe her gen Westen gezogen; deshalb lieben sie noch immer die Ebene, die Weite, wo man Raum hat und die Pferde rennen lassen kann.

Der Boden wird zusehends härter. Er tut den Füßen der Rosse, die keine Hufeisen tragen, weh. Steile Wände beginnen die Straßen einzufassen. Darüber klüftet mächtig der Fels bis in den Himmel hinein und läßt nur ein bescheidenes Stück von ihm frei. Draußen leuchtet noch hell der Nachmittag, hier aber dämmt es schon.

Plötzlich hebt in der Höhe ein Donnern an. Die Felsen werden lebendig. Steinbrocken kollern zu Tal und springen in wilder Wucht auf die Awaren nieder.

Zerschmettert verzucken am Boden Mann und Roß.

Nur wenige entgehen dem jähen Tod.

Solange von den beiden anderen Schwärmen noch keine Nachricht da ist, können die Geretteten wähen, daß ein Unglück sie betroffen habe, wie es in den Bergen öfter geschieht. Als sie aber an der Wegteilung mit Flüchtlingen zusammentreffen, die sich in ebenso geringer Zahl mit denselben Zeichen furchtbaren Schreckens auf zitternden Rossen in Sicherheit gebracht haben, besteht kein Zweifel mehr, daß sie trotz aller Vorsicht in einen Hinterhalt geraten sind.

Man will es nicht glauben.

Sind denn die Winden von Sinnen?

Ein Aware braucht sie doch nur anzublasen, und sie fallen auf die Knie.

Wenn ein Aware die Stirn runzelt, küssen sie ihm die Hand.

Was sollen sie auch anderes tun? Ist ein Winde unfreundlich, kann der Aware leicht noch unfreundlicher sein und gibt ihm die Peitsche zu kosten. Benimmt er sich gar widerspenstig, kitzelt man sein blankes Fell mit der Lanze. Ein waffenloses Volk verdient es nicht besser.

Der Steindonner heute hat aber den Awaren nicht wie Winseln Unterdrückter geklungen. Er hallt ihnen noch in die Ohren und verwirrt das Hirn.

Sie können immer noch nicht fassen, was eigentlich geschehen ist.

Vielleicht haben sie ohne ihr Wissen einen Berggeist beleidigt und der hat die Steine geschleudert? Warum sonst läßt kein Winde sich blicken?

Die Awaren warten auf ein höhnisches Siegesgeschrei. Wenn sie bei einer solchen Überlistung eines starken Feindes nicht heulen dürften wie Wölfe, würde die Freude sie sicher zerreißen.

Ringsum aber schweigen die Wälder. Die Berge stehen hart und klar im zarten Blau des Herbstes. Auch sie schweigen unbewegt.

Nur ein Lämmergeierpaar zieht seine Kreise. Gleich den awarischen Kriegern späht es unverwandt ins Tal. Die beiden großen Vögel sind durch das niedergehende Gestein nicht erschreckt worden. Das Donnern der Lawinen ist ihnen eine vertraute Melodie. Sie wittern begehrllich – ihre scharfen Augen erkennen dort unten Aas.

Die Awaren sind mutig, solange sie gegen einen sichtbaren Feind kämpfen. Hier aber dräut schweigender Tod, undurchschaubares Geheimnis. Als sie sehen, daß die Berge keinen der Ihren mehr wiedergeben, reißen sie in kopflosem Schrecken die Pferde scharf herum und jagen ohne Aufenthalt über den Grenzbach zurück.

Der Tarchan, der im Südwestgau der Awaren herrscht, vernimmt mit steigendem Zorn die gestammelte Meldung der Bestürzten. Er möchte diese gern der Feigheit zeihen, dann könnte er sie peitschen lassen, und morgen würden ein paar stärkere Haufen den Zehnten nebst einer angemessenen Entschädigung eintreiben. Der tötende Berg aber zwingt ihn, seinen Grimm, obwohl wider Willen, zu zügeln.

Auch der Tarchan ist ein Sohn der Steppe. Sein Blick verdüstert sich noch mehr, als er ihn auf die ungeheuren Felsmauern richtet, auf die abgrundtief fallenden Schrofen, die himmelnahen Kämme, die kühnen Zacken und nadelscharfen Grate. Geister wohnen dort oben; man sieht es an dem Wolkengebrodell, das so oft die Kuppen umwallt. Mit den Luftigen in Berührung zu kommen, bringt Tod. Da hilft keine Tapferkeit.

Sind jedoch nicht für die Abwehr der Geister genug Priester da?

Er sendet deshalb zum obersten von ihnen, zum Bokal Abras. Der Ehrwürdige soll raten. Was er, nachdem er die Götter befragt hat, für angebracht hält, das wird geschehen. Vorher aber darf kein Aware die Grenze überschreiten.

Ein paar Tage verstreichen in völliger Ruhe, als sei der Friede nie gestört worden. Zwei Völker wagen vor Spannung kaum zu atmen. Vielleicht ist es darum so still.

Weil der Bokal Abras ein Liebling der Götter ist, denn sonst hätte er nicht verhältnismäßig jung eine solche hohe Würde erlangt, nimmt er sich im Bewußtsein höchster Machtfülle das Recht, die Geister eines fremden Volkes gering zu achten, überdies eines unkriegerischen Bauernvolkes. Sie können nur so wehrlos und knechtisch unterwürfig sein wie dieses selbst.

Der Tarchan empfängt infolgedessen in knappen Worten einen höchst unfreundlichen Rat.

„Allein wer den eigenen Göttern schwächlich mißtraut, fürchtet die fremden Geister.“

Die Botschaft klingt dem Tarchan wie fernes Donnerrollen.

Er faßt sich an den Hals. Es würgt ihn.

Wenn der Bokal Abras die Meinung gewonnen hat, der Tarchan mißtraue den Göttern, wird bald der Herr aller sieben Awarengäue, der Chagan Bojan,

gleicher Meinung sein. Dann ist es aus mit Amt und Leben.

Späher reiten nun, um einen günstigeren Einfahrtsweg zu finden. Noch immer glaubt man nicht recht an einen vorbereiteten Krieg und hofft, in gewohnter Weise den Zehnten herauszuschinden. Nur wird man die Zahl der Bewaffneten vervielfachen, damit man jeden etwaigen Aufstand, so nennen es die Awaren, im Keim ersticken kann.

Was die Kundschafter sehen, ist unerfreulich. Statt des früher weithin offenen Landes stoßen sie auf neugeschaffene Wälle. Besonders der breite Graben davor mißfällt ihnen sehr. Ferner sind die Hütten aus Flechtwerk neben den Wällen ein sicheres Zeichen, daß die Winden diese Befestigungen nicht nur als einfache Sperren errichtet haben, sondern sie länger verteidigen wollen.

All dies ist Samos Werk. Gut vorbereitet, hat er knapp zwei Wochen dafür gebraucht.

Fränkische Kriegskunst kommt im fremden Lande hiermit zu Ehren.

Durch ihn angefeuert, haben sich die Winden willig der schwersten Arbeit unterzogen. Männer und Weiber sind von der Morgendämmerung bis in die sinkende Nacht hinein unermüdlich tätig gewesen, weil er es verstanden hat, in ihnen die Flamme der Freiheit zu wecken.

Als der Tarchan von seinen Spähern die schlechten Nachrichten empfängt, zweifelt er nicht mehr, daß die Winden selber den Berg in Bewegung gebracht haben.

Er ruft die elf zusammen, die neulich dem Tode entronnen sind.

„Feiglingle!“ brüllt er sie an. Die peinliche Botschaft des Bokal Abras hätte er sich ersparen können. Nur die hier, die Memmen, sind schuld daran. Bei diesem Gedanken steigert sich noch seine Wut. „Vor

den Winden, bloß vor den Winden seid ihr davongelaufen – Feiglinge! Jetzt sollt ihr sehen – ich will euch Mut machen!“

Der Henker mit seinen Gehilfen wartet schon, um die so schwer in Unnade Gefallenen öffentlich zu peitschen.

Steppenasiens richtet – fast im Herzen Europas...

Noch in derselben Stunde stürmt die gelbe Tatarenwoge blindwütig gegen Karantanien. Ehe sie anschlagen kann, ist sie freilich schon halb zerbrochen. Müssen die Awaren erst einmal herunter vom Pferd, ist ihrem Stoß der größte Teil seiner Kraft genommen.

Damit hat Samo gerechnet, und vor allem hierauf gründet sich sein Verteidigungsplan.

Die fränkischen Waffen sind gut. Die Nachfahren von Vember dem Schmied haben in kurzer Zeit mit ihnen umzugehen gelernt. Kommt es zum Nahkampf Mann gegen Mann, werden sie den Feinden an Körperkraft überlegen sein.

Die Awaren berennen drei Tage lang den Wall. Zu Haufen türmen sich die Toten. Karren voller Verwundeter werden zurückgebracht und rufen im eigenen Lande Schrecken hervor.

Der Tarchan kann trotz rücksichtsloser Tapferkeit den Wall auch nicht bezwingen. Er dringt weiter vor als die anderen, aber Samo selbst stellt sich ihm entgegen.

Wild krachen die hölzernen Schilde aneinander. Der Awarführer ist listig, aber trotz aller Gewandtheit der fränkischen Kraft nicht gewachsen. Samos Langsax fällt ihn mit überlegenen Streichen wie ein verzweifertes, schließlich in die Enge getriebenes wildes Tier.

Seine Leiche bleibt in den Händen der Winden.

Vier Männer heben sie auf starken Armen empor und zeigen sie den Awaren.

Unheimlich schallt dazu das Siegesgeschrei der Winden. Heute schweigen die Wälder nicht. Die Bergwände dröhnen ebenfalls wider, so daß dieses Jauchzen von allen Seiten her den schon erschöpften Angreifern in die Ohren braust.

Im gleichen Augenblick bricht die Awarenflut wie eine einzige haltlose Woge zusammen.

Als Samo die Verwirrung erkennt, die der Tod des Tarchans in den Reihen der Feinde hervorgerufen hat, reißt er seine Leute zum Gegensturm über den Wall hinaus. Jetzt kann er sich auf sie verlassen. So wild stürzen sie hinter den wankenden Awaren her, daß nur wenige von diesen ihre Pferde erreichen und entkommen können. Furchtbar wütet das fränkische Eisen. Hell lodert die Rache der jahrelang Unterdrückten und Verachteten.

Ein Wunder ist geschehen.

Ein Volk aus Hirten und Bauern hat die selbst vom Kaiser zu Byzanz so sehr gefürchteten kriegerischen Awaren in schimpfliche Flucht geschlagen. —

Etliche Zeit bleibt es in dem Gebiet an der Grenze still. Nur Wachen sind auf beiden Seiten unterwegs, vermeiden aber eine Begegnung.

Die Awaren fürchten den Einfall der Winden. Sie bringen deshalb Weiber, Kinder, Vieh und Vorräte von der Grenze ins Innere des Landes zurück. Männer stehen zur Verteidigung genug bereit, aber man denkt nicht an einen Gegenschlag, da augenblicklich noch kein neuer Tarchan ernannt worden ist.

Zu Beginn des Winters kommt überraschenderweise eine Botschaft vom Chagan Bojan. Weil er zur Zeit stark mit Byzanz beschäftigt ist, scheint ihm an der Unterwerfung des windischen Bauernvolkes nicht viel gelegen. Keine Schätze wie in der Hauptstadt des Oströmischen Reiches sind hier einzuheimsen, und Karantanien selber lockt ihn nicht, da es nur ein Bergland ohne weite Ebenen ist. Deshalb lautet seine

Botschaft versöhnlich. Von keinem Zehnten wird mehr gesprochen. Nur Friede soll zwischen hüben und drüben herrschen.

Samo überschätzt die Beteuerungen des falschen Awaren nicht.

„Sie haben sich ein paar Zähne ausgebissen“, sagt er in der Versammlung der Sippenältesten, als er ihnen die Botschaft des Chagan Bojan verkündet. „Nun schmerzt ihnen das Maul und packt nicht recht an.“

Er lacht dröhnend, wie er es nur tut, wenn er sich als Sieger fühlt.

Ohne Zweifel – er ist wirklich der Sieger. Seine Zuversicht hat ihn nicht betrogen, da er ihr durch seine sorgfältigen Vorbereitungen einen starken inneren Halt gegeben hat.

Die anderen lachen mit.

Ihr Herz ist nun von langem, dumpfem Druck erlöst.

Sie schauen dankbar und beruhigt auf Samo.

Dann sagt einer, der unter diesen grauen Häuptern der Ehrwürdigste ist, weil er die männer- und kinderreichste Sippe vertritt:

„Du solltest nun auch heißen, was du in Wahrheit schon bist – unser Herzog.“

So ruhig und leidenschaftslos das Wort gesprochen ist, springt es doch wie eine Flamme von Nedos Lippen und zündet in den Herzen der anderen.

„Ja, unser Herzog!“ rufen sie begeistert. „Karantien hat einen Herzog! Heil! Heil!“

Samo steht mit gesenktem Nacken. Mühsam unterdrückte Erschütterung arbeitet in seinem Gesicht.

Er hat schon lange mit diesem Wunsch gespielt. Nicht aus Eitelkeit. Ein Fremder ist er auch jetzt noch gewesen, das neue Amt aber ordnet ihn in den Kreis des Volkes ein.

Nun die Stunde ruft, die er Schritt für Schritt hat kommen sehen, spürt er aber nicht nur ihren Glanz, sondern auch ihre Last.

Sie macht ihn unfrei, denn sie bindet ihn bis zu seinem letzten Atemzug an Karantanien.

Er ist gern von Burgund geschieden, doch die Wege der Heimkehr standen ihm jederzeit offen. Nun hat dies ein Ende.

Ein Ende – schweres Wort! Wie leicht wiegt dagegen der spielende Gedanke, dem Vor und Zurück noch offensteht!

Samo denkt keinen Herzschlag lang daran, die Würde abzulehnen. Er will auch der Last sich nicht entziehen. Körperhaft jedoch drückt in diesem Augenblick die Verantwortung für das Wohl und Wehe so vieler Menschen seine breiten Schultern.

Unruhe packt selbst solch ein starkes Herz, wenn es zum Führer eines Volkes werden soll auf den verworrenen, steilen und abgrundnahen Pfaden der Geschichte.

Es mag dem einzelnen leicht glücken, sich ein Haus zu bauen. Einem ganzen Volk aber eine Stätte zu bereiten, wo es schaffen und leben kann – einen Staat – ist dies noch Menschenwerk?

Samo wirft den Nacken zurück.

Sein Werk muß es sein. Dafür ist er hierhergestellt.

Er reicht in überströmendem Kraftgefühl den Ältesten die Hände.

„Wohlan – ich werde euer Herzog sein in Glück und in Gefahr!“

Es ist ein ehrliches Versprechen, und es dringt tief in ihre Herzen. Darum bricht aus ihnen so stürmisch der Ruf auf:

„Heil, Herzog Samo, Heil!“

Sie umringen ihn und küssen wie einem Erlöser seine Hand.

Da fühlt er sich wieder rauh herausgehoben aus diesem Kreis.

Nicht die Begeisterung des gemeinsamen Blutes hat auf die neue Höhe ihn geführt. Deshalb wird er hier unter diesen Menschen trotz ihrer Ergebenheit im letzten Grunde stets einsam bleiben.

... einsam bleiben ...

Länger als alle Heilrufe klingt dies in ihm nach.

So zärtlich wie an diesem Abend ist er zu Wilfried, seinem Sohn, noch nie gewesen.

Die Berge stehen schon bis weit unter die Waldgrenze hinab im weißen Winterkleide. Das Licht eines selten klaren Morgens im sonst so grauen Nebelmond läßt den Schnee nicht als Last, sondern als Schmuck erscheinen. Nur die höchsten Spitzen sind wechselnd von Wolken umhüllt. Auf denen reiten die Wilen, um von ihnen aus sehnsüchtig und neidisch das bunte Treiben der Erde zu betrachten.

Im Tal hat der Winter noch nicht Einzug gehalten. Dort wimmelt es heute von Menschen, droht kein Schweigen mehr. Laut schallt die Rede. Oft flattert sogar ein Jauchzen zwischen den Felswänden, so daß die Alpendohlen, die jetzt wegen des Schnees tiefer hinabgestrichen sind, erschreckt auffliegen und das Raubwild in seinen Schlupfwinkeln unruhig wird.

Wie ein saugender Strudel wirkt heute das breite Tal, wo die Weiler am dichtesten stehen.

Hier wird die Einsetzung des Herzogs stattfinden. Nach diesem Tal machen sich deshalb schon seit Tagen die Familien mit allen Angehörigen, die weit genug wandern können, mit Mann, Weib und Kind, Knecht und Magd auf den Weg. Für andere ist es erst im Zwielflicht dieses Morgens zum Aufbruch zeitig geworden. Selbst die Nächstwohnenden leidet es seit der grauen Frühe nicht mehr in ihren Hütten. Die

Straße lockt. Die Ringwälle werden zu eng, die Macht des Strudels reicht bis in den letzten Winkel.

Das Tal erscheint ganz dunkel von Menschen, obwohl die Frauen bunte Röcke und viele Männer trotz der geringen Kälte schon weiße Pelzmäntel tragen.

Alle sind fröhlich wie Kinder.

Der dunkle Traum ist zerstoßen. Der düstere Kehrreim „Awaren“ hat seine Macht verloren.

Man fühlt sich als Sieger. Die Freude kann um so schrankenloser sein, weil der Kampf nur wenig Opfer gekostet hat.

Mit höchsten Ehren sind die Toten bestattet worden. Die Klageweiber haben zwar nicht so laut jammern und winseln dürfen wie sonst, aber desto breiter den Ruhm der tapferen Gefallenen kundgetan. Die grauen, sauber mit Wellenlinien verzierten irdenen Töpfe, die man in jedes der Gräber gestellt hat, sind voll von Speise und Trank, damit die Toten nicht Hütten und Vorratskammern zürnend heimsuchen, wenn sie Hunger und Durst stillen wollen. Auch auf den Schmuck ist man sorgsam bedacht gewesen. Um die Sieger zu ehren, hat man ihnen Schläfenringe nur aus Silber und Bronze beigegeben, keine von den im Lande selbst gefertigten einfacheren aus Blei. All das ruft man sich besonders nachdrücklich ins Gedächtnis zurück, da man gerade heute fürchtet, die Toten möchten vielleicht den Lebenden diesen frohen Tag neiden, wo man sich einmal satt schauen und am Ende nach langer Dumpfheit überschäumen kann.

Eine so feierliche, bedeutungsvolle Handlung unterbricht nur selten das gleichförmige Einerlei des Hirten- und Bauerndaseins. Ungezählte Male noch wird man davon sprechen: in den Hütten vor jung und alt während trübseliger Winterabende – zur Sommerzeit am einsamen Herde der hohen Almen – Jahr für Jahr – wer weiß, wie lange!

Gegen Mittag, in Erwartung der höchsten, klarsten Stunde des Tages, sind alle auf einem großen Platz versammelt.

Im engsten Ring stehen die Sippenältesten, im weiteren die Familienältesten. Um sie ballt sich das Volk mit Frauen und Kindern, Knechten und Mägden wie eine summende Bienentraube.

Plötzlich aber wird es still.

Nedo, der Älteste aller Sippen, an dem Richterstab als bisher höchster Würdenträger Karantaniens kenntlich, und Samo, der aus dem Kreise seiner fränkischen Mannen herausgetreten ist, stehen Auge in Auge, auf einer kleinen Bodenwelle etwas erhöht.

Nedos Haar ist weiß, doch vom Alter kaum merkbar gelichtet, seine hohe Gestalt trotz siebzig oft vielbewegter Jahre ungebeugt. Um ein geringes überragt er sogar Samo, der heute weder in Krieger- noch Kaufmannstracht, sondern wie ein Bauer unter Bauern gekleidet ist.

Die beiden könnten fast Vater und Sohn sein, als sie weithin sichtbar beisammenstehen, Mittelpunkt der feierlichen Handlung und des ganzen Landes.

Jetzt führt ein junger Bursch eine Kuh zu ihnen in den Ring. Sie ist mit Tannenreisig und Bändern geputzt. Man hat sie sorgsam unter den besten ausgewählt, denn keine soll sie übertreffen.

Zu gleicher Zeit schleifen zwei Männer einen großen Sack, schwer von Hirsekorn, herbei. Er ist so prall, daß er aufrecht steht. Sie setzen ihn vor Samo und Nedo hin. Dann erhebt dieser laut seine noch gar nicht greisenhaft klanglose Stimme. Die dünne Winterluft trägt sie deutlich bis zu den Entferntesten der andächtig Lauschenden, die kein Räuspern, keine Bewegung wagen. Selbst die Kinder werden still.

Der Älteste aller Sippen spricht, zu Samo gewandt:

„Nun wir dich als unseren Herzog einsetzen, hörst du auf, zu sein, was du früher gewesen bist – ein

fremder Kaufmann – wirst von heute an werden, was wir alle sind – wie schon dein Kleid es anzeigt, ein Bauer unter Bauern. Nur dieses Eine erhebt dich über uns, daß du ein gerechter Richter seist, wenn es Streit zu schlichten oder Schuld zu verurteilen gilt. Bei jedem Gericht und öffentlichen Tun sei nicht deines und deiner Sippe Vorteil eingedenk, sondern des Wohles dieses Landes! Hinfort sollst du unser Haupt sein, doch nicht, um wie ein schlitzäugiger Tatarentarchan Zehnten und Zölle zu verschlingen, sondern um allen mit klarer Stirn und weiterem Blick zu dienen als wir einfachen Menschen es können. Suche nie Krieg, wo er nicht notwendig ist, denn wir sind ein friedliches Volk, und das Schärfen der Sichel macht uns heiterer als das Klirren der Schwerter. Deshalb sind dir diese beiden“ – Nedo legt die Linke auf den Rücken der Kuh, die Rechte auf den Sack voll Korn – „hier nahe zugesellt. Den Menschen nützlich und fruchtbar sind Vieh und Getreide. Dem Volk stets nützlich und fruchtbar sei auch, was der Herzog für Karantanien plant und schafft!“

Nach der Rede Nedos scheint die Stille auf dem weiten Platz noch tiefer zu werden. Das Krähen eines Hahnes von einer der Hütten herüber verursacht ein unwahrscheinlich lautes Geräusch.

Samo steht eine Weile stumm, mit mühsam beherrschtem Gesicht. Der Sippenälteste hat Worte an ihn gerichtet, die sein Herz bis zum letzten Grunde aufwühlen.

Schwerer noch als neulich empfindet er den Ernst der Verantwortung.

Ein gerechter Richter sein . . .

Darf er sich dessen erköhnen?

Es ist ihm einen Augenblick, als stehe ihm plötzlich der Schatten einer Frau gegenüber. Ihr blondes

Haar gleißt trotz der Wintersonne so stark, daß er die Augen schließen muß.

Ein gerechter Richter sein . . .

Ja, das ist er gewesen.

Er öffnet die Augen wieder und schaut Nedo an, der ohne Ungeduld auf Antwort harrt.

Der Schatten ist verschwunden. Er hat hier nichts zu suchen.

Nun erst jedoch kann Samo das Schweigen beenden.

„Ältester aller Sippen von Karantanien“, spricht er laut und feierlich, jetzt schon vollkommen des Windischen mächtig. „Ich habe deine Worte nachklingen lassen in meinem Herzen. Du hast recht, ein Bauernherzog soll um des Ruhmes oder um der Habsucht willen keinen Krieg führen. Er darf ihm aber auch nicht ausweichen, wenn der Freiheit des Volkes Gefahr droht, wie wir es vor kurzem erlebt haben.“ Er wendet sich zu den Lauschenden des zweiten Ringes und der Menge. Dort, nicht im ersten Ring der Grauköpfe, schlagen die tapferen Herzen. Trotz der Entfernung unterscheidet er manches hartkantige Gesicht, das sich ihm während des Awarersturmes eingepägt hat. „Ich danke euch, daß ihr so zahlreich gekommen seid, ohne die weiten Wege zu scheuen. Fürchtet sie ebensowenig, wenn Hader und Zwietracht euch das Leben vergällen wollen! Kommt voller Zutrauen, daß euch Gerechtigkeit werden wird, und dies verspreche ich euch in eures ehrwürdigen Sippenältesten rechte Hand: Ja, wie er es gefordert hat, will ich euch stets ein besonnen wägender Richter sein, damit meinem Munde niemals ein Urteil vorschnell entschlüpft, ein getreuer Berater und Helfer in den Nöten und Fährden eures alltäglichen Lebens. Ihr aber, das bitte ich euch, laßt das Böse nicht ein! Sorgt dafür, daß an dem Schwert der Gerechtigkeit“ – ein Schauer der Erinnerung bebt, für die Menge

allerdings unspürbar, in seinen Worten – „niemals“ – wie ein Schrei von tief innen heraus klingt es – „niemals Blut kleben muß!“

Bis die Worte Samos in eine aufatmende, nicht mehr völlig lautlose Stille hinein verklungen sind, schweigt Nedo. Dann sagt er:

„Nun nimm den Stab!“

Nachdem Samo ihn und damit das Richteramt empfangen hat, tritt der Älteste in den Ring zurück. Der Herzog steht jetzt allein zwischen der Kuh und dem Kornsack.

Plötzlich hebt die Kuh den Kopf und fängt zu brüllen an.

Ein Zeichen . . .

Ein gutes Zeichen . . .

Jetzt bricht aus dem Volke jubelndes Heilrufen los und pflanzt sich immer mächtiger fort. Die Spannung will sich Luft machen. Die Größe der Stunde beengt das Herz. Die steife Feierlichkeit soll sich endlich lösen. Man schreit, um die eigene Stimme wieder zu hören, nachdem man den Mund so lange hat halten müssen. Man ist froh, daß man sich rühren darf. Man hebt die Kinder in die Höhe, damit sie den Herzog sehen. Bald wogt der ganze Platz in unaufhörlicher Bewegung, lärmendes, zappelndes Leben.

Geige, Dudelsack und Oboe locken an allen Ecken. Schon ordnen sich Tänzer zum Rundreigen.

Bedächtig werden die ersten Schritte gesetzt. Die Linke ruht im Gürtel des Nachbars, die Rechte umschlingt den Nacken des zweiten. Plötzlich umschlingen sich alle und beginnen einen rasenden Wirbel zu drehen, von dem lauten Beifallsjauchzen der Zuschauer umtost.

Überschäumende Lebensfreude füllt jede Hütte.

Man feiert ja nicht nur die Einsetzung des Herzogs. Man feiert zugleich den Sieg und den errungenen

Frieden. Ob er von Dauer sein wird, bekümmert heute niemand.

Man fürchtet die Awaren nicht mehr, auch wenn sie sich wieder streitlustern zeigen sollten. Sie haben den Ruf ihrer Unbesiegbarkeit verloren.

Die jungen Burschen werden es ihnen schon einhämmern, wer stärker ist. Die glücklich bestandene Probe hat ihre Freude am Kampf ins Grenzenlose erhöht. Wo sie beisammensitzen, schwatzen sie von ihren kriegerischen Taten. Diese wachsen mit jeder neuen Geschichte dank manchen glücklichen Einfalls, der sich prächtig ausspinnen läßt.

Bis tief in die Nacht hinein hat man Unterhaltungstoff. Das ist einmal etwas anderes als immer nur Abenteuer mit verlaufenem Vieh oder mit Wisent und Bär, Wolf und Luchs. Es berauscht, ohne zu ermüden.

Da auch Speise und Trank reichlich vorhanden sind, klingt der schöne Tag aus wie ein Erntefest nach einem fruchtbaren Sommer.

Der Winter meint es bis jetzt nicht ernst.

Ein Föhnsturm taut die dünne Schneedecke in einer einzigen Nacht und läßt alle Bäche noch einmal lauter rauschen. Zwei Tage lang heult er um die Bergzacken und Kare. Ein dumpfes Poltern im Gestein gibt ihm Antwort. Krachend wirft er die bleichen, entrindeten Stämme der Wetterfichten über den Haufen.

Weiter unten wirbelt er das abgefallene Laub der Buchen in tollem Tanz. Er will den braunen Blättern noch einmal mit dem Himmel die helle Weite des Landes zeigen, die ihnen am dunklen Boden zwischen Mulm und Moder schon für immer verschwunden schien. Auch jetzt noch aber bleiben sie nur haltlose Schatten eines zerronnenen Sommertraumes. Darum

klingt ihr Wehen dürr und ist dem Wipfelrauschen grünen Laubes nicht mehr ähnlich.

Schatten sind auch die Wolken, selbst wenn sie zu kühnen, großen Gestalten sich formen. An den scharfen Vorsprüngen der Grate und Felsmauern bleibt manches ihrer wallenden Kleider hängen und zerschleißt. Nachdem der Sturm aufgehört hat, sinken sie wandermüde ins Tal. Wie schlaffe Säcke fallen sie zusammen und belegen Wald und Flur mit ihrem trüben Weiß. Nun ist die Welt noch enger geworden als sonst, wo nur die Berge sie verstellen.

Erst gegen Ende des Neblungs kommt der Winter mit seiner ganzen rauhen Macht. Tagelangem Schneegestöber folgt eine beißende Kälte. In Neustrien geht solch ein Frost rasch vorüber, hier aber dauert er ohne Unterbrechung hartnäckig Wochen hindurch und zwingt auch den Beweglichsten zum Faulenzen.

Den fränkischen Männern schleicht diese ungewohnt harte Zeit freudlos und verdrossen dahin. Die Hütten sind klein und niedrig! Der Qualm der offenen Herde sucht sich eigenmächtig irgendwo einen Ausweg. Oft treibt ihn der Wind zurück, so daß die Augen tränen und schmerzen.

Samo tröstet die Seinen. Man wird nächsten Sommer bauen. Er hat bestimmte Pläne; vor dem Frühling freilich kann man nicht an die Arbeit gehen.

Besser als durch ihren Herrn werden die fränkischen Männer durch die windischen Mädchen getröstet. Sie sind hübsch und unterhaltsam. Solange sie ledig sind, dürfen sie jedem Mann gehören. Kommt ein Kind, muß man allerdings heiraten. Das schreckt jedoch die Männer nicht, denn es geschieht sonder Aufwand und Förmlichkeit, bedeutet nur die Übernahme von einer Familie in die andere. Außerdem darf man Frauen haben, so viele man will, wenn man sie nur ernähren kann. Ihre Ansprüche aber sind nicht hoch. Sie sind gewohnt, wie das Vieh zu ar-

beiten und verdienen sich im Hause, auf Acker und Wiese ihr Brot. —

Bald nach dem Beginn des neuen Jahres treten die Sippenältesten zusammen und halten Rat. Es ist für sie unvorstellbar, daß der Herzog als einziger ohne Frau bleibt. Es ziemt sich nicht für seinen Stand.

„Auf jeden Fall müssen wir ihn beweiben“, ist die einstimmige Meinung der Sippenältesten.

Die Grundfrage macht den grauen Weisen bei dieser Beratung also wenig Kopfzerbrechen. Auch darüber gibt es keine Unstimmigkeit, daß nur ein Mädchen aus einer ehrenvoll großen Hausgemeinde in Betracht gezogen werden kann. Allein wer einer solchen angehört, gilt als vornehm, als vollwertig, weil hinter ihm der Schutz dieser Hausgemeinde steht und weil eine starke Familie eine aufblühende, gesegnete ist.

Sofort werden eine Menge Namen laut. Man kennt sich gut. Jeder Älteste wirft einen Namen aus einer anderen Sippe hin, doch er hofft dabei, daß ein Mädchen aus seiner eigenen Sippe nicht nur genannt, sondern gewählt wird.

„Wir haben viele Jungfrauen“, stellt Nedo voller Stolz fest, doch auch Bedenklichkeit dunkelt in seiner Stimme.

„Schöne Jungfrauen!“ lobt ein anderer.

Um so schwieriger ist die Wahl.

„Es kann leicht sein, daß eine, die wir aussuchen, weil sie uns gefällt, dem Herzog gar nicht gefällt.“

Der so bedächtig spricht, steht mit seiner Meinung keineswegs allein.

Dann kommt Nedo eine Erleuchtung.

„Lasset uns eine Anzahl Jungfrauen zusammenrufen!“ schlägt er vor. „Sie sollen sich samt ihren Spinnrädern einfinden, damit der Herzog sie bei ihrer Arbeit sieht. Welche er für die schönste und fleißigste hält, wird er dann wählen.“

Dieser Weg dünkt allen gangbar.

Fürs erste beabsichtigt man nur drei Mädchen auszuwählen. Es gibt indessen ihrer wirklich viele, und man kommt bei einer so kleinen Zahl nicht zu einer Einigung. Selbstbewußtsein und Eitelkeit fordern ihr Recht. Deshalb erhöht man die Zahl schließlich auf sechs. Der Herzog ist klug. Er wird auch unter mehreren die Rechte sicher herausfinden. Warum soll man also den eigenen Kopf unnütz anstrengen und zwecklos Eifersüchteleien schaffen? Was man einem anderen aufladen kann, muß man nicht selber schleppen. Diese Weisheit hat lange Erfahrung jeden der Alten gelehrt. —

Natürlich ist es Nedos Pflicht, den Herzog in Kenntnis zu setzen und ihn an einem bestimmten Tag auf die Brautschau zu führen.

Samo muß lächeln, als der Sippenälteste nach einigen Umschweifen über die Notwendigkeit einer Frau im Hause und die Freuden der Ehe endlich mit dem Auftrag selber herausrückt.

„Wir hoffen, daß du uns nicht zu gering erachtest, dich mit einer unserer Töchter zu beweißen“, schließt er seine heikle Botschaft.

Samo versichert lebhaft, daß er dem Wunsch der Ältesten gern nachkommen werde.

Fast zu lebhaft. Nedo erhört jedoch daraus nur froh die volle Einwilligung, nicht das Niederringen einer ablehnenden inneren Stimme. Er geht mit überschwinglichen Dankesworten, nachdem sie Tag und Stunde der Brautschau vereinbart haben.

Als Samo allein ist, verfinstert sich zusehends sein Gesicht.

Wie Kinder, die Heiraten spielen, kommt ihm dies vor. Er besitzt nicht den leichten Sinn der meisten fränkischen Männer. Das Dunkel der Vergangenheit hat sein Blut dickflüssig und schwer werden lassen.

Mit starrem Blick schaut er ins Leere. Da leuchtet wieder blond das Haupt einer Frau.

Imnehilde . . .

Er stöhnt auf.

Sie hält die rechte Hand gegen eine Wunde gepreßt. Zwischen ihren Fingern quellen rote Tropfen hervor.

„Imnehilde“, spricht Samo leise, mit schwingender, vorwurfsvoller Zärtlichkeit, „wie sehr habe ich dich geliebt!“

„Und dennoch hast du mich gnadenlos hart gerichtet“, klingt in seinem Herzen klagend die Antwort des Schattens.

„Weil ich dich sehr geliebt habe“, flüstert Samo, „nur dich.“

Abermals entfährt ein zitternder Seufzer der gepreßten Brust, ohne sie zu erleichtern.

Samo will die Hand mit einer fortweisenden Bewegung recken und hebt sie doch nicht.

Hier hat die herrische Gebärde keinen Wert. Der Schatten bleibt — so oder so.

Samo senkt die Lider, um ihm trotzdem zu entgehen.

„Ich tat, was Rechtens war“, murmelt er mit klar wägendem Verstande vor sich hin.

„Was dort Rechtens war“, ergänzt, noch nicht umgestimmt, sein Herz.

Ja — dort! Er muß den herben Einwurf anerkennen.

Hier reißt man wegen eines Weibes kein Schwert aus der Scheide. Hintergeht es den Mann, nimmt er die Peitsche und jagt es fort. Die Familie behandelt eine Verstoßene, die schimpflich zurückgeschickt wird, dann schon so, daß es eine unablässige, bald grob, bald ausgeklügelt vollzogene Strafe ist.

Imnehilde aber unterstand fränkischem Recht.

Er hat rasch, doch nicht voreilig gehandelt. Und wo wäre ein Milderungsgrund gewesen?

Er muß an Adala denken und fühlt von einem linden Hauch der Gnade sich umweht.

„Bringe vor, was dich entlasten kann!“ flüstert er und öffnet die Lider, um den Schatten von neuem ins Auge zu fassen.

Die Stelle aber ist leer.

Ach ja – der Kienspan brennt jetzt schon tiefer. Deshalb liegt das Stück Dunkelheit, das Samo genarrt hat, nun am Boden.

In aufwallendem Zorn tritt er darauf.

Er ist ein Mann von nüchtern klarem Verstand. Dieses Gespenst einer betrogenen Liebe jedoch entwürdigt ihn zum Geisterseher. Einer sträflichen Schwachheit schämt er sich.

Was jenseits des Rheines geschehen ist und so geschehen hat müssen, es bleibe endlich den stillen Tälern zwischen den hohen Bergen fern! Die Grenze dieses Reiches trennt nicht nur Länder, sondern Welten. So soll sie künftig auch Kraft haben, den Herzog der Karantener von seiner Vergangenheit zu trennen.

Wozu der Wunsch?

Hat ein Mann, ein Starker wie Samo, denn vor einem Weibe Furcht?

Er streicht den Bart und läßt die Finger spielen, als wolle er aus den Haaren eine Flechte drehen, so schwer kneten sich die Gedanken, allzu fein und widerspenstig. Der Schatten stammt gar nicht von außen. Er entsteigt, stets verjüngt, Samos Seele. Es ist nicht Furcht vor der toten Frau, doch quälendes Bedenken wegen der Raschheit des Gerichtes.

Dem tief ins Herz getroffenen Liebenden, dem aus der Fremde in ein entehrtes Haus unversehens Heimkehrten mochte diese Raschheit ziemen. Der Richter eines ganzen Landes aber, der wägen soll und wird, fühlt in sich eine Warnung brennen.

Richtend wägen ...

Wägend richten ...

In diesem Augenblick steht Wilfried unter der Tür.
,Imnehildes Sohn!' durchfährt es Samo.
,Ebensosehr auch der deine!'

Er zwingt das Gefühl, das ihn hat stutzig machen wollen, rasch nieder und legt ihm die Hand liebevoll auf die Schulter.

Dem Knaben gefällt es in Karantanien. Seinen offenen Augen bietet sich so viel des Neuen, daß er keine Langeweile spürt.

„Es schneit schon wieder!“ jubelt er. „Dicht – viel dichter als bei uns! Nun wird es lustig!“

„Nun wird es lustig“, wiederholt Samo mit stillem Lächeln.

Der Knabe entbehrt anscheinend die Heimat nicht mehr. Er freut sich ungeschmälert der Gegenwart, voll Stolz, daß sein Vater der Erste im Lande ist.

„Er soll mitkommen, wenn ich mir die Mädchen besehe“, nimmt Samo sich vor. „Das bin ich ihm schuldig. Es muß keine sein, die er nicht mag.“

So wenig kann Samo sich denken, daß von einem Mädchen dieses Landes ein Funke hell und entscheidend in die finstere Einsamkeit seines eigenen Herzens fallen könnte! Er will nur eine fügsame Dienerin gewinnen, die das künftige Haus durch Jugend hell macht und durch Schönheit ziert.

„Und eine Pflicht erfüllen!“ spricht tiefer in ihm fast drohend eine Stimme.

Ja, eine Pflicht erfüllen dem Lande gegenüber, dessen Führer er jetzt ist.

Wieder fühlt er die Verantwortung einer größeren Aufgabe. An ihr gemessen, erscheint ihm all das, was man Glück, Behagen und ähnlich nennt, unwichtig und leicht – nicht viel mehr als die windzerblasene, lose Feder eines Vogels.

Stets der Wohlfahrt dieses Landes zu dienen, hat er gelobt. Deshalb wird er doch nicht auf das Urteil eines Knaben achten und Wilfried lieber daheim las-

sen, wenn er zur Brautschau geht. Die Schönste, Stillste, Fleißigste will er wählen, damit sie den karantanischen Frauen, leuchtend in Bescheidenheit, ein Vorbild sei.

Nedos Hütte enthält die größte Stube, die man tal-auf, tal-ab finden kann. Hier werden daher auch die öffentlichen Angelegenheiten erledigt, soweit nicht das ganze Volk im Freien Zeuge und Teilnehmer ist. Besonders zur Winterszeit dient sie als einziger Beratungsort. Für die Brautschau gibt es gleichfalls nur diesen schlichten Rahmen, aus dem man das alltägliche Familienbild herausgenommen und durch ein unalltägliches, bunteres ersetzt hat.

Sechs Mädchen warten vor ihren Spinnrädern. Natürlich haben sie ihre Feiertagskleider angelegt. Ihre Gesichter glänzen frisch gewaschen, damit die Schönheit besser zur Geltung kommt. Die Schläfenringe, auf Riemen gereiht, schlingen sich über Stirn und Hinterhaupt, so daß sie mit bronzenem und silbernem Glanz bis zu den Ohrläppchen niederfallen. Einige der Jungfrauen tragen auch Nadeln im Haar und Spangen auf der Brust, die ihre Mütter von Samo erstanden haben. Die kurzärmeligen Hemden mit den breiten Stickereien sind Prunkstücke, und die bunten Schürzen leuchten trotz des matten Lichtes der Wintersonne.

Keine rasche Bewegung, kein Zittern der Hände verrät die innere Unruhe, während sie den Bräutigam erwarten. Sie stammen alle sechs aus Familiengemeinschaften, wo man weiß, was die Sitte fordert, und dementsprechend seine Töchter erzieht. Ein Mädchen muß in solcher wichtigen Stunde gelassen erscheinen, muß eine heiter glatte Stirn zeigen, mögen dahinter die Gedanken noch so wild und kraus durcheinanderwirren. Es soll auch der Nebenbuhlerin freundlich

zulächeln, selbst wenn es sie lieber gleich einem zornigen Iltis anfauchen würde.

Endlich geht die Tür auf, und Nedo führt den Herzog herein. Den Mahnungen der Mütter gehorsam, beugen sich die Mädchen eifrig über ihre Spinnräder.

Samo grüßt und läßt die Blicke wie zum Versuch rasch von einer der Jungfrauen zur anderen gleiten. Mit gesenktem Haupt wird ihm gedankt und gesponnen, als sei er nicht in der Stube.

Nur eine hat den Nacken sofort wieder erhoben und schaut Samo ohne Scheu ins Gesicht.

Nedo ist entsetzt und wirft ihr einen strafenden Blick zu. Schon hat nach seiner Ansicht die schöne Njera ihr Glück verscherzt.

Er irrt sich. Sie hat es gewonnen — falls es überhaupt für eine von diesen Glück bedeutet, das Weib des Herzogs zu werden. Wer weiß es? Ihrer Einfalt erscheint es allerdings nicht als Wagnis, nur als Auszeichnung.

Weil Njera nicht die Augen züchtig niedergeschlagen hat, blickt Samo hinein. Da muß sie standhalten, obwohl sie jetzt gern fortschauen möchte, nachträglich doch über ihre eigene Kühnheit erschrocken.

Eine zarte Röte färbt ihr Gesicht wie eine Apfelblüte. Die vollen Lippen schürzen sich halb. Vor Verwirrung strahlen ihre großen Augen dunkler.

Samo sieht nur Njera. Wäre er allein ihretwegen hierhergekommen, könnte es nicht ausschließlicher sein, und doch hat er sie noch niemals zuvor gesehen.

Ihr Nacken ist schön und wird ungebeugt das Haupt edel tragen. Der ausdrucksvolle Mund wölbt einen kräftigen Bogen. Er verrät keinen Hochmut, aber er kündigt, daß diese Lippen nicht immer von Ergebenheit überfließen werden und auch ein nützliches, vielleicht sogar lebenskluges Wort sprechen können.

Samo fühlt sich unversehens einsam inmitten des bunten Mädchengartens. Flammengleich brennt der Wunsch in ihm auf, seine Einsamkeit mit einer der schönen Jungfrauen zu teilen.

Mit einer? Sein Blick streift die anderen.

Nein – mit dieser. Schon ruht von neuem sein Auge nur auf ihr.

„Wie heißt du?“ fragt er, fast zärtlich.

„Njera“, antwortet sie ohne Zieren.

„Njera“, wiederholt er.

Daß der Name einen fremden Klang hat, gefällt ihm. Er soll ihn nicht an einst erinnern, soll ganz Gegenwart sein.

„Njera“, wiederholt er noch einmal, als wiege er auf einer federleichten Waage den Namen und prüfe sorgsam seine Vorzüge – Klang und Weichheit.

„Sie ist eine Tochter Mijos, des Bauern am Steinbühel“, erklärt Nedo mit deutlichem Verwundern.

Samo, durch ihre morgenreine Schönheit bezaubert, läßt es jedoch vollkommen gleichgültig, wer immer ihr Vater sein mag.

„Stehe auf, Njera!“ bittet er.

Sie tut es leicht und federnd.

Nun sie ihm gegenübertritt, sieht er, daß sie nur so viel kleiner ist als eine Frau sein muß, damit sie zu ihrem Manne aufblickt, wie man es hier verlangt.

„Ein schönes Paar!“ denkt Nedo.

Mag der Herzog ihr verzeihen, daß sie so keck gewesen ist, ihn anzuschauen, während die fünf anderen ihre Blicke noch weiter sittsam auf das Spinnrad gesenkt halten.

„Weil du ehrlich gewesen bist und deine Neugier nicht versteckt hast“, sagt Samo, „nehme ich dich zur Frau.“

Er reißt sie in plötzlich aufwallender Hitze an sich, als ob er sie gewaltsam forttragen wolle, und küßt sie. Dann aber besinnt er sich sogleich. Brautraub

ist überflüssig, wenn man die schönsten Mädchen zur Auswahl dargeboten bekommt.

Die Nähe von so viel Reiz und Jugend fährt ihm ins Blut.

Er ist ein Mann im vollen Saft und mondelang den Weibern aus dem Weg gegangen, weil eines ihn betrogen hat. Nun jedoch bricht eine Schranke zusammen, die unübersteiglich schien.

Das Leuchten von Njeras Augen hat sie niedergebrannt.

Das Lächeln ihres Mundes verjagt Schatten.

Die Biagsamkeit ihrer Glieder nimmt Samos Blut seine lähmende Schwere.

„Du hast gewählt?“ fragt Nedo, ein wenig enttäuscht und noch nicht recht gewillt, zu glauben, was er sieht.

Unter den fünf anderen ist auch eine Tochter seiner engeren Familiengemeinschaft, eine Enkelin. Nach seiner Meinung käme vor allen anderen sie wegen ihrer Herkunft und wohlerzogenen Schönheit als Herzogin in Betracht.

„Ich habe gewählt“, antwortet Samo fröhlich, weil die hohe Woge seines Blutes ihn trägt.

„Welche?“ fragt Nedo, obwohl die Hoffnung, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, schon am Verlöschen ist.

„Njera“, bestätigt Samo hellen Gesichtes. „Weil eure Herzogin allem, was kommt, mit erhobenem Haupt entgegenblicken soll.“

„Ein Weib darf nicht zu stolz sein“, mahnt der Alte. „Hüte dich vor Hoffart, Kind!“

Er hebt mahnend den Finger gegen das Mädchen.

Njera lächelt nur. Sie ist davon überzeugt, es besser zu wissen.

Samo versteht sie und lächelt auch.

Jedes der fünf anderen Mädchen aber denkt in seltener Übereinstimmung:

„Mit mir würde er besser fahren.“

Sie sind indessen durchaus nicht traurig, daß die Wahl an ihnen vorbeigegangen ist.

Es gibt der Burschen genug, die um sie werben werden, denn ihr Wert ist durch die Brautschau hoch gestiegen. So ehrgeizig ist keines von ihnen, um jeden Preis Herzogin werden zu wollen.

Sie können sich unter dieser neuen Würde überhaupt nichts Rechtes vorstellen. Wahrscheinlich wird es doch nur eine Bäuerin wie alle anderen sein – die Erste einer großen, wohl der größten Familiengemeinschaft im ganzen Lande und deshalb mit viel Arbeit, viel Last.

Njera allein fühlt, daß es mehr ist.

Von fernen Ahnen her rollt, ohne daß sie es selber weiß, noch eine Spur Römerblut in ihren Adern. Das rührt sich und schafft Träume, die den anderen Mädchen unbekannt bleiben.

„Wann sollen wir sie in dein Haus führen?“ fragt Nedo.

„Morgen“, erklärt Samo.

Aufschub ist hier nicht üblich. Warum auch? Der Winter zögert langweilig dahin. Die schwachen Tage schleppen sich von der trüb verschlafenen Frühe bis zum Abend stets gleich müde weiter. Njera wird Maienglanz hineinragen und die unendlichen Nächte lustsam kürzen.

„Ich freue mich, weil du schon morgen zu mir kommst“, sagt Samo beim Abschied.

Als ihre Hände ineinanderliegen, spürt er, wie Njera von tief innen heraus erschauert. Da weiß er, daß ihr tugendhaftes Äußere nicht lügt und sie noch keinem gehört hat.

Es würde ihn schmerzen, wenn es anders wäre. Diesen ersten Lenz will er allein und ungeteilt besitzen.

Er ruft sich selber zur Ordnung.

Wer spricht von teilen?

Niemand.

Doch — die Vergangenheit hat es geflüstert. Sie ruht nicht — selbst an einem solchen Tage nicht.

Von morgen ab jedoch wird sie endgültig schweigen müssen.

Hart gebietet er es seinem Herzen, und es deucht diesem nicht mehr unmöglich, da Njeras Name schon groß und leuchtend in ihm steht . . .

Nachher zwischen den Hütten wirken die dickverschneiten Dächer auf Samo wie ein Spiel, so niederdrückend ihm die hohen Lasten zuvor erschienen sind.

Die glitzernde Bürde der Fichten, unter der die Äste tief sich beugen, dünkt ihm zum Spaß daraufgestreut.

Die Berge aber, ehemals drohend unnahbar, haben sich nur in ein schimmerndes Festkleid gehüllt, damit sie sich reiner und klarer gegen den blauen Himmel abheben.

Weil Samos Herz überquellend Wärme und Glanz eines neuen Frühlings in sich fühlt, wird ihm hier draußen der Winter zu Tand und Schein. Wie durch Zauberspruch hat dieser plötzlich seine starre Macht verloren.

Als von einer Hüttentraufe ein Eiszapfen niederklirrt, meint Samo, die Lenzwärme seines Herzens habe ihn mit ihren Strahlen zum Schmelzen und Abfallen gebracht.

Wie töricht wird ein Mann, wenn die Liebe unerwartet die strenge Ordnung seiner Gedanken durcheinanderwirft! Davon macht sogar der Herzog von Karantanien trotz all seiner schweren Verantwortung keine Ausnahme. —

Die letzte Nacht der Einsamkeit wird lang.

Der Frühlingssturm im neuerwachten Geblüte scheucht den Schlaf.

Obwohl aus mondblasser Wälderferne Wolfsgeheul schaurig winterlich herüberklingt, steigt doch kein Schatten aus Samos Herzen auf.

Eine neue Grenze ist gezogen.

Ohne Gespenster wartet das Land dahinter auf den nächsten Tag – den ersten Tag der Zukunft...

Drei Musikanten, der mittlere mit dem Dudelsack, der rechte mit einer zweisaitigen Geige und der linke mit einer Oboe, eröffnen den Hochzeitszug. Dann kommt der stattliche Vater der Braut, der Bauer Mijo, begleitet von den Ältesten der Sippen und Familien des ganzen Tales. Nun erst folgt Njera, an ihrer Seite die zwei wohlhabendsten der für die Brautschau ausgewählten Mädchen. Das eine trägt ein Brot, das andere ein Säcklein Salz. Die drei übrigen bilden das Gefolge.

Trotz des Hartungs schafft sanfter Südwind einen für diese Jahreszeit milden Mittag, so daß hier und da von Ästen und Dachrinnen ein tauendes Tröpfeln zu hören ist. Die Sonne steht rein und unverschleiert am tiefblauen Himmel. Seine wolkenlose Klarheit hebt jede Berglinie und Waldkuppe scharf vom Hintergrunde ab.

Männer und Frauen, in ihre buntgenähten weißen Schafpelze gehüllt, umsäumen nahe den Hütten die Straße, winken, rufen und lachen. Die Älteren schauen mehr auf die Braut, der ein so großes Glück widerfährt, oder hecheln Njeras Familienverhältnisse lebhaft durch. Die Burschen dagegen haben mehr Augen für die fünf anderen Mädchen.

Die Braut bleibt außerhalb jeder Werbung, auch jeder stillen; sie ist Besitz geworden. Die Mädchen aber haben zweifellos an Wert gewonnen. Daß der Herzog sie ausgeschlagen hat, mindert keinesfalls ihr Ansehen, denn von sechs müssen auf jeden Fall fünf

nachher unerfahren sein. Sie schreiten deshalb unter einem Regen feuriger Blicke die verschneite Straße und spüren nicht die trotz des milden Mittags fühlbare Winterkälte, so erwärmend belebt sie stets von neuem die offen dargebotene Bewunderung der Bur-schen. Auch manches beifällige Wort klingt ihnen dabei in die Ohren. Es wäre ihnen darum ganz recht, wenn der Weg noch weiter wäre. Immerhin dauert er in dem langgestreckten Tal zur Seite des von Eis umpanzerten, doch nirgends gefrorenen Flusses mehr als eine Stunde.

Der Braut klopft unter dem festen Mieder stärker das Herz, je weiter sie sich von daheim entfernt. Sie ist noch jung, eben achtzehn. Das Heiraten hätte also eigentlich für sie noch gar keine Eile. Besser allerdings, es geschieht früh, denn man hört die Leute lieber fragen: „Wessen Weib ist das?“ als „Wessen Tochter ist das?“

Sittsam die Augen niedergeschlagen, wie es von jeder Braut verlangt wird, schreitet sie über die holperige Straße. Es scheint dringend geboten, auf den Boden zu achten, damit man die feinen Pelz-schuhe nicht am scharfen Eis zerschrammt oder in-folge einer spiegelglatten Stelle gar ausgleitet, beson-ders, wenn der Weg stark abfällt, was er nach einer Weile langsamen Steigens voll geheimer Bosheit im-mer wieder gerne tut.

Viele gute Wünsche und Belehrungen sind durch die Eltern und weiblichen Verwandten Njera auf den ehrenvollen Weg mitgegeben worden. Sie klingen noch in ihr nach, und das Gesicht des Mädchens nimmt dabei einen bald weicheren, bald herberen Ausdruck an.

„Des Mannes Haus ist die Welt – des Weibes Welt ist das Haus“, hat der Vater gemahnt.

Die Mutter aber hat diese enge Weisheit vom Stand-punkt der Frau aus gemildert und hinzugefügt:

„Das Weib hält das Haus – der Mann ist nur der Gast des Hauses.“

Lange Erfahrung von Eltern und Ahnen kann allein solche Worte prägen. Wie ein kostbares Heiratsgut und Vätererbe wandern sie nun mit der Tochter in das neue Heim.

Sie gelten nicht nur für den Bauer und die Bäuerin, diese mögen einer großen oder kleinen Familiengemeinschaft angehören. Dem Herzog und der Herzogin wird es ebenfalls geziemen, ihren Sinn zu befolgen und dem ganzen Lande ein Vorbild zu geben.

Es fällt Njera nicht leicht, sich gleich am ersten Tage sogar mit ihren Wünschen in die engezogenen Grenzen einzuordnen. Das unverhoffte, jähe Glück hat aus ihrem noch von keiner Enttäuschung des Lebens versehrten, stets sorgsam behüteten jungen Herzen ein Flämmchen Ehrgeiz erweckt. In der strengen Wirklichkeit jedoch soll sie nur die Beste unter allen Frauen sein, ohne sich größer zu dünken; denn auch der Herzog gilt nur als Erster im Lande, weil das Vertrauen der Sippenältesten ihn dazu erkoren hat. Herkommen, schon mit bäuerlicher Nüchternheit gepaart, und Jugend, die aus überströmender Kraft Grenzen niederreißen möchte, ziehen Njera in einen allerdings nicht harten inneren Streit, während sie dem Bräutigam entgegenwandert.

Er wartet auf sie vor der Hütte. Seine fränkischen Gefährten umgeben ihn. Auch er trägt heute den weißen Schafspelz wie alle anderen Männer des Tales, und doch wird niemand Samo für einen von ihnen halten.

Fremd sieht er aus – das ist Njeras erstes Empfinden, nun sie ihn im vollen Licht des klaren Tages erblickt.

Dieses Fremde schreckt sie aber keineswegs. Vielleicht ist es auch für sie besser, daß er minder engen Verhältnissen entstammt, wo die Frauen, das hat sie

mehrfach sagen hören, nicht nur Dienerinnen sind, sondern sogar schon Kronen getragen haben wie Fredegunde. Nachricht von der Blutherrschaft dieser fränkischen Königin ist durch Kaufleute und Spielmannsmären selbst bis in die stillen karantanischen Täler gedrungen.

Neben dem Herzog steht Wilfried.

Njera weiß, daß Samo einen Sohn hat; dieser ist aber in ihrer Vorstellung ein kleines Kind gewesen. Nun lernt sie einen Knaben kennen, der seinem Vater schon fast bis an die Brust reicht.

„Du wirst ihm Mutter sein“, sagt Samo bewegt, „eine gute Mutter.“

Könnte er dabei nicht in Njeras feucht schimmernde Augen sehen, würde er den Schatten der Vergangenheit wohl nicht bezwingen. So aber wahrt er ihn in sicherer Haft.

Njera lächelt fast verschämt.

Wilfried lächelt auch. Dies heißt entgegenkommend, da Njera ihm gefällt: wir werden uns vertragen, wenn du mir meinen Willen läßt.

Sie glaubt zu spüren, daß er ihr keine Schwierigkeiten machen wird, und küßt ihn – nicht wie eine Mutter, dafür ist sie zu jung, sondern wie eine Schwester einen ihrer kleinen Brüder.

„Schön sind die langen Wimpern“, denkt Samo, als sie das Haupt über den Knaben neigt, und fühlt es wieder warm durch alle seine Adern rinnen. Ja, auch im mittagsklaren Lichte hält sie, was sie im gedämpften der Hütte versprochen hat.

Sein Blick streift die fünf ausgeschlagenen Bräute und ruht dann wieder auf ihr. Ohne Zweifel – keine steht der anderen nach. Hätte er ernstlich zu prüfen angefangen, wäre die Entscheidung ihm sicher schwer gefallen. Besser ist es gewesen, der raschen Stimme des unbeirrten Herzens zu vertrauen.

Njera gibt noch immer Wilfrieds Hand nicht frei.

Eine sanfte Verwirrung hat sie ergriffen.

Mutter soll sie ihm nun werden – Mutter einem Sohn, den sie nicht in ihrem Schoß getragen hat. Wie kann das möglich sein? Sie ist doch selber noch so jung. Brüder und Schwestern sind oft durch einen größeren Altersunterschied getrennt als sie und Wilfried.

Die dunklen Locken, von denen die Schläfenringe silbern niederbaumeln und bei jeder Bewegung leise klingen, umrahmen plötzlich ein ernstes, fast schwer-mutsvolles Gesicht.

„Wie eine blühende Matte am Berg ist sie!“ jauchzt Samos von raschen Blutströmen durchpulstes Herz. „Wie eine Matte, über die wechselnd Sonnenlichter und Schatten weißer Wolken gehen!“

Bei einem kurzen Frühstück in der Stube muß zuerst ein heißer Würzwein den Alten die Kälte aus den Gliedern jagen. Dann gibt der Vater unter dem Beistand Nedos Bräutigam und Braut zusammen. Obwohl viele Leute den niederen Raum füllen, so daß sie weit vor der offenen Tür noch sich neugierig knäueln, wird es trotzdem andächtig still, als Mijo zu Samo spricht:

„Aus ehrenwert großer Familiengemeinschaft kommt dieses Mädchen in dein Haus. Was ihre Mutter gelernt hat, weiß Njera auch. So soll sie nun dein Ehegemahl sein, treu dem Wort, das bei uns hochgehalten wird: ‚Nicht auf der Erde, sondern auf dem Weibe stehen Haus und Herd.‘ Darum achte sie, wenn sie vom Morgen bis zum Abend ihre Pflicht erfüllt, und mehr noch, wenn sie erst Mutter deiner Kinder ist!“

Njera errötet.

„... wenn sie vom Morgen bis zum Abend ihre Pflicht erfüllt...“

Die schlichten Worte pochen stürmisch an Samos Herz.

Imnehilde hat ihre Pflicht nicht erfüllt.
Ihr Schatten schweige nun für immerdar!
In diesem Augenblick vereint Mijo die Hände der
Brautleute.

Samo zieht Njera an sich und küßt sie. Damit ist
die Ehe geschlossen.

Auf einen Wink Nedos lassen die Musikanten, die
am Eingang warten, laut ihre Instrumente klingen.

Jetzt wissen auch draußen alle, und es sind unter-
dessen ihrer viele geworden, daß die Feierlichkeit
beendet ist. Da braucht man nicht mehr andächtig
zu schweigen. Lärmender Jubel rauscht in die Musik.

Nun hat der Herzog, hat Karantanien seine Herzogin!

Man ruft laut nach den beiden. Man will sie sehen,
um ihnen Glück zu wünschen.

Sie treten hinaus, von hunderten umringt. Immer
wieder strecken sich ihnen Hände entgegen, nicht
nur, um Glück zu wünschen, sondern auch zu emp-
fangen, denn ein Brautpaar berühren bringt Segen
und gibt Kraft.

In allen Hütten setzt man sich nun zu Tisch. Samo
spendet Lammbraten, Brot, Met und Wein.

Es wird wieder ein fröhlicher Tag. Unbeschwert
genießt man ihn bis zum letzten Becherzug. Wenn
die Freude einmal überschäumt, muß man sie bis zur
Neige auskosten.

Ein Glück, daß dem Mond nur wenig an der vollen
Scheibe fehlt, und er von Wolken nicht behindert
wird, sein Licht zu schenken. Sonst fände mancher
nachts nicht heim und erföre jämmerlich, sogar
zwischen den Hütten innerhalb des Ringwalles. Wer
allerdings einen etwas weiteren Weg hat, schläft lieber
gleich bei seinem Wirte auf der Bank. Ist er mit die-
sem gut Freund, wird er auch morgen noch zum Blei-
ben eingeladen und gastlich bewirtet werden.

Solange Wilfried außer von der alten Wärterin nur von Männern umgeben gewesen ist, hat er sich still und nachgiebig benommen. Seitdem eine junge Frau im Hause schafft, geht eine Wandlung mit dem Zwölfjährigen vor. Scheinbar ohne Grund wird er bisweilen von einem Augenblick zum anderen störrisch wie ein launenhafter Gaul. Rügt der Vater in Gegenwart der neuen Mutter solche Ungezogenheit, bockt der Sohn noch Stunden danach und drückt sich von dannen, so oft er entschlüpfen kann.

Samo beobachtet Wilfried mit scharfen Blicken und fühlt sich selber von ihm beobachtet. Er hütet sich deshalb, Njera vor dem Knaben Zärtlichkeiten zu erweisen. Jede liebkosende Gebärde hält er im Zaum. Dadurch wirkt er auf die junge Frau kühler und gleichgültiger als er wirklich ist.

Zwischen Vater und Sohn hat es seit dem Tode Imnehildes selten einen Austausch von Zärtlichkeiten gegeben. Samo erinnert sich noch sehr wohl an die ersten Wochen der Reise, wo der Knabe deutlich spürbar von ihm abgerückt ist. Eifersucht, weil sich Wilfried durch Njera im Besitz des Vaters geschmälert sieht, dürfte ihn demnach kaum jetzt so flegelhaft ausschlagen lassen. Eher noch mögen die Jahre der Wende daran schuld sein, die jedes Kind erst überstehen muß.

Samo täuscht sich bei seinen Beobachtungen nicht völlig und hat doch auch nicht ganz recht. Nein — auf Njera ist Wilfried keine Spur eifersüchtig. Wenn man das Gefühl, das ihn unberechenbar macht, überhaupt mit diesem Namen bezeichnen kann, ist er es auf seinen Vater viel mehr als auf sie.

Er selber freilich weiß dies nicht. Wild brodeln seine Gefühle durcheinander. Eben erst ist er nur ein Kind gewesen, eine stille Knospe im Schutz ihrer fest geschlossenen, harten Decke. Nun aber weht von Njeras junger Schönheit auch ihn wie alle anderen

im Hause warm ein Hauch des Frühlings an. Noch springt die Knospe nicht, doch heimlich drängen schon die Säfte, daß sie rätselvoll die Unruhe des Aufbrechens in sich spürt, lang bevor sie Blüte wird.

Seltsam, oft auch schmerzvoll mischen sich diesen Winter Kindsein und erstes, keimendes Jünglingwerden ineinander, Verwirrung stiftend. Da reißen unbegreifbar und erschreckend Gegensätze auf und treiben Wilfried ruhelos umher.

Sitzt Samo mit am Tisch, hockt der Sohn scheu in einer Ecke, das Haupt gesenkt, die Lider geschlossen, oder er zerschnitzelt gedankenlos ein Stückchen Holz. Bleibt er aber bei Njera ohne den Vater — die Anwesenheit der Mägde stört ihn nicht — hängt sein Blick oft hartnäckig an dem Antlitz der jungen Frau, forschend, bewundernd. Warm strahlt es von ihr zu ihm herüber. Darum muß er unverwandt so schauen, muß diesen Hauch in sich trinken. Es ist die Knospe, die den Frühling spürt.

Njera hat dem Entrückten schon ein paarmal einen leichten Schlag auf die Schulter gegeben und ihm das Anstarren verwiesen. Es schicke sich nicht, und er solle kein Narr sein.

Bei der raschen Berührung durchfährt es ihn, Glück und Scham zugleich. Er springt auf und läuft hinaus, um beides zu verbergen.

Sie hätte doch nicht merken sollen, daß er sie ansieht. Er ärgert sich. Narr hat sie ihn geheißt. Was für ein böses Wort!

Njera nimmt es gar nicht so ernst. Ihr ist nur kein besseres eingefallen. Tief in ihrem jungen Blut begreift sie sehr wohl, was ihn zu solchem Anstarren treibt. Es wärmt und reizt sie. Gern würde sie ihm durch die blonden Haare fahren, doch sie wagt es nicht. Ihr ist, als könnten Funken sprühen, und heimlich erscheint es ihr fast wie eine Treulosigkeit gegen den Gatten.

Sie schilt sich selber töricht. Wilfried ist erst ein Kind.

Zählt sie denn aber so viel der Jahre mehr?

Nur etwa sechs.

Wie groß ist dagegen zwischen ihr und dem Gatten der Unterschied!

Nein – mit dem Knaben darf man nicht spielen. Obwohl das Blut der Jugend sie gern dazu verführen möchte, besinnt sie sich doch stets zur rechten Zeit. Sie ist jetzt Frau, und nach ihres Vaters Wort steht nicht auf der Erde, sondern auf der Frau das Haus des Gatten.

Der Umgang mit Wilfried erscheint ihr wie eine Probe. Das Leben hat sie bisher noch niemals in Versuchung geführt. Hier geschieht es, aber sie läßt sich von ihm nicht überlisten und wächst unmerklich selber durch den eigenen Widerstand . . .

Als im Walde auch die letzten Schneeflecke getaut sind und die wilden Apfelbäume blühen, endet für den Knaben der Streit der Gefühle. Er beobachtet an Njera, was er an anderen Frauen schon öfter gesehen hat. Sie ist nicht mehr so schlank und gelenkig. Der Ausdruck ihres Gesichtes wandelt sich. Wilfried vermißt den Hauch, der ihn gewärmt hat. Njera scheint ihm jetzt nur noch mit sich selbst beschäftigt, obgleich sie ihm nie unfreundlich entgegentritt.

Sie teilt das Schicksal der Frauen – sie wird Mutter. Da schwindet ihre ungewollte Macht über Wilfried. Sie ist durch ihre strahlende Jugend, ihre Mädchenhaftigkeit ihm nah gewesen. Jetzt rückt sie von ihm ab und schließlich so weit, bis er in ihr nur noch die Gattin des Vaters erkennt.

Er schlägt nicht flegelhaft mehr aus, aber er starrt Njera auch nicht mehr tief versunken ins Gesicht. Ein erster Traum entweht in die bunte Wirrnis der hohen Sommerwiesen, zu denen rätselvoll die Gipfel niederschauen. Weil die Sehnsucht des Knaben ihr

nahes Ziel verloren hat, fliegt sie nun ohne Ermüden stundenlang um ferne Schrofen und Kare...

Samo stellt erleichtert fest, daß er den Sohn nicht mehr so scharf überwachen muß und der Friede im eigenen Hause wieder gesichert ist.

Im eigenen Hause – nein, die Hütte verdient diesen stolzen Namen nicht. Daß es jedoch eines wird, wie man es im Frankenreich bewohnt, läßt Samos Gedanken nimmer ruhen.

Solche Hütte, aus Flechtwerk, Lehm und Erde kunstlos zusammengefügt, erscheint ihm unwürdig als Wohnung eines Herzogs. Für seine fränkischen Vorstellungen klingt in diesem Namen Größeres mit als nur der eingesetzte Richter sein, der Ordner öffentlicher Wohlfahrt und Schirmer des Landes vor feindlichem Überfall. Ein Schimmer höheren, nicht alltäglichen Glanzes webt für ihn um diesen Namen. Er denkt an König Dagobert und daß ein rechter Herzog nicht viel geringer als ein König ist.

Unendliche, aber fest am Zügel gehaltene Kraft einer starken Seele harret auf größeres Vollbringen. In diesem stillen Tal beschaulich arbeitsam dahinleben – ein Weib oder, wie es die Sitte hier erlaubt, mehrere nehmen – Kinder zeugen, damit das Volk wachse und auch die kleinsten Täler fülle – bei immer matterem Fluge der Gedanken langsam altern – schließlich mit ein paar Tonkrügen und etlichem Schmuck in dieser steinigen Erde ausruhen von Werk und Langeweile – der Kreis eines so umschriebenen Lebens erscheint Samo zu unbedeutend. Sicher hat ihn sein Schicksal nicht allein darum vom Westen bis über die Grenzen des Reiches ins fremde Land verschlagen. Stets treu bleibt ihm die Erkenntnis seines eigenen Wertes. Kein Hochmut spornt ihn an, nur die Verpflichtung eines stolzen Zieles.

In finsterner Nacht verfolgt es ihn manchmal wie Gesichte. Da öffnet sich ihm breit der Weg ins offene

Land. Tagsüber jedoch, besonders solange der Nebel an den Berglehnen hängt, dünkt ihm alles von grauen Felswänden kerkerhaft umstellt, und nüchternes Erwägen schilt das Ziel solcher Gesichte unwirsch Größenwahn.

Es bedeutet für Samo eine Erleichterung, als er seinen Sinn wieder stärker auf die Gegenwart, auf ein Werk, das ihn freut, richten kann. In den ersten Tagen des Heumondes treffen endlich aus dem Langobardenreich die schon bei Frühlingsanbruch erwarteten Zimmerleute und, wichtiger noch, comacinesische Maurer ein. Diese sind weithin berühmt. Man holt sie bis übers Meer nach England zum Bauen, wenn man Steine verwenden muß, was man allerdings ungern tut, weil auch dort die germanischen Stämme noch am liebsten in Holzhäusern wohnen. Die festen Quadern engen ihnen den Atem ein und bedrücken sie, denn sie werden dadurch an die Grabmäler der Toten erinnert.

In Senticum hat Samo das eigene Haus ebenfalls nur aus Holz in den weiträumigen Hof einer römischen Villa hineinzimmern lassen. Hier aber ist er zu einem festeren Unterbau entschlossen, damit die Unbilden des harten Winters sich nicht schädigend bemerkbar machen. Die Steine dazu, schon behauen und geglättet, werden den Ruinen der römischen Stadt Virunum entnommen, die nur wenige Tagereisen entfernt und als Wohnort gemieden sind.

Seinen Plänen entsprechend, wird alles dauerhaft und gut gefügt. Bei dem hölzernen oberen Stockwerk arbeiten Winden mit. Sie sollen auf diese Weise besser bauen lernen.

Neben dem Wohnhaus entsteht ein Küchenhaus. Mehr Anstrengung kostet das größere Vorratshaus und Webehaus. Es wird in ein unteres und oberes Stockwerk geteilt. Das erste dient als Lagerraum für alles, was man nicht sofort verwendet und aufbewah-

ren will. Das zweite ist eine wichtige Arbeitsstätte der Mägde, denn hier wird gesponnen und gewoben. Ein düngergedecktes, schweres Dach reicht auf der Wetterseite fast bis zur Erde hinab, so daß Wind und Kälte minder stark eindringen können.

Die langobardischen Maurer und Zimmerleute gehen frisch an die Arbeit. Sie merken, daß der Bauherr etwas von der Sache versteht und die Leitung fest in Händen hält. Im übrigen möchten sie selber auch gern vor dem Herbst fertig werden, um wieder heimzukommen.

Stauend sehen nicht nur die mitarbeitenden Winden, sondern auch viele durch Zufall oder absichtlich Vorbeigehende die Bauten gen Himmel wachsen. Sie betrachten kopfschüttelnd immer von neuem die Stockwerke und die Treppe, die Erdgeschoß und Söller außen am Hause verbindet. Das größte Wunder aber ist der kunstvoll gezimmerte Dachstuhl. Er lockt die Einwohnerschaft selbst ferner Dörfer zur Besichtigung. Mann, Weib und Kind, alles, was weit genug laufen kann, strömt neugierig herbei und versäumt überm Gaffen Mahd und Melken.

Den lieben langen Tag ist die Baustätte von schwatzenden Männern und Weibern umringt. Überraschung steht unverhohlen in jedem der stauenden Gesichter. Sie ergreift das ganze Land. Wenn zwei auf einem Bergpfad oder Waldweg, am Feld oder Spinnrad zusammentreffen, sprechen sie nur von den Bauten des Herzogs.

Das Wohnhaus ist nicht prächtiger als jeder fränkische Edle in Neustrien oder Austrasien es sich errichtet, keineswegs eine Pfalz. Samos unumstößlich sicheres Gefühl berät ihn, was hierher gehört und was fehl am Platz wäre. Sein immer klarer Blick für das Wirkliche schützt ihn vor Verstiegenheiten, die sein Ansehen nur mindern würden.

Den einfachen windischen Gemütern aber flößt das Haus ehrfurchtsvollere Achtung ein als den Fran-

ken eine stattliche Königspfalz. Samos Person selbst hebt sich seitdem in merkbarem Abstand von allen anderen ein Stück näher zum Himmel empor.

So ist ein großer Teil der Karantaner den Sommer über schauend und lernend von innerer Aufregung durchrüttelt. Der enge Gesichtskreis weitet sich. Samo spürt mit Freuden bei manchen Alten und Jungen ein heimliches geistiges Wachsen. Hütten werden abgerissen und dafür bessere gebaut, obwohl auch sie noch kunstlos genug sind. Immerhin sehen sie jetzt schon wie ein dauernder Aufenthalt aus, nicht wie flüchtig und launenhaft aufgeworfene Schlupfwinkel eines Wandervolkes.

Am meisten wird Njera von der allgemeinen Bewegung mitgerissen. Es ist ja ihr Haus, das die Täler Karantaniens in Staunen versetzt. Weil es die Hütten so stolz überragt, fühlt sie nach Monaten stiller Zurückgezogenheit wieder den Ehrgeiz seine Schwingen lüften.

Herzogin . . . Herzogin . . .

So strahlend wie in diesem Sommer hat man sie als Mädchen nicht ein einziges Mal gesehen. Niemand zweifelt, daß sie glücklich ist – beneidenswert glücklich, finden erst jetzt die ausgeschlagenen Bräute, obwohl drei von ihnen auch schon Hochzeit gehalten haben und die letzten zwei nahe daran sind.

So blühend jung hat noch keine im ganzen Tal ihr Kind getragen, keine so überströmend ihr Mutter-schicksal sich erfüllen lassen.

Wenn Samo die milden Strahlen ihrer großen, beinahe schwarzen Augen in sein Herz fallen läßt, fühlt er sich trotz seiner fünfunddreißig Jahre jung wie Njera und zu umwälzenden Taten berufen.

Erglänzen abends die grauen Berggipfel und weißen Schneefelder in Purpurgold, dann ist es ihm, er sei vor kurzem noch ein harter, stumpfer Fels gewesen und beginne nun erst weithin zu leuchten . . .

Njera fragt nie nach der ersten Frau ihres Mannes. Man darf nicht neugierig erscheinen, auch wenn man es manchmal ist; so hat ihre Mutter sie belehrt.

In diesem Fall ist Njera wirklich nicht neugierig. Ein Mann muß doch mehrere Frauen haben, damit er genug Söhne bekommt, um sein Geschlecht zahlreich und stark zu erhalten.

Sie weiß, daß Imnehilde tot ist. Von dem schrecklichen Ende hat sie aber nichts erfahren. Ihrem Glück droht also kein Schatten. Sie kann unbekümmert das Kind unter ihrem Herzen tragen und sich dadurch gesegnet fühlen.

Wehe den Unfruchtbaren! Gesegnet ist bei den Winden allein die Frau, die Mutter wird. —

Samo hat dafür gesorgt, daß bis zur Vollendung der Bauten auch der Hausrat da ist. Dies erhöht Njeras Glück noch mehr.

Als die Karren ausgepackt und die Stuben eingeräumt werden, vermag sie keine Minute die Blicke abzuwenden. Mit großen Augen, die blanken Spiegeln gleichen, steht sie dabei und kann sich nicht satt schauen. Das Schönste, fast Unbegreifliche aber ist: all dieses Wunderwerk soll nun ihr mitgehören, und diese Schätze werden von ihr als Frau, als Schafferin des Hauses verwaltet werden.

Da sind feste Truhen mit schönen schmiedeeisernen Beschlägen. So etwas hat sie noch nie gesehen. Schemel kennt sie schon, freilich die Beine nicht so kunstvoll gedrechselt wie hier.

Am meisten bewundert sie zwei faltstühle. Das Gestell ist zierlich aus Elfenbein geschnitzt. Herrensitze — einer, hat Samo erklärt, für ihn, der andere für Njera.

Sie versucht einmal unternehmungslustig, sich daraufzusetzen. Da sie jedoch nicht Bescheid weiß, klappt sie mit dem Stuhl beinahe zusammen. Gut, daß sie allein ist, sonst müßte sie sich ihres Unge-

schickes schämen. Jetzt läßt sie ihre Hände lieber davon. Sie muß erst lernen, mit so etwas Vornehmem umzugehen.

Bisher hat sie nur auf einem Lager ohne Gestell die Nächte verbracht, auf einer Schicht Stroh mit einem Laken und einer Decke darüber. In den neuen Bettladen besteht zwar die unterste Schicht auch aus Stroh. Zu der Decke aber gibt es noch ein Federbett.

Njera hat noch nie Kopf- und Wangenkissen gesehen. Sie sind alle mit Flaumfedern gefüllt und wie das ganze Bettwerk in saubere, waschbare Ziechen eingeschlagen, damit sie selber nicht schmutzig werden. Wenn sich die junge Frau unbeobachtet wähnt, drückt sie gern die Wangen in solch ein Kissen. Es ist so weich wie ihre Haut und schmeichelt.

Als der gesamte Hausrat ordentlich an seinem Platz steht, läßt Samo ein paar Tage die Türen einladend offen. Jeder, der Lust hat, kann nun die Ausstattung sich ansehen.

Offenbar hat jeder Lust. Wie eine Völkerwanderung im kleinen zieht es in das Haus hinein. Samo hat schon recht, daß er seine Franken als Wächter bestellt, sonst könnten die schönen Dinge leicht Beine bekommen und fortlaufen.

So weit haben die Karantaner ihre Augen vor Bewunderung noch nie aufgerissen. Die Gesichter von Männern und Frauen zeigen das gleiche kindliche Erstaunen und das lebhafteste Bemühen, sich mit all dem Neuen auseinanderzusetzen.

Die Türpfosten und Kapitelle der Holzsäulen, die das Dach der Vorhalle tragen, sind mit Schnitzereien bunt geschmückt. Kühn verschlungenes Riemenwerk, aber mehr noch die grimmig fletschenden Rachen der Tierköpfe und die langen, gebogenen Vogelschnäbel fesseln immer wieder die Aufmerksamkeit der Besucher. Manche können sich gar nicht trennen

und müssen von denen, die schaulustig nachdrängen, oft erst unsanft beiseitegeschoben werden.

In Karantainen ist man nur die nackten Wände der Hütten gewöhnt. Hier jedoch schützen Teppiche gegen Nässe und Kälte. Sie liegen als Decke auf Sitz und Bank. Auch die Türen schirmen sie sorglich ab, daß sich die Zugluft nicht unliebsam Eintritt verschafft. Sie leuchten in Rot, Weiß und Bunt. Auf den Wandbehängen liegen Tiere und Menschen im Kampf, recken Bäume ihre Wipfel und blühen unwahrscheinlich große Blumen. Um herauszufinden, was es bedeutet, fehlt es den flüchtigen Gästen an Zeit. Dadurch erscheint es ihnen noch wunderbarer.

Betäubt verläßt man das Haus, unsicher geworden durch das Neue, Fremde, das einen überfallen hat. Der Schädel brummt, dem Mundwerk aber schadet es nichts. Es plappert wie eine Mühle bei gutem Wasserstand. Ein jeder muß kommen, muß an dem Schauspiel teilnehmen, das man wie ein Geschenk empfindet. Etwas Ähnliches wird sich so bald nicht wieder ereignen. Deshalb soll keiner davon ausgeschlossen sein. Diese einfachen Seelen betrachten die Verwunderung noch als kostbares Gut und wollen es ehrlich miteinander teilen. Fast besteht Gefahr, daß man nächsten Winter öfter als sonst Händel suchen wird, nur damit man zu Gericht ins Haus des Herzogs gehen kann. Solche Macht übt die Neugier.

Kurz nach Beginn des Gilbhards, an einem in goldener Reife prangenden Mittag, kommt das Kind.

Beinahe ohne Mühe, leicht wie das starke Muttertier der Wildnis, schenkt Njera dem ersten Sohn das Leben.

Sie strahlt. Sie ist gesegnet. Der Gatte kann zufrieden sein. Er hat die Richtige gefreit.

Die Helle ihrer Augen aber lüchelt mit dem Glanz des Tages. Es kommt die Nacht, die erste Nacht eines Kindes, die jede windische Mutter fürchtet.

„Versäumt nichts!“ dringt Njera in die Mägde.

Sie sind selber nicht minder aufgeregt als ihre junge Herrin und zu jeder Arbeit willig.

„Habt ihr den Tisch sauber gescheuert und an der Sonne getrocknet?“

Es ist schon geschehen, bald nach dem ersten Schrei des Kindes.

Leise, damit Samo es nicht hört, flüstert Njera der verlässlichsten der Mägde zu:

„Nimm aber keinen von den neuen Stühlen! Von unseren eigenen, nicht von den fremden nimm!“

Der Magd Stojna erleichtert es das Herz. Sie hat auch schon daran gedacht. Die alten Stühle sind hier allein passend. Sicher lieben die schwarzen Schwestern so neues Zeug nicht. Sie wollen sitzen, wie man hierzulande es gewohnt ist. Da hat die Herrin recht.

Aber die Zahl?

Das ist nicht einfach.

Zu den gewöhnlichen Leuten, heißt es, kommen stets drei der Schwestern, um das Schicksal des Neugeborenen in der ersten Nacht seines Lebens zu bestimmen. Dies hier jedoch ist ein Herzogssohn.

„Wir werden sieben brauchen.“

Ehrfurcht schauert in Stojnas Worten.

„Warum?“

Njera weiß nur, wie es bei Hirten und Bauern Brauch ist.

„Zu einem Herzogskind“, belehrt Stojna sie, „werden wohl sieben Rojenice kommen.“

Nun schauert es auch Njera.

„Sieben?“ flüstert sie erbleichend. Dann aber faßt sie sich sogleich im Bewußtsein ihrer Würde:

„So setzt Brot und Salz reichlicher auf den Tisch!“
Sie seufzt. „Hernach mag geschehen, was geschehen muß!“

„Es wird bestimmt nur geschehen, was geschehen muß“, tröstet überzeugt Stojna, die an Jahren und Erfahrung Njeras Mutter sein könnte. —

Als es finster geworden ist, zittert durch das ganze Haus banges Harren.

Njera liegt schlummerlos. Wie sollte eine Mutter schlafen können, während über das Lebensglück ihres Kindes entschieden wird!

Die junge Magd, die bei ihr wacht, bebt vor dem inneren Frost geheimer Angst.

Auch nebenan im Webhause, wo Stojna und noch eine Magd schlafen sollten, kehrt kein Schlummer ein.

Obwohl sie ihre Augen schließen und die Nacht des Neumondes nur spärlich vom Sternenlicht erhellt wird, sehen sie doch bei geschlossenen Lidern klar vor sich den Tisch, sauber gedeckt mit dem neuen Linnen, das sie selber sorgfältig, nach allen Seiten gleich lang, entbreitet haben.

Jeder der sieben Stühle ist besetzt.

Schwarz fließen die Gewänder der heiligen Frauen. Matt leuchten ihre Gesichter, die uralten, scharf und hart geschnitten. Aus den fast wimperlosen Augen gleißt dann und wann der grelle Strahl eines kalten Lichtes und läßt den Herzschlag stocken. Die schmalen Finger ihrer dünnen Hände krümmen sich wie Krallen. Sie können pressen, würgen, töten, wenn sie gierig sind . . .

Unheimlich langsam verrinnt die Nacht, von Seufzen, Stöhnen und quälender Furcht erfüllt.

„O, ihr Rojenice, ihr Sujenice, ihr heiligen Schicksalsschwestern“, fleht Njera immer wieder, bald laut, bald flüsternd, mit weit offenen Augen, als müßten sie das Dunkel doch bezwingen, „erbarmt euch meines Sohnes!“

Heute kommen ihr die weichen Kissen trotz der Flaumfedern hart vor und beengen sie.

„O, ihr Rojenice, ihr Sujenice, ihr heiligen Schicksalsschwestern, erbarmt euch des Kindleins!“ fällt die Magd ein.

Drüben beten in diesen Stunden die beiden anderen Mägde, die ältere und die jüngere, gleich inbrünstig:

„O, ihr Rojenice, ihr Sujenice, ihr heiligen Schicksalsschwestern, erbarmt euch des Knaben!“

Stojna aber fügt noch für sich hinzu:

„Große Königin der Usude, wiewohl du nur selten einem Menschen sein Schicksal bestimmst, senke dich herab! Du bist erhabener als die anderen und milder. Steige von deiner Berghöhe nieder und entscheide voll Gnaden!“

Ob die Königin der Usude wirklich erschienen ist, weiß niemand zu sagen.

Unverrückt stehen am nächsten Morgen Tisch und Stühle, unberührt Salz und Brot, von diesem aber liegen ein paar Krümchen nebenbei. Vielleicht hat eine Maus daran geknabbert. Njera und die Mägde freilich sind dessen gewiß, daß die Rojenice davon gegessen haben. Sie verzehren stets nur wenig, denn sie sind keine irdischen Frauen, jedoch sie haben die Gastfreundschaft angenommen. Das läßt hoffen, daß sie gnädig gewesen sind.

Übernächtigt, erhellt sich jetzt Njeras Gesicht trotz seiner Blässe wieder. Als die Sonne hoch am Himmel steht, strahlt es nur Glück, ist die letzte Spur der Schatten aus ihm entwichen.

Samo wundert sich, daß Herrin und Mägde gleich rasch von neuem völlig unbekümmert sind. Selbst Stojna singt; es erinnert an Vogelzwitchern. Das Lachen der Jüngerin weiß schon nichts mehr von den Geheimnissen der Dunkelheit.

Ihm dagegen lastet die letzte Nacht wie ein Fieber in den Knochen. So nahe hat er noch niemals die Nornen gespürt.

Es scheint, als ständen die Winden, wahrscheinlich, weil zu ihnen der Christenglaube bisher nicht gedrungen ist, den heiligen Frauen näher als die Franken. Im eigenen Hause erweisen sie ihnen Gastfreundschaft, obwohl ihnen dabei schaudert. Wie Tiere unbefangen weitergrasen, nachdem Donner und Blitz vorbeigefahren sind, vergessen indes hier auch die Menschen bald die Nähe der Waltenden und leben dahin, als könne nichts den lichten Tag bedrohen, wenn man nur die Augen offen hält.

Samo weiß aus schmerzlicher Erfahrung, daß dies eine grobe Täuschung ist. Er hat ebenso gewähnt, es reiche hin, die Augen offen zu halten und dadurch im Besitz seines Glückes zu bleiben.

Es hat nicht gereicht.

Nur mühsam kann er verhindern, daß die Schatten der Vergangenheit abermals aus seiner Seele emporsteigen.

Nicht nach unseren Wünschen vollendet sich unser Leben. In Sieg und Niederlage sind wir dem Verhängnis unterworfen, dem Streit der Schicksalsgewalten, die mit uns spielen.

„Gott herrscht“, lehren die Priester des Christentums.

Hier herrscht er nicht.

Und in Sentiacum hat er auch nicht geherrscht, obgleich seinen Glauben dort sogar ein Bischof predigt.

Herrscherin allein ist noch immer die älteste, strengste, mitleidsloseste der drei Schwestern – die Wurt...

Von dieser Nacht her liegt auf Samos Tagen lange eine dunkle Wolke.

Herzog Samo richtet.

Vom erhöhten Sitz, der Sella, wie er es bei König Dagobert gesehen hat, blickt er nieder auf die Rechtsherrschenden, den kurzen Stab zum äußeren Zeichen seines Amtes in der Hand.

Sein scharfgeschnittenes, doch breitflächiges Gesicht ist unbewegt. Ruhig wallt ihm der blonde Bart auf die Brust.

Er bekommt hier keine aufregenden Dinge zu hören. Meist handelt es sich um einen Streifen Land, dessen Grenzen zwei Familiengemeinschaften festgestellt haben wollen. Oder ein Stück Vieh dünkt den neuen Besitzern nach dem Tausch schlechter als sie vorher vermutet haben. Einmal wird auch wegen eines Mädchens geklagt, das mit seinem Willen von den Gefährten eines verliebten Jünglings in dessen Familie hinübergeraubt wurde. Unter Aufwand von viel schlauer List und darum ohne Blutvergießen hat sich alles abgespielt. Infolgedessen gelingt dem Richter rasch die Einigung. Vier Schafe müssen die lauten Ausbrüche des väterlichen Zornes besänftigen.

Samo wundert sich, daß nie eine Klage wegen Diebstahls nötig wird. Solange er hier ist, hat sich noch keiner an fremdem Eigentum bereichert. Wie in ein früheres, schuldloses Zeitalter fühlt er sich versetzt.

Engste Sippongemeinschaft umschließt alle vom Greis bis zum Säugling. Der Familienälteste und für die Frauen die Hauswalterin treffen jede wichtige Entscheidung. Zwar berät man zuvor gemeinsam, verantwortlich aber sind nur diese beiden. So lebt man unbeschwert dahin. Wiesen, Äcker, Vieh und Hütte sind Familienbesitz; deshalb braucht der einzelne um große Dinge nicht zu sorgen. Ihm persönlich gehört nur, was er am Leibe trägt, Kleidung und Schmuck, dazu das Werkzeug, das er für seine Arbeit braucht, weil es hierdurch zu einem Teil von

ihm selber, zu seiner dritten Hand wird. Die Versuchung ist also nicht sehr gefährlich. Die meisten besitzen nahezu so viel wie alle haben. Warum dann stehlen?

Während einer Unterbrechung des Gerichtes erwägt Samo einen ernstesten Entschluß.

Er wird künftig keine Kaufmannskarren mehr nach Westen senden und Güter holen lassen, die das Leben zieren und verfeinern. Bisher ist ihm dies als ein Mittel erschienen, um die Gesittung der Karantaner zu heben. Irrtum! – Macht er sie hierdurch edler, weitsichtiger, besser? Nein – wahrscheinlich aber schlägt er auf solche Weise ungewollt ihr Kinderglück in Trümmer. Von nun an sollen deshalb die Kaufleute nur noch Notwendiges über die Grenze bringen – Geräte, die auch schwerem Boden ertragreiche Ernten abringen, so daß Neuland gewonnen werden kann – Baustoffe, damit die Hütten größer und wohnlich werden – doch keinen Schmuck.

Keinen Schmuck?

Urteilt er da doch vielleicht nicht zu streng?

Er denkt, wie gern gerade Njera einen Ring an den Finger steckt. Es braucht nichts Kostbares zu sein. Nur glänzen und glitzern muß es. Wie versessen sie auf eine bunte Kette ist! Kein Meister Eligius ist dafür vonnöten.

Also kann man den Kaufleuten doch nicht verbieten, Schmuck hereinzubringen oder schöneres Gewand, das der Eitelkeit frönt.

Der Eitelkeit – ja.

Nun steht er wieder am selben Punkt. In Glanz und Weichheit schmeichelt der Versucher.

Als das Gericht von neuem beginnt, ist Samo mit seinen Erwägungen genau so weit wie vorher. Für und Wider ruhen in gleichen Schalen.

Es ist leicht, ein Volk aus Eigennutz ererbten Vorrechtes zu beherrschen, aber schwer, die allgemeine

Wohlfahrt stets im Auge, es zu lenken. Gar vieles steht dabei in scharfem Gegensatz und muß sich dennoch zum Nutzen aller einen.

Hierin sieht er hinfort die größere Aufgabe eines Herzogs von Karantanien. —

Trotz Weib und Kind vergeht der Winter Samo nicht kurzweilig.

Tagelang hängen Nebel tief ins Tal, daß man den Fluß kaum sieht.

Als der Schnee höher liegt und die Kälte wächst, werden die Wölfe frech. Man jagt sie mit grimmem Hirtenhaß. Von starken Hunden läßt man sie umstellen und rennt ihnen das Messer in die Kehle.

Auf den Moorwiesen, wo der Boden bei jedem Schritt unter der Eiskruste drohend schwappt, sendet man dem breitschaufligen Elch den Speer ins Blatt. Selbst an den Wisent, dieses wandernde Gebirge, wagt man sich. Man beobachtet die Wege, die der große Waldgänger wählt. Dort errichtet man Fallen aus Flechtwerk und Gruben. Oft aber umgeht er sie und prellt die Jäger um den Lohn harter Mühe.

Samo nimmt zur Pirsch häufig nur deshalb seine Zuflucht, um die Langeweile des Winters zu vertreiben. Wilfried möchte dies auf andere Art. Die Berge locken ihn.

Der Vater hält ihn jedoch streng zurück. Eis und Schnee sind hier eine gefährlichere Macht als im milden Westen. Überall droht jäh der Abgrund, und die Lawinen lauern, daß sie den Unvorsichtigen in die Tiefe reißen. Ein Knabe hat da nichts zu suchen. Nur die besten Männer trauen sich hinaus. Die meisten lungern winterfaul zwischen Dorf und Fluß herum oder verschwatzen in den Hütten die schlimme Jahreszeit . . .

Als die Tauwinde wehen, wird es beinahe noch schwieriger, sich zu bewegen. Die Füße sinken bis über die Knöchel in den aufgeweichten Boden ein.

Allerorten gibt es ein tückisches Gleiten und Bröckeln. Donnernd brechen die Muren nieder und verschütten mit ihrem groben Geröll nicht nur die Bergpfade, sondern auch so manchen Weg im Tal. Hütten brechen unter ihrer tobenden Wucht auseinander. Vieh und Menschen werden von Felstrümmern zermalmt oder ertrinken in der Flut, im tollen Quirlen und Gurgeln dahinbrausender Bäche, die gestern noch zahme, eisumpanzerte Rinnsale gewesen sind und sich zwischen Kieselgeröll schwächlich verloren haben.

Schneelawinen, Steinmuren, keines Ufers mehr achtende Wasser, Eissulz, Dreck und dazu der Föhn, herrisch lärmend oder gelinde streichelnd, aber laut oder leise gleich mächtig – so treibt hier voll rauhen Mutwillens der Frühling sein erstes, verwegenes Spiel, ein ganz anderer als dort, wo er sich sanft lächelnd nur mit Veilchen und Primeln ankündigt.

Es ist eine harte, enge Welt. Um sich hier glücklich und nicht wie der Gefangene einer starken Natur zu fühlen, muß man in diesen Tälern geboren sein und nichts Weiträumigeres kennen als sie. –

Langsam wächst und schwindet Mond um Mond.

Samo meint manchmal, wenn der warme Atem des Föhns ihn unrastig macht, er hocke nur hier, um auf seine Stunde zu warten. Dabei aber weiß er nicht einmal, auf welche Stunde!

Ein Heldensang hat ihn betört, seinem Herzen wohlvertraut von Vätern und Elternvätern her. Nun jedoch klingt sein Leben wie ein Hirtenlied.

Vielleicht quillt aus dieser unfreiwilligen Ruhe nährender Saft, vielleicht auch schwächt sie.

Er spannt oft die Glieder, als wolle er mit mächtigem Schwung über die Berge setzen, so plagt ihn ungenützte Kraft. Wer sein Leben in immerwährender Bewegung, im Auf und Ab der Landstraßen, im Wechsel des Findens und Trennens, im Entschleiern der Ferne bisher unстet verbracht hat, dem fällt die

Muße, das Verharren schwer, selbst wenn sie ehrenvoll und notwendig sind.

Njera begreift ihn nicht. Er gibt sich auch keine Mühe, es ihr verständlich zu machen. Sie entstammt dem Tal, deshalb engen die Berge sie nicht ein. Und sie hat Mann, Kind und Haus. Für sie gibt es den ganzen Tag zu schaffen. Kleinigkeiten verschlingen stets mit neuem Heißhunger die Stunden vom Morgen bis zum Abend. Wie ihr Vater es vorausgesagt hat, tut sie ohne Murren ihre Pflicht.

Manchmal nimmt sie sich trotzdem ein paar Minuten, um in den Spiegel zu sehen.

Er ist ein wegen seiner Seltenheit kostbarer Besitz, ein Geschenk Samos.

Sie liebt das blanke Glas und fürchtet es zugleich, denn es hat kein Erbarmen. Es tut die Wahrheit kalt und grausam kund. Es sagt Njera, daß sie schön gewesen ist, wohl noch ist, aber nicht mehr so schön wie einst.

Ach, alle Frauen hier altern früh! Schon nach dem ersten Kinde ist meist der zarte Hauch des Frühlings unfreundlich weggewischt.

Einmal, während Njera sich allein weiß, bricht sie vor ihrem Spiegel jäh in Tränen aus.

Samo täuscht sich. Arme, einst so strahlende Njera, auch dich preßt der enge Kreis, obwohl auf andere Art als einen Mann. Von der Herzogin, die du dir erträumt hast, ist in dir selber wenig genug. Fremder Glanz bleibt nicht an dir haften. Nur Frau bist du, und deshalb mußt du wie jede, die den Gatten liebt und halten will, schmerzvoll dem leisen Schwinden deiner Schönheit nachspüren, der Frühlingschönheit deiner Jugend.

So beschlossen es die Rojenice in der ersten Nacht deines Lebens. Eine von den dreien mißgönnte dir dein Glück, und darum ist es nur ein halbes geworden, abhängig von dem unsicheren Besitz treuloser Schön-

heit. Statt dessen aber gewährten dir alle drei, Mutter zu sein ohne Schmerzen, gesegnete Mutter.

Befreiend rinnen die Tränen.

Als Njera bald danach ihren Knaben im Arm hält, haben sich alle Wolken bereits wieder verzogen, strahlen ihre Augen wie Sonne nach Regen.

Gute, gesegnete Mutter . . .

Während der Lenz schon in den Sommer hinüberblühen will, beginnt es an der Ostgrenze abermals unruhig zu werden.

Länger als ein Jahr haben die Awaren Frieden gehalten. Das ist viel für sie.

Dem neuen Tarchan mißfällt die kampflose Zeit. Er will Mann und Roß tummeln, sonst stockt ihnen die Kraft. Was ist ein Leben wert, das man verliert und verträumt! Im Sattel hingegen kostet man es völlig aus, mit der Lanze in der Hand und dem Glück des Beuteraffens im unbezähmten Herzen. Nur so fühlt man sich als Herr.

Außerdem gilt es noch drüben in Karantanien einen Schimpf abzuwaschen. Die Niederlage ist nicht vergessen. Sie brennt, ohne daß man es offen zeigt. Heimlich frißt sie sich bis an die Wurzeln des Hochmutes herunter. Blut allein kann dieses schwelende Feuer löschen.

Bei den ersten Nachrichten läßt Samo sofort die Grenzsperren verstärken. Breite Strecken Ödlandes werden auf fränkische Art mit Baumstämmen und Flechtwerkhindernissen verbaut. Im vorigen Jahr sind Hecken gepflanzt worden. Wenn sie auch noch kein dichtes Gestrüpp bilden, wie es beabsichtigt ist, erleichtern sie doch jetzt schon die Verteidigung. Ferner werden zahlreiche Gräben den Feind aufhalten.

Diese Anlagen haben viel Schweiß und Mühe gekostet. Mancher hat sie im Hochgefühl des errunge-

nen Sieges für überflüssig gehalten. Jetzt preist man die vorausschauende Weisheit des Herzogs und sieht dem Kampf mit fester Zuversicht entgegen.

Den Awaren bleiben die Anlagen natürlich kein Geheimnis. Sie haben schon lange nach Durchlässen in den Verhaufen gesucht, wo ein kühner Handstreich vielleicht Erfolg haben könnte. Trotz allen Kundschaffens jedoch finden sie keinen unbewachten Fleck. Weder ihrer List noch der Gewalt bietet sich eine schwache Stelle dar.

Ehe der Kampf noch begonnen hat, sind sie schon gelähmt. Vorsorgliche Verteidigungskunst erstickt den Angriff im Keim.

Nirgends können sie ihre Pferde hier brauchen. Zu Fuß aber sind sie schon einmal unterlegen. Das schreckt ab.

Auch der rollende Berg steht ihnen noch in schlimmem Gedenken. Darum ziehen sie nur unschlüssig hin und her, halten sich indes stets in bestimmter Entfernung von der Grenze. Es ist bisher ein Krieg ohne das kleinste Gefecht.

Auf die Dauer verdirbt solch ein zweckloses Gebaren die Kampflust. Der Tarchan will jedoch die aufgebodenenen Truppen nicht einfach wieder nach Hause schicken und wendet sich deshalb gegen die südöstlichen, ebenfalls windischen Nachbarn von Karantainen, deren Land bis an das blaue Mittelmeer reicht.

Wohl haben sie versucht, sich vor Überfällen zu schützen. Es gibt sogar Waffenschmieden in ihrem Gebiet, und auch von Italien hat man allerlei eingehandelt. Der Menschenschlag ist kräftig und wetterhart, aber kein Führer ballt die Stärke der Männer zielbewußt für den ungleichen Kampf zusammen. Das Volk gleicht einer Rinderherde, aus der die Wölfe sich nur deshalb Stücke herausreißen können, weil sie ihre Kraft nicht zu brauchen versteht.

Samos Name hat bei den Nachbarn einen guten Klang. Manche kennen ihn von Angesicht. Viele sind schon in Karantanien gewesen und haben sich mit eigenen Augen von seiner Gerechtigkeit und Fürsorge überzeugt.

Als damit gerechnet werden muß, daß die Awaren den Krieg ins Land tragen wollen, raten deshalb die Besonnenen, den Herzog um Hilfe anzurufen. So oft man die Seinen von ihm sprechen hört, loben sie ihn: er sei ein weiser Richter, ohne Eigennutz jederzeit auf das Wohl des Volkes und den Schutz der Friedlichen bedacht. Vor allem aber, er hat die Awaren schon einmal aufs Haupt geschlagen, daß sie sich noch nicht an ihn herantrauen. Dieser nachhaltige Erfolg umkleidet den Feldherrn mit hellem Glorienschein.

„Wenn die Tataren über uns kommen“, mahnen die Klarsehenden die Blöden, die an ein Unglück nicht eher glauben als bis es da ist, „wenn die schlitz-ägigen Hunde hier pressen und schinden, werden wir nur Knechte ihrer grausamen Willkür sein. Glaubt nicht, daß unser Land ihrer Raffsucht zu arm und gering ist! Sendet deswegen zu Herzog Samo und bittet ihn, daß er sich mit seiner Macht vor uns stelle! Schafft er uns dann einen Frieden in Ehren, ohne Unterwerfung und Zehnten, soll er uns mit Karantanien vereinen und auch unser Herzog sein, wie es ihm geziemt.“

Die Not dräut jeden Tag näher und lehrt, daß nur rasche Entschlüsse noch helfen können. Darum wird der Rat der Besonnenen angenommen und Botschaft an Samo gesandt.

Umgehend kommt seine Erwiderung, daß er zu helfen bereit sei. Diese schnelle Antwort treibt wie ein Schlachtruf alle wehrhaften Männer an die bedrohte Grenze.

Er willfahrt den Bitten der Nachbarn gern. Wo die beiden Länder sich berühren, mangelt der Schutz

hoher Felswände und dichter Wälder. Das Gebirge schwingt hier milder. Die Täler sind breiter und fruchtbarer. Setzen sich die Awaren in diesen Gebieten fest, verlängert es die eigene Grenze ihnen gegenüber um ein großes, schwer umwallbares Stück. Nicht nur zu fremdem Vorteil, sondern ebensosehr zu eigenem Nutzen zieht das junge Karantanien in den Kampf.

Schon die ersten Scharmützel zeigen, daß man die Awaren nicht mehr fürchtet. Diese bekommen gleich bei den ersten Schlägen eine unerwartet starke Kraft zu spüren. Sie weichen deshalb aus, in der Meinung, daß der Gegner sie ungeschoren lassen und froh sein wird, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Sie täuschen sich. Der Gegner ist Samo. Er fürchtet sie nicht und will das beständige Kriegsspielen ihnen verleiden, damit die Grenzen endlich Ruhe haben.

Plötzlich steht er mit den Seinen im Awarenland und rückt mehrere Tagemärsche weit vor, ohne ernstlichen Widerstand zu finden. Man hat wohl Abwehr, doch keinen Angriff erwartet.

Die geplünderten Hütten und Scheuern der Tataren gehen in Flammen auf. Kaum können die Bewohner das nackte Leben retten. Über Äcker und Wiesen wälzt sich verheerend der Krieg und trifft zum erstenmal die Unruhestifter selber.

Der Tarchan hat nur die Macht des eigenen Gaues zur Verfügung. Alle östlicheren Gaue haben ihre Mannen gegen Byzanz entsandt. Dieser freventlich heraufbeschworene Feldzug ist Torheit, nun es sich nicht mehr um das Ausräubern und Schinden nahezu wehrloser Bauern, sondern um das Kräftenessen zweier Heere handelt.

Trotz aller Einbildung und Hochfahrenheit ist der Tarchan klug genug, daß er eine Niederlage zur rechten Zeit vermeidet. Das Schicksal seines Vorgängers wirft einen langen Schatten, und der Rückzug

schwächt bei seinen Leuten den Mut. Deshalb beginnt er zu verhandeln.

Dieses Mal erreichen die Awaren keinen Frieden ohne Buße.

„Was wir erobert haben“, erklärt Samo, „behalten wir – zum Entgelt für unseren Aufwand und zur Warnung.“

Der Tarchan gibt nach. Berichte, die seine raschen Botenreiter ihm jüngst von Osten gebracht haben, stellen kein baldiges Ende der Kämpfe um Byzanz in Aussicht. Er bleibt also auf seine eigenen Kräfte angewiesen, davon aber verspricht er sich keinen Erfolg.

Samo teilt die Beute redlich mit den Bundesgenossen. Fortan ist er auch im Frieden ihr Haupt.

Als Mehrer Karantaniens kehrt er heim, doppelt Herzog.

Sein Ansehen vervielfacht sich hierdurch sowohl im eigenen Lande wie draußen. Weit über die Grenzen dringt die Kunde von diesem fast unblutig gewonnenen Krieg.

Auch andere Völker werden von den Awaren immerfort in Atem gehalten und bedrückt. Ihnen allen klingt Samos Name wie der eines Befreiers, und sie wünschen, er möge auch ihr Bundesgenosse werden.

Über Langeweile braucht er sich künftig kaum noch zu beklagen. Selbst im Winter wird sein Haus nicht von Gästen leer.

Das Zutrauen der Karantaner aber wächst ins Unermessliche. Wenn er durch ihre Reihen schreitet, öffnet sich immer ein ehrfurchtsvoller Raum. Der Herzog ist keiner mehr ihresgleichen. Groß und fremd steht er unter ihnen. –

Der nächste Frühling bringt eine Überraschung. Gesandte aus Böhmen, dem nördlichen Nachbarreich, stellen sich ein.

Hier sind die windischen Völkerschaften nach dem Abzug der Bojer in leere Räume geflossen und haben sich verteilt, wie jegliche Sippe Grund und Boden gewonnen hat. Arbeitsam bauen sie ihre Äcker und pflegen ihr Vieh in dem fruchtbaren Lande, doch der Zusammenhalt eines Ganzen fehlt. Jede Sippe, jede Familie sieht nur den engen und engsten Kreis des täglichen Geschehens.

Seltsame Dinge sollen sich in Böhmen begeben. Man erzählt, Weiber bilden dort Gemeinschaften ohne Männer, wohnen in Burgen, üben die Kunst der Waffen, gebären Kinder von ihren Sklaven, töten Vater wie Sohn und lassen nur die Mädchen am Leben, um wehrhafte Jungfrauen zu erziehen. Wenn man einmal begonnen hat, nehmen die Mären von diesem merkwürdigen Lande kein Ende.

„Voll breiter Täler und fruchtbar ist unser Reich“, bestätigen die Gesandten, als sie durch Samo mit gebührenden Ehren empfangen werden, „jedoch uns fehlt die starke Hand eines Führers, um den Feind aller, die Awaren, von uns fernzuhalten. Du bist der einzige, den die Steppenwölfe fürchten. Deshalb haben die Sippenältesten Böhmens uns hierher geschickt, damit wir dich bitten: Sei in Kampf und Frieden auch unser Herzog!“

Während sich die Gesandten tief vor Samo beugen, als sei er schon ihr Führer, dringt ihm das Blut wild zu Herzen.

Aus den Nebeln der Zukunft steigt nun endlich das Ziel! Die Enge zerreißt. Keine hohen Berge verstellen mehr die Weite des Blickes. Nicht umsonst ist Warten und inneres Wachsen gewesen.

Das Abenteuer lockt wieder, das gleich einem Stern Samos Leben immer geleitet hat – und doch mehr als ein Abenteuer, weil er mit starker Hand jedesmal daraus eine Zukunft gestaltet.

Er braucht die Gesandten nicht um Bedenkzeit zu bitten. Er weiß sofort, was er ihnen antworten will.

Trotzdem beherrscht er die aufwallende Freude. In seinem Gesicht rührt sich keine Miene. Er forscht erst die Boten aus.

Viel ist ihm auf den Landstraßen schon von Böhmen erzählt worden – Wahrheit und Märchen. Lückenhaft ist solche Kunde. Auch Wirkliches, durch den Mund verschiedener Menschen getragen, wandelt sich oft unmerkbar zur Fabel.

Samo ergänzt mit jeder neuen Frage sein Wissen oder räumt einen Irrtum fort.

Selbstverständlich haben die Mädchenburgen auch ihm zu denken gegeben.

Ist es Wahrheit?

Zum Teil – wie so vieles.

„Mehrere Mädchenburgen gibt es nicht – nur eine.“

In den Worten der Gesandten, scheint es Samo, bebt versteckte Scham.

Durch wiederholte Fragen bekommt er endlich zu hören, was er wissen möchte.

Aufsässig seien die Jungfrauen. Sie wollten nicht dem gemeinen Recht sich fügen. Drei von ihnen, Schwestern, ließen unter dem Volke aussprengen, sie entstammten einem höheren Geschlecht, nahe den Himmlischen verwandt. Viele glaubten es ihnen, denn die Jungfrauen träten stets in Waffen aus der Burg und zeigten sich unnahbar wie Fürstinnen.

Ob sie auch wirklich Jungfrauen seien?

Die Boten verstehen, worauf der Herzog anspielt.

Daß die Insassinnen der Mädchenburg mit Knechten sich einließen, um Kinder zu empfangen, sei schämliche Verleumdung. Sie bekämen immer wieder Zugang von Töchtern der Edelsten, weil das Seltsame junge Menschen anlockt.

„Nicht nur junge Menschen“, denkt Samo.

Seine Lust am Abenteuer steigert sich durch diese ruhigen, wirklichkeitstreuen Berichte ins Ungemessene, doch verrät er den anderen nichts davon.

„Man muß den Hochmut der Jungfrauen brechen.“

Das ist alles, was er darüber spricht. Trotz der knappen Antwort aber wissen die Gesandten nun, daß er kommen wird, obwohl er noch kein Wort der Zusage gegeben hat.

Sie erhalten diese erst, kurz ehe er sie nach ein paar Tagen der Rast wohlbewirtet entläßt.

Im Brachmond, verspricht er, wird er gen Böhmen reisen.

Voll stürmischer Erwartungen pocht sein Herz. Er muß es zügeln, damit er die nüchterne Wirklichkeit kühl bedenken kann.

Wirklichkeit – nach all der Enge scheint sie ihm mit einem Male unfafßbar groß – so groß, als könne eines Tages über ihr der Glanz einer Krone schweben.

Er drängt den kühnen Gedanken zurück – nicht, weil er sein Haupt zu gering für eine Krone hält, die Häupter der Merowinger erscheinen ihm minder würdig, sondern weil ihm die Zeit noch nicht reif dünkt und es deshalb Torheit wäre, an solchen Plänen sich zu erhitzen.

Er überhastet keine Entscheidung – weder in Gedanken noch in der Tat. Ist aber eine Stunde gekommen, auf die er wartet, greift er zu, fast ohne Besinnen, nur dem nachtwandlerisch sicheren Gefühl seiner Schickung vertrauend.

Wie unabänderlich die Wurt es will, vollendet er seinen Weg. Nicht schneller darf er die Steilheit des Aufstiegs nehmen als es bestimmt ist. Das gibt ihm die felsenfeste Ruhe, die auf alle seine Mannen überstrahlt und ihnen auch in Augenblicken der Gefahr Geistesgegenwart verleiht.

Es weckt nirgends Staunen, daß er im Munde der nach Neuigkeiten lüsternen wandernden Sänger schon

bis nahe an die Helden der Vorzeit emporgehoben wird. Da er die Spielleute freigebig beschenkt, kehren sie trotz der Entlegenheit Karantaniens gern bei ihm ein und preisen ihn nachher. Was dies wert ist, weiß der Kaufmann Samo zu schätzen. Wenn der Ruhm ins Weite dringen soll, muß man die Lippen zahlen, die ihn verkünden. Wer mag umsonst sich mühen?

Im Gegensatz zu den Mären der Sänger nennen die Hirtenlieder den Namen des Herzogs nicht. In ihren abseitigen Frieden klingt das Rauschen der Wälder und Murmeln der Quellen lauter als das Lärmen von Schlachten oder die Begeisterung der Heilrufe. Was geschieht, geht vorüber. Was lebt, so laut es sich gebärdet, stirbt und wird stumm. Ewig ist nur die Melodie der Winde und Wasser.

Der Knabe Wilfried, der bald ein Jüngling sein wird, berauscht sich oft an dieser Melodie.

Sobald er seinen Vater fern weiß, entschlüpft er berghin in den Wald. Die Hirten auf den Matten kennen ihn wohl und haben ihn gern. Er versteht sich mit ihnen. Sie plaudern von Fels, Baum und Tier. Nach den Ereignissen im Tal wird Wilfried selten gefragt. Manche ahnen gar nicht, daß er ein Sohn des Herzogs ist. Nur sehr fremd kommt er ihnen vor. Darum öffnen sie ihm auch nicht die geheimste Kammer ihrer Seele. Von den Geistern der Gipfel schweigt ihr Mund.

Wilfried ist aber auch ohnedies zufrieden und erobert sich auf seine Art die neue Welt. Das Kleine fesselt ihn wie das Große. Ein bunter Falter kann ihn entzücken, aber mit den Wolken ziehen seine Gedanken.

Fast ist es ihm lieb, daß er hier so selten seines Vaters Namen hört.

In knabenhaftem Ungestüm will er seine Welt für sich allein besitzen.

Vielleicht wird hier schon ererbter Herrscherwille rege. Vielleicht jedoch treibt ihn nur die Grenzlosigkeit der Jugend, der Drang nach Abenteuern, die ungeteilt und in Heimlichkeit ihm gehören sollen, damit kein Erwachsener darob lächelt.

Kommt er von solchen Wanderungen nach Hause, trägt er stets den Duft des Harzes und der Walderde mit herein. Njera merkt es jedesmal, daß er hoch hinauf fortgewesen ist und meist länger als er sollte. Sie verrät aber dem Vater nichts.

Wilfried betrachtet sie dafür als gute Schwester.

Seitdem der erste Traum zerstoßen ist, haben beide übereinander nicht zu klagen.

Nur wenn Njera den kleinen Mijo gar so viel hässelt, wird Wilfried traurig und verdrossen. Er muß an seine eigene Mutter denken. Dann erscheint ihm dies hier beklemmend unwirklich.

Ja, er ist fremd und bleibt fremd – wie sein Vater.

Alles ist von Samo wohl bedacht worden. Er hat mit Sorgfalt und ohne Hast seine Vorkehrungen für ein längeres Fernbleiben getroffen. Nun liegt Njera zum letztenmal an seiner Brust, in dieser Stunde durch den Abschiedsschmerz jeden Haltes beraubt.

Ihre Augen glänzen groß und tief, jedoch purpurne Schatten umlagern sie breit. Ihr Gesicht entbehrt heute völlig der blühenden Farben, die ihm sonst immer Schönheit und Reiz verleihen, da Njera bereits die Bürde neuer Mutterschaft trägt.

Sie schmiegt sich an Samo, als wolle sie ihn nicht mehr lassen. Er ist so stark, so ruhig. Unter dem Druck der harten Gewißheit, daß er für lange von ihr fortgeht und in eine ihr unbekannte Ferne hinauszieht, spürt sie überwältigender denn je die Leidenschaft ihrer Liebe.

Sie preßt noch einmal Wange an Wange. Länger aber ihn halten kann sie nicht, darf sie auch nicht.

Nur ein unwillkürliches, aus dem inneren Wesen der Frau aufwallendes Widerstreben gegen die Trennung zwingt sie noch eine kurze Weile, daß sie ihre Arme nicht von seinem Halse lösen mag, obzwar sie fühlt, wie sinnlos solches Beharren ist.

Samo sieht während dieses langen Abschiedes nicht nur die sanften Spiegel ihrer Augen. Ihm bleibt auch Zeit, das Mutterwerden zu sehen, das härter als beim erstmal seine Spuren in ihre Züge gräbt, zu sehen, was Njera selber nicht verborgen geblieben ist, das leise Welken einer voll entfalteten schönen Blüte.

Er wundert sich, daß er es noch nie so scharf wie bei der schmerzvollen Hingabe des Abschieds erkannt hat. Er möchte Njera lieber jung und strahlend auf der Fahrt im Andenken behalten. Dieweil er aber nach dem zarten Schmelz, der ihn einst entzückt hat, wehmütig sucht, drängen sich ihm die Zeichen des schwindenden Frühlings nur um so schärfer auf. Wie Blütenblätter noch in der Mitte farbenfroh und saftig leuchten, am Rande jedoch schon gebräunt sich leise kräuseln, wird ihm Njeras Antlitz vor Augen bleiben.

Ach, es hat keinen Zweck, die Quälerei des Abschiedes zu verlängern! Behutsam schiebt er die Frau von sich.

„Bist du fertig, Wilfried?“

Ein munteres „Ja“ schallt ihm zur Antwort.

Samo hat lange geschwankt, ob er den Sohn auf die weite Reise mitnehmen soll. Wer aber so kräftig und abgehärtet ist, muß mit vierzehn Jahren diesen Anstrengungen gewachsen sein.

Es treibt Wilfried selbst hinaus, die Welt zu erleben. Der Vater hat ihm oft gesagt, sie sei die beste Schule. Offene Augen und wache Sinne für solches Lernen bringt er mit. Vor allem entkommt er gern eine Weile diesem von einer großartigen Natur umrahmten, doch außen wie im Gemüt so engen Karantainen. Er ist ein Franke und Samos Sohn, ja, sein

echter Sohn, mit drängender Lust an Wanderung und Abenteuer, mit heimlich schon erwachtem Ehrgeiz, sich in ernster Tat, seines Vaters würdig, zu bewähren.

Njera wischt sich die Tränen ab und folgt den beiden vor die Tür.

Schon haben sie ihre Rosse bestiegen, der Vater seinen großen Rappen, der Sohn den weißen Zelter, der ihm bald zu zahm ist.

Njera versucht unter neu hervorquellenden Tränen ein Lächeln. Es gelingt ihr schlecht. Nur ein flüchtiger Sonnenblick wird es zwischen dunklen Wolken.

Sie steht mit hängenden Armen regungslos und kann die Hand nicht mehr zum Abschiedsgrüße heben. So sieht sie beide zum Sammelplatze traben, von dem schon weither Lärm erschallt.

Vorbei!

Plötzlich ätzt eine wilde Eifersucht ihr Herz.

Auf wen?

Sie weiß es nicht.

O doch! – Auf die Unbekannte, die er aus Böhmen als zweite Gattin heimführen wird.

Daß dies geschieht, erscheint ihr sicher. Ein Herzog von Böhmen muß in seinem Hause auch eine Böhmin zum Weibe haben. Brauch und Sitte fordern es, denn er ist dadurch tiefer, von Blut zu Blut, dem Land verbunden.

Daß er sich hier bisher mit der einen Frau begnügt hat, was die Reichen sonst selten zu tun pflegen, ist Njera als unverhofftes Glück erschienen. Da es bei den Franken üblich ist, sei seine Abkunft gesegnet! Im windischen Böhmen aber denkt man über die Ehe wie in Karantanien.

Wenn er nur tut, was unvermeidbar ist, warum frißt aber dann die Eifersucht so jach an ihrem Herzen?

Ein Mann darf Frauen nehmen, so viele er hausen und ernähren kann. Er soll Frauen haben, der Edle

mehr als der Niedere, damit sein Geschlecht stark und ästereich bis in ferne Zukunft rage.

Und nun gar ein Herzog!

Dem Bauern und Hirten sind seine Kinder notwendige Helfer in Haus und Flur. Einem Herzog indessen sind Söhne noch unentbehrlicher, damit ihn zur Kriegszeit stets ein eiserner Ring verlässiger Streiter umgibt.

Njera schilt Torheit, was nun, da sie allein ist, ihr so stürmisch das Herz bewegt.

Wie nur mag sie, ein ihrem Mann ergebenes und pflichtvertrautes Weib, sich mit solchen Gefühlen gegen Brauch und Sitte stemmen?

Als Braut hat sie wohl ein paar Stunden lang davon geträumt, vor allen anderen ihresgleichen ausgewählt zu sein, weil sie in diesen Tälern die Erste, die Herzogin geworden ist.

Die Träume des Ehrgeizes sind schön und glänzen.

Was aber hat das Leben ihr davon erfüllt?

Daß man sie um ihr Glück beneidet.

Dies mag schon etwas sein, doch ihre Träume verhiessen mehr.

Träume, aufgestiegen aus dem unbekanntem Blute einer verschollenen Elternmutter, gaukelten ihr eine Weite vor – und trotzdem ist es um sie eng geblieben; vielleicht allerdings nicht so eng, wie es die Mädchenzeit erwarten ließ, denn für jeden Dienst stehen Njera genug Mägde zur Verfügung. Sie muß sich daher minder als andere Weiber plagen, kann Herrin sein und auch nach außen dafür gelten. Blühen dürfen hat sie freilich immer nur in der Stille – während mancher Stunden von Leidenschaft umworben, während vieler aber, wo andere Dinge Samo wichtiger erschienen sind, kaum beachtet.

Ihr Mund zieht sich bitter herab.

Sie hat geblüht... hat...

Ihre Lippen zucken. Sie ist empfindlich geworden, seitdem sie das Welken spürt. Es kündigt sich leise an und schmerzt dafür verborgen um so mehr.

Sie hat gefühlt, als Samos Augen prüfend auf ihr ruhten, ließ nicht nur der Abschiedsschmerz sie mit-leidsvoll erglänzen.

Sie weiß, und grausam ist dieses Wissen, nicht das strahlende Bild einer jugendschönen Frau wird er im Herzen voller Sehnsucht durch die fremden Lande tragen. Keinen Zauber, der vor neuer Liebe feilt, hat sie ihm auf den weiten Weg nach Böhmen mitgeben können.

Tief das Haupt gesenkt, sitzt sie in der leeren Stube lange regungslos am Tisch, steif wie erstarrt.

Sie allein ist im Hause zurückgeblieben. Knechte und Mägde sind fort, der Abreise des Herzogs beizu-wohnen, die das ganze Tal in Atem hält.

Die Zeit steht still um Njera.

Unaufhörlich perlen die heißen Tränen und beizen die schmerzvoll verzogenen Lippen mit scharfem Salz.

Nicht nur von ihrem Gatten hat sie heute Abschied genommen, auch von ihrer Jugend und dem eitlen Glück der Jugend.

Sie wölbt die Hände zu einer liebevoll schirmenden Gebärde über den Leib – nach langer Starrheit ihre erste Bewegung.

Wohl ihr, daß sie gesegnet ist!

Sie muß in ihren Kindern neu erblühen. Sonst wird ihr Leben ohne Sinn.

Hat sie denn Mijo, ihren Knaben, ganz vergessen?

Jetzt wieder frisch und biegsam, eilt sie rasch hinaus.

Er sitzt im Grase des Baumgartens, von der Magd sich selber überlassen. Das umfriedete Geviert wehrt der Zudringlichkeit eines Ziegenbockes oder Schweines.

Er strampelt vor Freude, als er die Mutter gewahr wird. Sie hebt ihn zu sich empor und küßt ihn.

Den Vater küßt sie in ihm.

Ja, es ist Samos Mund, doch sonst gleicht der Knabe ihr. Er hat ihre Nase, ihre dunklen Augen und ihr schwarzes Haar. Nicht fremd, nicht wie ein Franke sieht er aus.

So wird er dem Herzen seiner Mutter näher sein.

Sie liebkost ihn und küßt ihn immer wieder.

Dies bleibt ihr, auch wenn der Mann seine Liebe teilen muß.

Deshalb hat sie geblüht, damit es bleibt.

Das Ungeborene in ihrem Schoß macht eine leise Bewegung.

„Ja“, sagt sie zu ihm laut, „du wirst kommen und auch mein wie Mijo sein.“

Jetzt hat ihr Gesicht alle Hilflosigkeit des Abschiedsschmerzes überwunden. Der weiche Bogen ihres Mundes schweift sich stärker und gibt dem Antlitz einen entschlosseneren Ausdruck.

Sie läßt den Knaben auf ihren Armen reiten, daß er jauchzt.

„Da... da...!“ spricht sie eindringlich, als wolle sie ihn etwas lehren, und zeigt nach den Häusern inmitten der blühenden Wiesenflur. „Deinem Vater erscheint es eng wegen der hohen Berge. Uns“, sie schluckt, „muß es weit genug sein, denn wir sind hier geboren. Uns, Mijo, gehört dieses Tal, und wir gehören ihm.“

Eine Ferne steht plötzlich zwischen ihrem Mann und ihr, viel breiter als der Reiseweg, der sie jetzt schon wirklich voneinander trennt.

Samo bleibt ein Fremder, Njera hat dies nie deutlicher empfunden, — auch wenn er Herzog von Karantanien ist. Seine, ihre Kinder aber werden heimisch sein, weil sie zum Lande wiedergehören, aus ihm gleich Berg und Wald erwachsen.

Sie werden dadurch ihr stets näher als dem Vater sein.

Das entscheidet für Njera. Ihr Kummer wird plötzlich leicht.

Eine Mutter welkt nur wie Blumen, die im Lenz früh verblühen, im Sommer aber treiben sie grüne Blätter und fruchten, damit das Leben nicht endet . . .

Aufrecht kehrt Njera ins Haus zurück. Nun sie hier die Verantwortung für alles trägt, muß sie ihre Augen sorgsam offen halten. Nicht grübelnd ist der Werktag zu bezwingen.

Als die Knechte und Mägde heimkehren, finden sie schon den Kessel dampfend überm Feuer.

Keine verweinte Frau, wie eigentlich zu erwarten wäre, tritt ihnen entgegen. Die gefaßte Herrin weist sie entschieden und umsichtig an ihre Arbeitsplätze in Haus und Hof.

Nachdem Samo vor einer großen Volksmenge durch die Sippenältesten zum Herzog von Böhmen eingesetzt worden ist, geht er sofort daran, die vier Gaue des Landes kennenzulernen. Während er ohne Hast mit offenen Augen von Dorf zu Dorf reitet, sieht er vieles, was ihn an Karantanien erinnert. Dieselben aus Flechtwerk und Lehm flüchtig gebauten Hütten scheinen nur für einen kurzen Aufenthalt berechnet. Nirgends gibt es einen stadtähnlichen Ort. Die Sippen siedeln in lockeren, von Ringwällen umgebenen Dörfern.

An dem allen erkennt Samo, daß hier ein stammverwandtes Volk lebt. Es sind ebenfalls nur Ackerbauer und Hirten mit gering entwickeltem Handwerk. Die weiträumigeren Täler jedoch bieten reicheren Boden als in Karantanien.

Die dunklen Waldkuppen blicken jetzt im Sommer schneelos herab, und ihre runden Gipfel drohen nicht mit schroffen Abstürzen oder grauen Zacken.

Milder und unbegrenzter dünkten dem Schauenden Himmel und Flur.

Er hat seine Aufmerksamkeit vor allem der Ostgrenze zugewandt. Wie immer liegt zwar finster über ihr der Awarenschatten, doch minder drohend als in mancher anderen Zeit. Die Kämpfe vor Byzanz sind für die Scharen des Chagan Bojan nicht nur hartnäckig, sondern verlustreich und entlasten dadurch Böhmen.

Von den östlichen Gauen strebt Samo dann mit mancherlei Umwegen den westlichen zu. Verschiedenfach hat ihn Kunde erreicht, die ihn stutzig macht. Er spürt feineren und geübteren Sinnes eher als die unbewanderten und langsam denkenden Sippenältesten voraus, wenn irgendwo eine Gefahr sich bilden will.

Im Gau der Luczanen, dem westlichsten von Böhmen, findet er seine Vermutungen überraschend bestätigt. Während er jedem auch scheinbar unwichtigen Anzeichen sorgsam nachgeht, formt sich ihm aus Ahnen bald Gewißheit.

Dieser Grenze droht ein neuer Feind – König Dagobert.

Samo prüft genau, ob die Luczanen selber vielleicht zu Zwistigkeiten Grund geben. Er stellt aber einwandfrei fest, daß sie weder Lust noch Ursache zum Kriege haben. Das Land ist groß genug und reicht für sie trotz ihres Kindersegens noch lange. Also kann die Gefahr allein von Dagobert stammen.

Samo ruft sich erstaunt immer wieder das Bild des Königs ins Gedächtnis.

Der gerechte, gütige junge Herrscher – wie gestern sieht er ihn noch vor sich.

Es ist jedoch nicht mehr gestern. Drei Jahre sind seitdem hingegangen – nur drei Jahre, und doch müssen sie Dagobert überraschend schnell sehr zu seinem Nachteil verwandelt haben.

Samo erkennt weitsehend, was heute noch nicht als Ungewitter, sondern erst als eine Wolke am bisher ungetrübten Himmel steht. Ehrgeiz läßt Dagobert die Hand nach Böhmen ausstrecken, damit er sich Mehrer des Reiches nennen kann. Vielleicht treibt ihn auch Habsucht aus Leichtsinne und Verschwendung.

Es hat lange aufgehört, ein Geheimnis zu sein: wie sein Vater ist er gleichfalls bereits dem Willen der Weiber verfallen. Sie kosten, denn er schenkt ihnen allzu freigebig Kleider, Schmuck und Einkünfte von Gütern. Schon murren das Volk wegen der stets wachsenden Steuern. Will man es nicht zum offenen Aufbruch stacheln, wird man es eine Zeitlang schonen müssen. Ein frisch gewonnenes Land hingegen bedeutet für die königlichen Kassen, die sich vor der Zeit immer wieder leeren, neue Einnahmen. Diese Aussicht steigert beträchtlich die Eroberungslust.

Samo bleibt länger als zuvor beabsichtigt in Westböhmen. Er will ein klares, nicht mehr von der Vergangenheit geschmeicheltes Bild des Königs gewinnen, des Feindes von morgen. Je deutlicher er Dagoberts Absichten durchschaut, um so wirksamer wird er ihnen früh entgegentreten können.

Noch ist die Grenze für den friedlichen Verkehr nirgends gesperrt. Mit anderen Kaufleuten kommen auch fränkische ins Land. Der Herzog lädt sie mit Vorliebe zu sich ein.

Sie rühmen ihn, daß er seine Abstammung nicht hochmütig vergessen habe, und folgen ihm gern. Er geizt nicht; es gibt Met und Wein bei ihm im Überfluß. Freilich, Samo spart nie, wenn er einen Zweck erreichen will. Die Zungen sollen sich lösen, da kann die Tafel anregender und hitzender Getränke nicht entraten.

Von früher her weiß er natürlich ausgezeichnet, wie man Kaufleute behandeln muß. Wenn er etwas in Erfahrung bringen will, was ihm wichtig deucht,

dürfen sie lang und breit von ihren Geschäften reden und mit ihm in vertrautem Beisammensein wie mit ihresgleichen sprechen. Begreiflicherweise sehen sie dann in ihm nicht den Herzog mehr, der einst ein Kaufmann gewesen ist, sondern nur einen herzoglichen Kaufmann, der ungewöhnliches Glück gehabt hat, ohne sich aber dessen siegestolz zu überheben.

Wie Samo erwartet hat, schwankt das Bild König Dagoberts in den Farben, vom Lobe hell, vom Tadel grau gemalt. Die Grundzeichnung allerdings stimmt ziemlich überein. Diese kühlen Rechner und menschenkundigen Reisenden haben einen scharfen Blick für Vorzüge und Schwächen.

Ohne Zweifel, es lebt sich beneidenswert lustig am Hof des Königs. Von seiner jugendlichen Sittenstrenge, dem Ernste seines Richtertumes ist nichts mehr geblieben. Es hat allem Anschein nach nur die Luft von Paris gebraucht, die Abkehr von Austrasien, um einen echten Merowing aus ihm zu formen. Jetzt steht er seinem Vater nicht mehr nach. Die leichtlebigen Großen Neustriens können mit ihm zufrieden sein. Er sorgt für heitere Unterhaltung und festliche Buntheit, wohin er kommt.

Die Kaufleute haben gute Zeit, denn der König ist für alles Schöne und Neuartige empfänglich, das aus fernen Landen stammt. Bringt man ihm Schmuck und Zierat von Byzanz und Italien, wird man nur selten abgewiesen. Kostbar jedoch muß sein, was er kaufen soll oder dem Meister Eligius in Auftrag gibt.

Der König verschwendet, ja, dem Kaufmann aber mag es recht sein. Er verdient an teuren Dingen mehr und bequemer als an gewöhnlichen. Leben und leben lassen – das füllt seine Taschen. Hat man einen solchen hochherzigen Gönner, wirft das rauhe Reiseleben so viel Nutzen ab, daß man sich noch in guten Jahren zur Ruhe setzen kann.

Samo bekommt auch andere Meinungen als diese zu hören und merkt sie sich genau. Es sind Austrasier, die so sprechen, einst die treuesten Anhänger des jungen Königs, nun jedoch bis zur Eiseskälte ihm entfremdet.

Da er sich ganz auf seinen Vater ausgewachsen hat, halten sie es an diesem allein schon für genug. Man braucht nicht zwei Herrscher im Frankenreich. Verschwendung ist es!

Wer zahlt den Glanz, mit dem der König sich umgibt?

Immer nur das Volk.

Den Schaden wird er am Ende selber davon haben. Wenn er den Freien ständig neue Lasten auferlegt, weckt er dadurch nicht nur Unwillen und Empörung draußen im Lande, sondern er unterhöhlt sich selber seinen Thron. Dieser wird deshalb nicht fester stehen, weil Eligius ihn aus reinem Gold hat schmieden müssen.

Je klarer so, von Zu- und Abneigung sehr unterschiedlich entworfen, das Bild des Königs lebendig wird, verliert für Samo die Drohung ihre Macht, daß sich hier ein unüberwindlicher Feind gegen Böhmen rüste.

Es liegt seiner wägenden Art fern, die Stärke des Frankenreiches zu unterschätzen. Was aber taugt ein aufgebotenes Heer, wenn der Führer fehlt! Es ist eine zusammengelaufene Horde, um nichts besser. Trifft nur einen Teil von ihr zur Unzeit ein Stoß, stürzt sie, rasch des Kampfes überdrüssig, in alle vier Windrichtungen planlos davon.

Nein – Dagobert ist kein Führer, ist ein Merowing.

Wie oft bekommt Samo dies mehr oder minder geringschätzig von den Kaufleuten zu hören!

Ein Merowing . . .

Mit solcher Mißachtung spricht man bloß von einem absteigenden Geschlecht, das seine Größe selber in

Blut und Laster erstickt hat. Ein Schein der Macht umglänzt noch den Thron; rennt aber ein Starker dagegen, wird er wanken, vielleicht sogar zerbrechen.

Samo spielt nicht mit dem Wunsch, an ihm seine Kraft zu erproben. Der Zug seines Schicksals hat ihn deutlich von West gen Ost gewiesen. Nicht Ehrgeiz und Habgier werden ihn verführen, doch auch keine Schwäche, keine falsche Scheu ihn hindern, Böhmen entschlossen vor der Abenteuerlust des Königs zu schützen.

Nachdem er die vier Gaue vom einen Ende bis zum anderen kreuz und quer durchzogen hat, geht er daran, aus dem Vielerlei der Sippen und Familien Gemeinden zu schaffen. Er ist bestrebt, in ihnen den Sinn dafür zu wecken, daß sie zusammengehören, ihnen einen inneren Halt zu geben, damit sie lebenskräftig sich verteidigen können, wenn es not tut. Bisher hat jede Familie nur für sich selbst gelebt, allein beschäftigt, die engste Notdurft des Tages zu erfüllen, nicht viel besser als das Tier. Er aber sammelt die Ältesten und lehrt sie auch das Ganze sehen, das aus Zerfließendem Form werden will.

Eine schwere Aufgabe ist Samo zugefallen, doch unter seinen Händen erwächst nach schwachen Anfängen allmählich ein großes Werk. Obwohl er häufig Undurchführbares zu unternehmen meint, fügt sich doch Tag um Tag das Widerstreitende langsam ineinander...

Im Spätsommer eilt eine hochwillkommene Kunde durch Europa. Nach jahrelangem Krieg sind die Awaren vor Byzanz entscheidend geschlagen worden. Vielen dünkt deshalb dieses Jahr 626 ein folgenreiches Glücksjahr.

Auch Samo betrachtet es so. Wieder fühlt er von der starken Woge seines Schicksals sich getragen. Die Gefahr im Rücken ist nicht beschworen, doch vermindert. Er wird nun eine Weile seine Aufmerksam-

keit fast ungeteilt der Westgrenze zuwenden können. Sollte Dagobert wirklich die Ordnung Böhmens stören wollen, werden ihm jetzt stärkere Kräfte entgegentreten als es vor der Niederlage der Awaren möglich gewesen wäre.

Für die nächste Zukunft ist alles Notwendige geschehen. Samo läßt darum zum ersten Male, seitdem er in Böhmen weilt, die Geschäfte ruhen und gönnt sich ein paar Jagdtage. Er hofft, daß sie ihn erfrischen, denn er ist von der Schwere des Werkes doch ein wenig mitgenommen und einer kurzen Entspannung bedürftig.

So sehr Samo Ungeduld und Leidenschaft beherrschen kann, wenn er Menschen seinen Zwecken dienstbar machen will, auf der Jagd vermag er sich beim Verfolgen eines stattlichen Hirsches selten zu zügeln. Auch heute reißt ihn die Begierde, dem flinken Sechzehnder das stolze Geweih zu rauben, weit von seinen Leuten fort.

Mit zäher Hartnäckigkeit setzt er durch Dorn und Dickicht hinter dem Tiere her, doch es scheint durch Zauber gefeit. Vielleicht will nur ein Waldgeist den Jäger heimtückisch in Morast und Irre abseits locken.

Samo hat alle Pfeile verschossen. Zur Schande seiner sonst so zielsicheren Hand stecken sie irgendwo zwischen welchem Laub und Wurzeln am Boden anstatt im roten Fell des Hirsches.

Sie aufzuheben, hat der Schütze sich keine Zeit genommen, um das Wild nicht aus den Augen zu verlieren. Nun aber ist es ihm doch entschwunden. Ganz fern klingt auf einer steinigen Halde das Knacken der Hufe und das Bersten durrer Zweige, wenn es seinen Rettungsweg durch niederes Holz sich bahnt.

Samo muß verschnaufen. Der wilde Lauf hat ihn außer Atem gebracht.

Weder Gefährten noch Hunde haben ihm folgen können.

Er blickt sich um. Der Wald sieht fremd ihn an. Nun die Flucht des Hirsches verrauscht ist, fühlt sich Samo plötzlich von einer lauernden Stille umgeben.

Er hört das Blut in seinen Schläfen klopfen. Um es zu beruhigen, atmet er tief.

Nachdem er den Schweiß von der Stirn gewischt hat, lauscht er aufmerksam. Noch immer kein Anzeichen des Nahens von Menschen!

Selbst die Vögel bleiben stumm, erschreckt durch den Lärm der Verfolgung.

Samo wäre froh, wenn einer der bunten Waldsänger sein bescheidenes Lied erschallen ließe. Immer unerträglicher wird ihm das tiefe Schweigen.

Nicht nur fremd, abweisend dünkt ihm jetzt der Wald, so schön in seiner unberührten Pracht er ist. Moosteppiche breiten sich schwellend unter Riesenfichten, von deren Stämmen bleichgrüne Flechtenbärte niederhängen.

Samo spürt keinen Lufthauch die heiße Stirne kühlen. Die großen Wedel der Farne aber wiegen sich, als täten sie es aus eigener Kraft. Vielleicht Schaukelt auf ihnen, dem Menschenauge unsichtbar, eine leichte Elfe.

Hinter den Stämmen steigt eine Waldwand bis zum Himmel dunkel empor. Nur grüne Nadeln und schon leicht gilbendes Laub, wohin die Blicke schweifen, stets rasch wieder eingefangen von der ungeheuren Einsamkeit.

Es gibt nirgends einen freien Ausblick gen oben. Samo versucht deshalb umsonst, sich nach dem Stande der Sonne zu richten. So viel er aus dem stumpferen Glanz der Wipfel schließen kann, hat sich die noch mittags blanke Himmelskuppel mit Herbsdunst oder Wolken überzogen.

Er bemüht sich, den Weg wiederzugewinnen, den er gekommen ist. Es deucht ihm auf den ersten Blick nicht schwierig, denn das starke Tier hat mit seinen hohen Fluchten breite Gassen durch das Unterholz geschaffen. Die wilde Jagd ist aber nicht geradenwegs gegangen. Die Sprünge laufen kreuz und quer. Es sind Irrwege, und sie narren. Einer allein unter vielen führt wirklich zurück. Ihn muß man durch die Gunst des Zufalls finden.

Es gelingt Samo nicht. Nach einer geraumen Weile steht er wieder am gleichen Platz. Er ist im Kreis gelaufen. Auch von seinen Pfeilen hat er keinen bisher entdeckt.

Nein — er täuscht sich. Bei näherer Betrachtung ist es gar nicht der gleiche Platz, doch ihm ähnlich.

Es scheint, in diesem Zauberwalde findet man weder den Rückweg noch einen Ort, den man zuvor betreten hat. Ohne Vergangenheit und Zukunft hält die Wildnis erinnerungslos nur die nächste Gegenwart fest.

Die Stille scheint jedoch hier minder drückend. Eine Quelle sprudelt aus zerbrochenem Gestein über reinen Sand.

Samo kniet nieder. Das kühle, klare Wasser bietet ihm ein hochwillkommenes Geschenk. Die ausgedörrten Lippen nehmen es begierig auf. Er schlürft es in tiefen Zügen. Es schmeckt in diesem Augenblick ihm besser als Wein. Vorher hat er nicht gespürt, wie nahe am Verschmachten er gewesen ist. Jetzt, wo das Labsal ihm erquickend durch die Kehle rinnt, wird er sich dessen erst bewußt.

Das Glück des Trinkens löscht alle anderen Gedanken.

Frisch gestärkt, erhebt er sich und streckt die Glieder.

Nun wird es zum Handeln Zeit, sonst macht die Dämmerung den Wald noch undurchdringlicher. Der Tag hat seine Höhe schon längst überschritten.

Gut, denkt Samo, daß Oldrich, der Sippenälteste im Gau der Lutomeriker, das Horn ihm geschenkt hat! Weil eine Frau darauf kunstvoll geschnitzt ist, hat die Gabe ihm gefallen. Heute soll sie auch als nützlich sich erweisen.

Er setzt es an die Lippen.

Völlig verschieden klingt es von seinem Horn daheim, von allen Hörnern, die er bisher hat blasen hören.

Seltsamer Schall!

Wahrscheinlich aber ist dieser merkwürdige Wald daran schuld, daß alle Töne dunkler und klagender widerklingen.

Samo lauscht, doch keine Antwort zerschlägt das große Schweigen. Mächtiger als zuvor umringt es ihn.

Er runzelt die Stirn und schaut fast zornig nieder auf das Horn. Es ist wohl nur ein hübsches Spielzeug, indessen kein ernster Helfer. Wie Musik klingt sein Ruf, aber nicht schmetternd laut genug. Es wagt die Herrin Stille nicht zu stören.

Man muß sie jedoch stören, wenn man ihr ent-rinnen will.

Mit unbefriedigtem Gesicht führt er das Horn noch einmal an den Mund. Er bläst aus voller Kraft, ohne daß es jedoch deshalb lauter klänge.

Der Ruf verzittert zwischen lauter Grün und wird von der Waldwand hinten gierig eingetrunknen.

Dieses Mal bleibt es nur eine kleine Weile still, dann kommt von ferne eine Antwort.

Samo lauscht, fast erschrocken vor Überraschung. Er hat keine Antwort mehr erwartet, und nun klingt eine durch den Wald – genau so dunkel und klagend.

Trotzdem zerschlägt sie das Schweigen.

Samo bläst noch einmal.

Wieder klingt es ganz gleich zurück, als könne man nur derart blasen.

Narrt ihn ein Echo?

Nein – jetzt ruft es, auch ohne daß er selber sich gerührt hat.

Kein Echo also!

Rasch stößt er aufs neue in sein Horn. Es soll wie Jauchzen der Freude schmettern und klingt dennoch nur weich wie sehrende Musik, wie Ruf der Liebe.

Wer mag da kommen?

Überschwengliche Erwartung, dem eigenen Verstande unbegreifbar, zittert durch sein Herz.

Von den böhmischen Gefährten ist es sicher keiner. Niemand unter ihnen besitzt solch ein Horn.

Der dort Nahende kennt sich allem Anschein nach gut in diesem Walde aus. Da er die Richtung ohne Umschweife stetig hält, kann er kein Verirrter sein.

Gespannt und ungeduldig, späht Samo, wer zwischen den Stämmen auftauchen wird.

Er steht jetzt inmitten einer rings von hohen Wipfeln umschlossenen Lichtung. Durch den Niederbruch zweier morscher Fichtenstämme ist Raum geschaffen worden.

Endlich entwirrt sich aus einer der Gassen, die der fliehende Hirsch durch das Buschwerk gebrochen hat, eine Gestalt.

Lang wie den fränkischen Königen, aber braun wallen die Locken. Ein noch junger Mann – höchstens zwanzig Jahre mag er sein.

Samo erstaunt, da der Irrgarten von Busch und Baum ihm nun erst gestattet, schärfer zu unterscheiden.

Das ist ja gar kein Mann. – Ein Mädchen?

Wehrhaft mit Spieß und Bogen ausgerüstet, in Jägertracht, tritt es jetzt an den Rand der Lichtung.

Ohne Erschrecken, doch weiblich befangen, zaudert es eine Weile, als es den Fremden gewahr wird.

Der Mann schaut mit großen Augen auf die Gestalt. Ist es das Wunder dieses Waldes, das dort wartend steht? Hat eine Göttin, aus der rauhen Welt der Wirklichkeit vertrieben, hier in einsamer Wildnis Schutz gesucht und gefunden?

Dann aber durchzuckt ihn ein Gedanke.

Sollte er in die Bezirke der Mädchenburg geraten sein?

Dringlichere Arbeit hat ihn bisher gehindert, sich um sie und ihre Insassinnen zu kümmern, doch vergessen ist sie nicht.

Die Jägerin kommt langsam näher.

Samos Auge blitzt. Er breitet die Hand zum Gruß. Sie neigt das Haupt.

Mit strenger, unnahbarer Miene schaut sie ihn an. Da weiß er, des Berichtes der Gesandten denkend, daß sie von der Mädchenburg herabgestiegen ist.

Er läßt keinen Blick von ihrem Antlitz. Es dünkt ihm edel im Ausdruck, obwohl der Hochmut, den es offen zur Schau trägt, die schönen Züge schändet.

Sie sieht Samo nicht mehr ins Gesicht. Wie gebannt, hängen ihre hellbraunen Augen an dem Horn des Mannes.

Also deshalb hat es sie mit geheimer Macht gerufen, daß sie durch pfadlosen Wald wie beflügelt bis hierher hat eilen müssen.

Sie hebt ihr Horn ein wenig, wobei die Silberkette blinkt, und deutet auf das Horn des Fremden.

Ihr Gesicht kann das große Erstaunen nicht meistern.

„Wer gab es dir?“

Die Frage ist nicht fern von Entsetzen.

„Oldrich – du wirst ihn kennen.“

„Mein Oheim!“

Samos Antwort hat den Schrecken nicht vermindert.

„Du siehst daraus, er ist mir wohlgesinnt. So sei du es auch!“

Sie errötet leise unter seinem Blick.

Ja, trotz allem – sie ist schön – nur anders als sonst die Frauen in Karantanien und Böhmen – kein Kaufpreis, eher die Beute eines Kampfes.

„Wer bist du?“

Ein mißtrauisches Befremden klingt noch immer in ihrer Stimme, doch der Schrecken scheint überwunden zu sein.

„Bist du denn abgeschlossen von allem, was in Böhmen sich begibt? Wohnst du auch von deinem Oheim so weit entfernt, daß du seinen Freund nicht kennst?“

Mit Absicht wählt Samo verfänglich seine Worte. Jetzt muß die selbstbewußte Jägerin sich entdecken.

Sie schürzt die Lippen voller Hochmut.

„Was kümmern mich die Freunde der Männer! Bei meinen Gefährtinnen bin ich daheim.“

„Auf der Mädchenburg?“

Kaum noch eine Frage ist es. Verhaltene Freude wie beim Stellen eines Wildes läßt Samos Herz rascher schlagen.

„Nur die Torheit der Männer nennt sie so.“

„Der Name stimmt doch.“

„Ja, er stimmt.“

Sehr schroff wird die Bestätigung gegeben.

Ein Schweigen reckt sich zwischen beiden auf. Samo versteht aber, nicht nur mit Kaufleuten und Ältesten Gespräche einzuleiten.

„Wenn dir auch gleichgültig ist, wem du begegnest, so laß mich dennoch wissen, Ungnädige, wer du selber bist! Fremd durchstreife ich diesen wilden Wald und erführe den Namen des Wunders gern, das er mir schenkt.“

Die Jägerin stutzt und horcht. Ungewohnt klingt ihr solche Sprache. Grob poltert dagegen sonst hier die Rede der Männer.

Vielleicht spottet er nur. Sie blickt ihn prüfend an, findet jedoch in seinen Zügen nichts, was sie abstößt.

Nun vielleicht, wenn er ein Fremder ist, meint er es doch wohl ernst. Er scheint einem Lande mit höflicheren Sitten zu entstammen, wo die Frau mehr gilt.

Samo fühlt, daß ihre Verschlossenheit schon nah dem Weichen ist. In solchem Fall hat er noch nie gezaudert.

„Wie heißt du?“ drängt er, da sie noch immer schweigt.

„Wlasta“, erwidert sie leise, als gebe sie hierdurch ein Geheimnis preis.

„Wlasta“, lächelt er, „du hast dich meinem Anblick lang entzogen, und das tut mir leid.“

Sie steilt die runden Brauen und rümpft die kecke Nase. Es soll streng aussehen und ist es nicht. Deshalb gefällt es Samo.

„Was gibt dir ein Recht, so anmaßend zu sprechen? Wer bist du, Fremder?“

„Ich werde es dir nur sagen, damit du mich nicht für einen Hergelaufenen hältst. Des Weiteren hat es hier im Walde zwischen uns beiden keinen Wert.“

„Ja, wer?“

Deutlich klingt Ungeduld aus ihrer barschen Frage. Ein leises Stampfen des Fußes begleitet sie. Nur kommt die herrische Gebärde auf dem moosig weichen Waldboden nicht zur Geltung.

„Der Herzog.“

Beinahe wägend spricht Samo das bedeutungsvoll schwere Wort. Er würde es viel lieber verschweigen und nur als Mann mit dem Mädchen reden. Allein das Horn zwingt ihn, daß er sich zu erkennen geben muß.

Das Wort bringt Wlasta keineswegs außer Fassung.

Sie prüft Zug um Zug Samos Gesicht, wie man etwas Neues sich vertraut zu machen sucht.

„Du also bist der Herzog.“ Sie redet mit ihm nicht anders als mit ihresgleichen. Die drei Schwestern

auf der Mädchenburg sind für sie von höherem Stand.
„Selbst unsere Wildnis scheucht dich nicht zurück.“

In ihren Worten grollt ein Vorwurf, doch auch Bewunderung klingt darin, allerdings leiser.

Samo aber trifft es wie eine Mahnung. Die Schatten werden schon länger. Deshalb forscht er rasch:

„Kennst du dich in diesem Walde aus?“

Sie nickt.

„Pflegst du auch hier zu jagen?“

Samo mag hinter seinen Worten ein leises Mißfallen nicht verbergen.

„Nur Raubzeug. Den Hirschen und Rehen tue ich kein Leid.“

In den Augen Wlastas glänzt ein wärmeres Licht.

Samo freut sich ihrer Antwort. Obwohl selbst ein Freund der Jagd, hätte er es nicht gern gehört, wenn sie, ein Mannweib, am Hetzen und Töten harmloser Tiere Gefallen fände.

Eigentlich könnte es ihm doch gleich sein. Was kümmert ihn denn dieses mutwillige Reis auf einem fremden Stamm?

O ja, sein Herz kümmert sich schon darum, so kurz auch die Bekanntschaft ist!

„Ich habe mich verirrt in diesem großen Wald.“

„Das dachte ich mir, als ich von ferne her den Hornruf hörte.“

„So führe mich an eine Stelle, von wo ich den Rückweg zu den Gefährten finden kann!“

„Komm!“

Ohne Besinnen schlägt sie im nächsten Augenblick die Richtung ein. Zuerst verfolgt sie eine Zeitlang die Spur, der Samo schon umsonst nachgegangen ist. Dann bleibt sie stehen und betrachtet die Bäume. Da ragt die hohe Eiche inmitten niederen Fichtennachwuchses, den ihr breiter Wipfel nicht in die Höhe schießen läßt. Zu ihrer Linken muß man sich halten,

auf der Seite des Stammes, wo der Blitz vorigen Sommer eine tiefe Rinne hinterlassen hat.

Leicht und biegsam schreitet Wlasta nun wieder voraus, mit hohen, sehnigen Beinen wie ein Knabe. Die Brust prägt sich kaum vom Gewande ab. Der Nacken ist schlank, doch ohne Magerkeit. Samo findet ihn schön.

Heiß steigt sein Blut. Er muß sich zähmen, daß er die vor ihm Gehende nicht stürmisch an sich reißt.

Es darf keinesfalls geschehen. Es könnte feige scheinen, wenn er von hinten her sie überfällt. Der Dienst, den sie als Führerin ihm sorglos leistet, wäre damit schlecht gelohnt.

Bald gelangen sie an eine Stelle, wo in der wege-losen Wildnis plötzlich zwei Pfade sich treffen und trennen.

Wlasta deutet auf den breiteren der beiden. Auch er ist allerdings so schmal, daß eines Mannes Gestalt ihn völlig ausfüllt.

„Er wird dich sicher ins Lager der Gefährten bringen, doch gib acht, daß du ihn nicht verlierst, wenn Dickicht und großblättriges Kraut ihn üppig überwuchern. Nach etlicher Zeit liegt zu deiner Rechten ein roter Marmorstein. Er zeigt dir, daß du dich nicht verlaufen hast.“

„Willst du jetzt schon von mir gehen?“

„Die Gesellschaft der Männer lockt mich nicht“, kommt es herb zurück.

„Du fändest auch deinen Oheim dort.“

Samo täuscht sich, wenn er meint, mit solcher Kunde Wlasta zu überreden.

„Ich will ihn nicht sehen“, versetzt sie unerwartet heftig und stößt den Schaft ihres Speeres auf den Boden, daß die eiserne Spitze klirrt.

„Du zürnst deinem Oheim?“

„Ja. Er gab dir das Horn.“

„Ich sagte dir vorhin schon, er ist mir wohlgesinnt.“

„Hat er dir auch verraten, was dieses Horn bedeutet?“

In ihrem erst nur zornigen Gesicht steht jetzt eine solche starke Spannung geschrieben, daß sie auch Samo mit ergreift.

„Es schmettert nicht lärmend, wie sonst ein Hiefhorn schallt, hat er vorausgesagt, und so ist es gewesen.“

„Weiter!“

Voll brennender Ungeduld springt ihm das Wort entgegen. Ihn aber reizt die Gunst des Augenblickes, das Gespräch zu verlängern. Es wäre ihm sehr leid, wenn Wlasta gar so rasch Abschied nähme.

Erst nach einem kurzen Schweigen, während dem ihre Mienen lebhaft die heftigste Erwartung widerspiegeln, antwortet er um so gelassener, je höher die Woge seines Blutes steigt:

„Oldrich hat mir erzählt, daß dieses Horn eine geheime Macht besitze.“

Wlastas Mund zuckt.

„... geheime Macht...“

Sie setzt die Zähne auf die Unterlippe und starrt zu Boden.

„Er sprach die Wahrheit“, hört sie es wie von fern und dann viel näher in ihre Versunkenheit hereinklingen. „Es hat seine Macht bewiesen. Durch wege-lose Wildnis rief es dich an meine Seite.“

Sie zittert bei Samos Worten, weil sie seltsam warm zu ihrem Herzen drängen und eine künstlich harte Rinde tauen.

Er greift nach ihrer Hand. Wlasta will sie ihm entziehen, doch nur eine schwache Bewegung wird daraus.

„Ja, es hat mich gerufen“, erklärt sie schmerzvoll, als sei sie verwundet.

Sie läßt den Speer zu Boden fallen und bedeckt das Gesicht mit den Händen.

„Wlasta“, tröstet Samo zärtlich die zu seiner Überraschung jetzt völlig Fassungslose, „ich bin dem Horne dankbar, daß es dich zu mir geführt hat.“

Wieder fühlt sie mit Beben die Kraft seiner Worte. Sie sind ganz einfach und doch spricht hier keiner von den Männern so. Sie können nur Herren oder Sklaven sein. Dies aber klingt wärmer, nicht zu vergleichen, neu und schrankenbrechend.

Sie krampft die Hand um ihr Horn.

Ach, es ist ja gar nicht die Macht dieses Fremden! Allein ihrem Schicksal hat sie folgen müssen.

Samo zieht behutsam ihre Hand fort.

„Tu dem Horn nicht weh! Es verdient das nicht.“

Da sie willig die eine Hand ihm überläßt, ergreift er auch ihre linke.

„Wlasta . . .“

Zwei Augenpaare sinken ineinander.

Das blaue Feuer in dem seinen hält Wlasta fest. Wie Sommerhimmel leuchtet es ob ihrem Herzen, das wie ein Kornfeld wallt, um Wärme zu empfangen.

„Ich liebe dich“, spricht die Sonne strahlend zum Kornfeld, spricht Samos heißer Mund.

Wlasta senkt den Nacken. Ihre Haltung wirkt jetzt gar nicht mehr kriegerisch. Die Göttin der Jagd ist vollkommen zu einem Mädchen geworden.

Hart ringen sich die Worte von ihren Lippen, und ihr Mund zuckt dabei wie in neuem Schmerz:

„So fremd du bist, auch ich . . . muß dich . . . lieben . . .“

Jauchzend schlingt er seine Arme um sie und küßt sie. Er trägt die halb Bewußtlose zu einem grünen Bett von Waldgräsern und Blumen. Dort nimmt er, was sie ihm nicht versagt. —

Als sie später Schulter an Schulter stille ruhen, ist der Taumel rasch wieder von Wlasta gewichen. Trotzdem muß sie sich erst in der Wirklichkeit zurecht-

finden, denn dies kann doch nur ein Traum gewesen sein — ein wilder, schöner Traum.

Der fremde Mann... der Herzog...

Ihr Blick streift sein Horn. Bei ihrem Oheim hat sie es nie so nahe vor Augen gehabt.

„Sieh her!“ Samos Blick folgt ihrem Finger, der auf die Schnitzerei deutet. „Dort eine Frau“, sie dreht das Horn, damit er es betrachte, „und hier ein Mann!“

Samo nickt.

Er hat sich bei Empfang des Geschenkes schon verwundert, daß man einem Hiefhorn das Bild einer Frau als Schmuck gegeben hat. Über den Sinn jedoch hat er Oldrich nicht befragt.

„Weil beide, Mann und Weib, sich immer suchen müssen, so hat mein Vater sterbend mich gelehrt, als er das Horn mir gab, ruft es die Menschen zueinander, die es an ihre Lippen führen.“

„Wir haben es erfahren.“

„Nun bin ich dein, du siehst es, durch Schicksalsmacht gebunden.“

Ergebenheit in etwas Unabänderliches stöhnt aus ihren Worten, daß es Samo tief berührt und er ihr sanft über die Stirne streicht, als wolle er ihr einen bösen Traum verscheuchen.

Ach, dies ist kein Traum mehr, ist für Wlasta schmerzvoll klare Wirklichkeit geworden! —

Da sich allenthalben die grauen Vorläufer der Dämmerung schon zeigen, schüttelt Samo entschlossen die Ketten dieser Stunde ab. Das Wort ‚Schicksal‘ legt mahrend eine Verantwortung ihm auf. Nicht nur an sich, auch an Wlastas Schutz hat er jetzt zu denken.

„Komm!“ drängt er zärtlich. „Der Wald bietet uns kein Obdach in der Nacht.“

Ein paar Herzschläge lang zaudert Wlasta. Sie setzt sogar bereits den Fuß auf den anderen Pfad, als sei sie einem verborgener Zwang nun dennoch

unterlegen und müsse ihm, wenn auch unter Sträuben, folgen.

„Du gehst in die Irre“, lächelt Samo und zieht sie fort.

„Ich gehe in die Irre“, wiederholt sie mit sonderbarem Ton. Plötzlich bleibt sie stehen, wie von der Gewalt einer Erkenntnis festgehalten. „Wer weiß denn überhaupt, wann er in die Irre geht!“

Eine seltsame Schwermut umdunkelt unversehens ihr Gesicht.

Samo meint zuerst, daß die längeren Schatten des späten Nachmittages daran schuld sind. Genauer forschend, merkt er aber, daß es nicht der eigentliche Grund ist. Aus ihr selber wächst diese Dunkelheit.

Im gleichen Augenblick schmettert, nicht gar zu fern, ein Hiefhorn.

„Die Gefährten!“ ruft Samo froh erleichtert. „Und so nah!“

„Deine Gefährten“, sagt Wlasta tonlos, mit innerem Abstand.

Durch ihren Körper bebt es wie Abwehr und Wille zur Flucht.

„Es ist mein Horn!“

„Dein Horn?“

„Oldrich hat es als Gegengabe von mir empfangen.“

Wlasta steht mit geblähten Nasenflügeln.

„Es ruft nicht zueinander.“ Sie senkt den Nacken. „Weil du jedoch mein Herr nun bist, muß ich dir folgen.“

Noch einmal klingt suchend das Horn.

„Laß uns Beide antworten!“ schlägt Samo vor. „Dann wissen sie, wer kommt.“

„Wie du befehlst, geschieht es.“

Im selben Klange tönen die Hörner des Mannes und der Frau, als ob sie eines seien, zwar stärker, aber darum nicht heller und schmetternder.

„Was ist mit meinem Horn geschehen?“ wundert sich Oldrich.

Nur gut, daß man jetzt wenigstens weiß, wo der Herzog ist! Man hat, ohne es sich recht eingestehen zu wollen, heimlich schon Unheil befürchtet. Ein in die Enge getriebener Hirsch ist kein verachtenswerter Gegner, wenn eine Wunde ihn tollwütig macht.

Oldrich wundert sich noch mehr, als statt eines zwei Menschen aus der Dämmerung des Waldes treten.

Wlasta?

Die beiden Hörner vereint – daher der starke Ton!

Sie haben ihre Macht geübt. Es hat sich Mann zu Weib gefunden. So ist es Oldrichs Wille gewesen. Wlasta kann nur eines Starken Weib sein und keine Niedere des Herzogs Gattin werden.

Froh begrüßt er die beiden . . .

Die Hochzeitsfeier in der nächsten Woche währt drei Tage lang.

Von weither läuft das Volk zusammen und umwimmelt bunt die Hütte Oldrichs. Mehr noch als der Bräutigam, den fast alle kennen, lockt sie der Anblick der Braut.

Die Freude schlägt hohe Wogen. Es wird unheimlich viel gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Man liebt laute Feste und bekommt von der Lust nicht leicht genug.

Nun erst ist Herzog Samo Böhmen echt verbunden.

Im Heumond hat Njera ihr Kind geboren, wieder einen Sohn.

Während der ersten Nacht des Knaben ist nichts versäumt worden, um die Schicksalsgöttinnen günstig zu stimmen.

Er gedeiht wie sein Bruder. Nach seinem Vater nennt sie ihn Samo.

Nun sie der Bürde ihres Leibes ledig ist, fühlt sie sich neu verjüngt und wartet voll Sehnsucht, doch auch mit stolzer Freude auf die Heimkehr des Gatten.

Die Zeit wird ihr lang. Mond schließt sich an Mond. Wie viele muß sie noch allein sein?

Im Hause ändert sich nichts an der stillen Ordnung. Da Njera selber tüchtig ist, drücken sich auch die anderen von keiner Arbeit. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, obwohl sie kaum jemals die Herrin schroff hervorkehrt. Laut schelten widerspricht ihrer freundlich gemessenen Art. Ein Runzeln der hohen Brauen genügt, damit die Mägde ihr Werk flinker anpacken. Man dient ihr gern, weil man davor bewahrt bleibt, daß sie Unbilliges verlangt oder nur aus Lust am Quälen zwecklose Plackereien fordert.

Sie ist in Haus und Hof mit jedem Ding vertraut. Mißrät einer Magd etwas, läßt sich Njera nicht täuschen. Sie unterscheidet scharf zwischen Saumseligkeit und Verhängnis, das jeden treffen kann, auch wenn er achtsam handelt. Obwohl für Schmeichelei empfänglich, läßt sie trotzdem sich nicht blenden. Ohne daß sie herrisch ist, zwingt sie auch den Knechten Gehorsam ab und hält alle Dienenden durch einen Raum der Ehrfurcht von sich entfernt. Keine hochfahrende Gebärde wird an ihr bemerkt, keine Forderung nach sklavischer Unterwürfigkeit laut. Dennoch beugen sich Männer und Weiber ihrem stetén Willen.

Die ersten Blätter gilben schon. Bisher hat keine Botschaft Njera erreicht, daß Samo noch vor dem Einbruch der rauhen Jahreszeit von Böhmen heimkehren wird.

Ein Winter ohne ihn – wie eine graue Nebelwand, die jedes Stückchen Himmel dick verhängt, fühlt sie es schon mitten im leuchtenden Herbst beklemmend vor sich stehen . . .

Der Scheidung endet unfreundlich.

Der kleine Mijo wird von den Fraisen erbärmlich geschüttelt und gezwackt. Alle Mittel, die eine Mutter der Tochter in Karantanien vererbt, erweisen sich als machtlos.

So bleibt nur eines noch zu tun.

Gefährlich ist es, wie Zauber überhaupt.

Kein Wort darf fehlen. Jede Bewegung muß am rechten Orte sein, weil sie sonst leicht bewirkt, was sie verhüten soll.

Zwei Abende hält Njera Ausschau, ob sie jenseits des Flusses in der Richtung des Gipfels der großen Wila ein Feuer erblickt.

Zwei Abende trotz immer erneuten Lugens und Spähens umsonst!

Die Tage danach zittern vor banger Sorge um das Kind, das von den bösen Krämpfen auf und nieder geworfen wird.

Am dritten Abend endlich loht irgendwo in ziemlicher Höhe am Berg ein Feuer. Es ist nur klein, ein winziger Punkt. Hätte Njera nicht so scharfe Augen, würde sie es gar nicht erkennen.

Ohne Zweifel aber — es ist da — es brennt. So kann das geplante Werk beginnen.

Sie hüllt wegen der herbstlichen Abendkühle das Kind dicht in Tücher ein, nimmt es vom Lager und trägt es hinaus zu der Stelle im Hof, wo man das Feuer sehen kann.

Eine grüne Holzschüssel steht schon bereit; sie ist jeden Tag sorgfältig gesäubert worden. Njera schöpft sie langsam voll Wasser und taucht kleine Buchenscheite hinein. Dazu hält sie das Kind auf dem Arm, immer nach dem fernen Feuer spähend, angstgequält, daß es verlöschen könne. Das wäre ein schlimmes Zeichen und kündete dem Knaben den sicheren Tod.

Feierlich langsam Wort für Wort, ohne deshalb laut zu sprechen, sagt sie mit beschwörender Stimme:

„Die große Wila beweibt ihren Sohn und lädt meinen Mijo zur Hochzeit ein.“

Das Kind fängt zu greinen an, das ist recht.

Wieder spricht Njera, das Antlitz dem matten Flackern durch Dunst und Dämmerung zugewandt, im gleichen, dunklen Ton:

„Ich schicke nicht meinen Mijo. Ich schicke sein Weinen.“

Noch zweimal wiederholt sie es Wort für Wort, damit ihre Botschaft die Wila am hohen Berg sicher erreicht.

Jetzt ist das Schwerste überstanden.

Njera gibt dem Kinde von dem Wasser zu trinken. Dann lockt sie den Haushund herbei und gießt ihm den Rest über das Fell. Er schüttelt sich. Das soll er. Auf diese Weise schüttelt er auch für den Knaben die Krankheit ab.

Nun ist nicht mehr viel zu tun. Njera stürzt die Schüssel um. Diese muß über Nacht draußen stehenbleiben.

Befriedigt trägt die Mutter den Knaben ins Haus. Er weint nicht mehr und liegt ohne Krampf in ihrem Arm.

„Nun wirst du wieder gesund“, flüstert sie ihm zu, „bestimmt gesund!“

Sie wacht selber an seinem Lager. Er schläft zum erstenmal seit Tagen ungestört. Erst als der Morgen graut, ruft Njera die zuverlässige Magd Stojna herbei und läßt sie an ihrer Statt das Kind hüten.

Sie selbst sinkt todmüde ins Bett. Die Aufregung lastet ihr bleischwer in den Gliedern, aber ihr Herz ist leicht und guten Mutes. Sie hat alles richtig ausgeführt. Jedes Wort, jede Bewegung sind von ihr wohlbeachtet worden. Nun kann sie fröhlich und lange schlafen — das Kind ist gerettet.

Ihr Glaube täuscht sie nicht . . .

Natürlich haben die Mägde das geheimnisvolle Tun der Herrin belauscht. Nicht eitle Neugier hat sie getrieben. Sie wollen dabei lernen. Ebenso werden sie handeln, falls einmal ihre eigenen Kinder in Gefahr schweben.

Njera hat sich durch die Heilung den Ruf einer mutigen und klugen Frau errungen. Als dies beides gilt hier, wer sich vor den dunklen Mächten nicht feige verkriecht, wer den Zauber anzuwenden wagt, der den Tod abwehrt.

Ihn hält niemand hier für ein natürliches Ende. Stets trägt ein böser Feind Schuld daran. Wer ihn aber vertreibt, hat sich seinem Feinde überlegen erwiesen. Also muß Njera nicht nur mutig und klug, sondern auch stark sein.

Nun dienen sie ihr um so beflissener. Mit dankbarem Lächeln nimmt sie es entgegen und übt milde ihre Herrschaft.

Nicht aus Schwäche, sondern aus Liebe sehnt sie sich immer heftiger nach dem Gatten, je tiefer der Herbst in Grau versinkt.

Hat Samo sie denn vergessen?

Wie erblindete Perlen reihen sich Tage stumpf und glanzlos an Tage.

Es ist Njera, als ob sie unbeachtet verblühe.

Das Weib des Herzogs von Karantanien . . .

Sie hat Glanz leuchten sehen.

Ja, Glanz leuchtet um Samos Haupt, mehr als sie sich je vorgestellt hat. So weit die windische Zunge klingt, spricht man von ihm und rühmt seinen Namen, hat neulich ihr der Vater erzählt. Er ist auf diesen Schwiegersohn sehr stolz und darf es sein.

Was aber bleibt ihr davon?

Gewiß, ein Haus, hoch und fest wie keines in ganz Karantanien – ein Bett mit weichen Polstern und Kissen, in denen man sich verstecken kann.

Und sonst?

Hat nicht jedes Bauernweib von seinem Manne mehr, selbst wenn es arg sich placken muß und in raschem Zorn geprügelt wird wie ein Hund?

Ach, sie ließe sich auch schlagen, würde dies die Einsamkeit von ihr nehmen! Das Brennen eines Schlages ist rasch verwunden. Sie hat auch schon den Vater in unwirscher Laune die Mutter schlagen sehen. Was tut es? Diese liebt ihn doch und dient ihm willig. Viel schwerer dünkt Njera die Einsamkeit, das endlose Warten auf einen, von dem sie nicht weiß, ob er noch ungeteilt der ihre ist, wie er es war, als er sie verließ.

So weit liegt das schon zurück, kaum noch auszumessen mit den allmählich müde werdenden Gedanken. Nun leuchten bereits die letzten Sonnentage. Morgen heult vielleicht der Sturm um die Gipfel, und die grauen Nebellaken, vor denen es ihr schon lange graut, hängen wirklich bis in alle Täler hinab.

Ach, ärmer als ein Bauernweib ist die Frau eines Herzogs, wenn sie sich umsonst nach Liebe sehnt!

Gut, daß sie Kinder hat, sonst würde ihr Herz wohl zerbrechen an dieser trübseligen, herbststillen Verlassenheit. Man schmeckt das Welken und Sterben auf der Zunge, obwohl man selber noch so jung ist, und muß weinen ... weinen ...

Samo wird von Wlastas erwachender Weiblichkeit immer stärker berückt. Strotzende Manneskraft will verliebt zu Hause sich keine Schranken setzen. Der Vater sieht deshalb ungern, daß sein Sohn ihn beobachtet. In einem bald Fünfzehnjährigen regt sich schon das Blut. Man muß nicht ein übriges tun, es noch zu wecken. Darum sendet er ihn gegen Ende des Gilbhards nach Karantanien heim.

Der Franke Childebert, Wilfrieds Waffenlehrer, und zwei windische Reitknechte begleiten ihn. So kann Samo ihn ohne Sorge ziehen lassen, obwohl es schon stark herbstelt.

Da kein eiliger Auftrag Wilfried vorwärtstreibt, nimmt er sich für die Reise Zeit. Childebert, wie seinem Herrn ebenso dem Sohn ergeben, willfahrt gern den Wünschen des Jünglings. Er besieht sich gleichfalls achtsam die fremde Gegend, von der im burgundischen Westen er sich niemals hätte etwas träumen lassen. Kommt man auch vor dem ersten Schnee nicht heim, bleibt immer noch lange genug Muße, am Herdfeuer winterfaul die Beine auszustrecken und die sommerlichen Erinnerungen warm-zuhalten.

Die Landschaft ist bunt geworden, seitdem die Buchen mit Scharlach und Purpur das Abschiedsfest verschönen. Wilfried kann sich gar nicht satt an ihrem Leuchten sehen.

Fast unberührt vom Herbst erscheinen dagegen die Nadelwälder. In ihr dunkles Grün sind nur selten Birkenwipfel gleich hellen Goldtopasen eingesprengt.

Die Berge umranden blau den Himmel und zerrinnen in der letzten Ferne wie ein grauer Hauch. Klar und offen liegt die Welt willig ausgebreitet, um sich von freiheitstrunkenen jungen Blicken liebend umfängen zu lassen.

Aus der sanften Höhe eines Randhügels schauen die Reiter noch einmal auf die böhmischen Lande hinab. Die Wiesen falben schon. Die Äcker sind zu braunen Schollen gestürzt oder als Brache dem Unkraut preisgegeben, das wetterhart sogar den Herbst mit lustigem Wuchern nutzt. Den Hütten der Weiler entsteigt kräuselnder Herdrauch. Ein Bild des Friedens lächelt die Reisenden abschiednehmend an. Es ist von geschwungenen Waldketten farbenprächtig umrahmt und von einem blaß seidenblauen, durch

Federwölkchen etwas zerknitterten Himmel überspannt.

„Dies alles steht unter der starken Obhut meines Vaters!“ ringt es sich mit bewußtem Stolz von Wilfrieds Lippen.

Der Graukopf Childebert nickt anerkennend dazu. Er kann gut nachfühlen, was dem Knaben das Herz durchwohlt.

„Freue dich, daß du sein Sohn bist!“

„Er hat der Söhne mehr und wird so viele bekommen als er will“, klingt es in überraschendem Gegensatz fast verdrießlich zurück.

„Du nur bist echt.“

„Was nennst du echt? Er ist ihr Vater ebenso wie meiner.“

„Auf ihre Mütter kommt es an. Du weißt, die sind nur Windinnen. Du aber bist ganz ein Franke und aus Herrenblut.“

Wilfried schmeckt Childeberts Worte gleich einem erregenden Rauschwein auf den Lippen. Sein Vater spricht niemals so zu ihm. Er will im Sohn keinen falschen Hochmut wecken. Stolz soll einer nur sein, wenn er etwas leistet. Nach solchem Grundsatz mißt Samo sich selbst und ist dabei groß geworden. Er will deshalb ja kein weiches Bett mit Schmeichelei und Lob als Daunen und Polster für Wilfried richten. Ein Herzogssohn muß einfach und abgehärtet sein, denn die schweren Aufgaben, die seiner als einem Ausgewählten harren, sind nur zu bewältigen durch schon früh zuchtvoll gestählte Kraft.

„Glaubst du, Childebert, daß sie einmal auch mich zum Herzog einsetzen werden?“

„Das hängt von dir ebensosehr wie von ihnen ab.“

„Wenn ich doch Herzog Samos Sohn bin!“

Es klingt trotzig und zugleich wieder voller Stolz auf den Vater.

„Das ist noch nicht genug.“

„Nicht genug? Sein Ältester und — du hast es vorhin selbst gesagt — aus echtem Herrenblut!“

„Du bist es. Was aber in diesem Blut verborgen kreist, mußt du erst der Sonne zeigen durch die Tat.“

„Ich will es. Du kennst mich gut und weißt, ich bin kein Stubenhocker. Wenn sich die Awaren vielleicht für ihre Niederlage vor Byzanz an uns schadlos halten möchten und es gibt wieder Krieg, bleibe ich diesmal nimmermehr zu Haus. Darauf kannst du dich verlassen.“

Obschon die bleichende Gewalt der Jahre das Blau von Childeberts weißlich umbuschten Augen hat wässerig werden lassen, erglänzt jetzt doch in ihnen ein Schein fast jugendhellen Beifalls.

„Ich habe das Waffenhandwerk dich gelehrt nach rechter Kunst und hoffe, du übst es nicht nur, weil dein Vater es verlangt, sondern weil es dir Freude macht.“

„Es macht mir große Freude.“

„Du taugst auch ausgezeichnet dafür. Dein Blick erfafßt jede Bewegung scharf. Du bist flink und gewandt wie irgendeiner, nur wagst du vorschnell manchmal noch zu viel.“

„Ich bin der Sohn des Herzogs.“ Es klingt tief-ernst, keineswegs hochmütig. „Stets meiner besonderen Pflichten eingedenk zu sein, hat er mich oft vermahnt. Ist einer hierzulande kühn...“

„Für gewöhnlich nicht“, wirft Childebert ziemlich geringschätzig ein. „Die Winden müssen erst Blut gerochen haben.“

Er mißachtet sie im geheimen, wenn er es auch als Mann ihres Herzogs meist verstecken muß. Für ihn ist der Inbegriff aller Heldentugend und Tapferkeit allein der Franke.

„Ist einer hierzulande vor allen anderen kühn“, wiederholt Wilfried, „hat der Vater gesagt, muß ich es doppelt sein.“

Es hört sich wie der sorgsam eingeprägte Lehrsatz eines eifrigen Schülers an, der darauf brennt, ihn durch die Tat zu erproben.

„Der Kühne kann auch besonnen sein“, mahnt Childebert. „Ein rechter Held ist kühn und besonnen zugleich. Das erst macht ihn groß. Daran denke immer, wenn du kämpfst!“

Unter solchen Gesprächen reiten sie langsam dahin. Die Jugend nimmt, so gut sie nehmen kann, von den Erfahrungen des Alters, und dieses fühlt sich gehoben, weil es von seiner Fülle schenken darf.

Ladet ein anmutiger Platz zum Verweilen ein, rasten sie gemächlich. Mit frohem Behagen lassen sie sich die milden Sonnenstrahlen des späten Herbstes auf den Rücken brennen, denn die Nächte werden schon kühl, und morgens färbt der Reif die Wiesen weiß.

Je mehr die Jahreszeit vorrückt und je höher sie ins Gebirge kommen, desto lauter klingt der Fall des welken Laubes. Morgens müssen sie oft lange durch wogende Nebelschwaden reiten, die jede Aussicht grau verwehren. Ein paarmal blinken die Berge schon bis tief hinab weiß von neuem Schnee, mittags aber schmilzt die Sonne ihn wieder fort. Noch überwältigt sie ihn sonder Mühe. Nur die Gipfel halten ihn fest wie einen frisch gewonnenen Schmuck, unbekümmert darum, daß er bald eine Last sein wird.

Ohne die milden Sonnenstrahlen ist sogleich die Rauheit des Berglandes zu spüren. Pfeift der Wind den Reisenden eintönig sein Begleitlied, hüllen sie sich fester in ihre Mäntel und schweigen. Wenn er nicht zum Sturm anschwillt und ihnen entgegenweht, beschleunigt sich hierbei der Ritt ganz von selber.

Jetzt lockt keine Landschaft mehr zu genußreichem Verweilen. Jache Felswände stürzen überall drohend in haltlose Tiefe. Der Saumpfad klimmt an grausen Abgründen vorbei. Es heißt auf jeden Tritt der Rosse

achtgeben. Nur so verhindert man, daß sie vor Furcht störrisch werden.

Childebert läßt Wilfried nicht aus dem Auge. Er nutzt diese Reise wie eine Prüfung und findet zu seiner Freude, daß der Neuling sich bewährt. Kein Bangen, kein Schwindel packt ihn. Obwohl in einem gleichmäßig sanften Hügelland geboren, hat er sich doch bald dem launisch rohen Bergreich angepaßt, wo nur leben kann, wer die wilde Natur mit harter Kraft bezwingt.

Als sie südwärts tiefer nach Karantanien hineingelangen, bläst ihnen ein lauer Wind um die Ohren, so daß sie aus der engen Haft der Mäntel sich befreien. Der Himmel aber lastet eintönig weiß und deckt die Berge bis zur halben Höhe breit mit Wolken zu. Hart raschelt es im dürren Laub nach Armut und Vergehen. Die Krähen schreien, als spürten sie den Hunger des Winters schon im voraus.

Der grauversponnene, nasse Wald gewährt kein lustsames Reiten. Hier und da leuchten noch rote Beeren an kahlen Büschen wie Korallen, sonst indes ist nach dem gelb, scharlachen und purpurn schimmernenden Herbstrausch alles rostfarben stumpf geworden. Die Pferde lassen die Köpfe hängen, nur die beiden windischen Knechte blicken froh um sich. Sie kehren heim.

Dies klingt anders in ihren als in Wilfrieds und Childeberts Herzen.

Heim – das ist für sie der Fleck Erde, wo sie geboren sind und sich als Kinder getummelt haben. Dort leben ihre Eltern heute noch. Einfach und eng ist solch ein Dasein, aber vom Ringwall der Familie sicher umschlossen und tief mit ihr verwurzelt. In Glück und Leid bleibt niemand hier ohne mitfühlende Gefährten, ohne Stütze.

Blut kehrt zu Blut.

Die beiden Franken hingegen spüren an den grauen Tagen, wo man wenig redet und sich deshalb auf sein Innerstes besinnt, stärker als sonst, wie fremd dieses Land sie stets noch anmutet, wahrscheinlich schon deshalb, weil es sich von dem Lande ihrer Geburt so sehr unterscheidet.

Nach Hause?

Freilich, Childebert hat ein Haus, und es ist besser als die elenden Hütten hier, bescheidener natürlich als Samos, immerhin ein richtiger Frankenhof. Zwei Weiber nennt er sein, die sind ihm genug, und vier Kinder. Allerdings muß er stets erst ihre Namen hören, um sich ins Bewußtsein zu rufen, daß es seine Kinder wirklich sind.

Fremde Kinder...

Fremde Namen...

Nicht doch – auch seine Kinder!

Ach, was, nur seiner Weiber verhätschelte Brut! –

Nach Hause?

Wilfried kehrt wohl in seines Vaters Haus zurück, aber Heimat dünkt es auch ihm nicht.

Dort schaltet eine Frau – sie mag so gut sein wie immer sie will – er spürt in seinem Herzen gewiß keine feindliche Regung gegen sie – allein sie ist die Mutter ihrer Söhne, nicht die seine.

Er möchte aufschluchzen, wenn er an die eigene Mutter denkt, kindisch weinen, dennoch unterdrückt er es standhaft als ein Zeichen verpönten Unbeherrschtheits.

Er kann sich nicht vorstellen, was der Vater ihr getan hat. Die Wenigen, die Kunde geben könnten, schweigen. Ihre Lippen sind von einem Gelöbniß streng versiegelt bis auf diesen Tag. Nur eines weiß er – sie ist tot, von seinem Vater vergessen, doch nicht von ihm. Aus liebender Erinnerung malt er sich immer neu ihr Bild, treu darauf bedacht, daß es ihm mit der Zeit nicht heimlich zerfließt.

Die Mutter auch ihn vergessen zu lassen, ist Njera nicht gelungen, obgleich er schon oft gemerkt hat, daß sie in aller Stille für ihn sorgt. Sie gefällt ihm äußerlich durchaus, doch anders als eine Mutter ihrem Kind gefällt. Sie ist ja viel zu jung. Wilfried erinnert sich gut, wie ihr Anblick ihn die erste Zeit verwirrt hat. Nun aber ist sie Mutter von Kindern seines Vaters – Mutter von Stiefgeschwistern, für die er weder brüderliche Zusammengehörigkeit noch Teilnahme empfindet.

Kein Wunder, daß er diesen Ritt aus buntem Lande in den ergrauten, kahlen Herbst hinein nicht als frohe Heimkehr betrachtet. Außerdem drückt ihn ein Botendienst.

Er soll Njera melden, daß sein Vater eine Böhmin zum zweiten Weib genommen hat.

Kein erwünschter Auftrag!

So fern Wilfried in seinem Herzen Njera ist, ahnt er doch mit dem Spürsinn des erwachenden Blutes, wie sehr sie seinen Vater liebt. Ein ritterliches Gefühl wehrt sich dagegen, daß er einer Frau ohne ihr Verschulden wehe tun muß. Dies wird er durch die schlechte Nachricht. Hieran zweifelt er nicht, er mag die Sache grübelnd nach einer Seite wenden, wohin er will.

Deswegen ist er seinem Vater nicht dankbar für diesen Botendienst. Solange sich noch Wochen und Tage zerstreunungsreich dazwischenschoben, haben keine schweren Gedanken ihn behelligt. Seine Jugend hat sich lebensfroh der schönen, abwechslungsreichen Gegenwart gefreut. Nun aber trennen ihn nur noch Stunden von der leidigen Pflicht, die keinen Mut erfordert.

Was braucht es Mut, einem liebenden Menschen das Herz zu zerreißen!

Schmerzvoll genug hat er dies schon an sich selbst erfahren. Nur durch Schweigen, starres väterliches

Schweigen ist ihm als Knaben das Herz zerrissen worden, wenn er nach der Mutter zu fragen anfing und von ihr wissen wollte, was ein Kind von seiner Mutter wissen mag. Nur durch Schweigen! Wie viel mehr werden eine Frau die Worte martern, die er sprechen muß!

Childebert kann sich denken, warum Wilfrieds Mienen düsterer werden, je mehr man sich dem Ziele nähert. Er entdeckt indessen keine Möglichkeit, ihm zu helfen.

Der Herzog hat befohlen, und der Sohn muß gehorchen.

Vielleicht auch ist es besser und milder, daß kein Fremder die Botschaft überbringt.

Der Herzog in seiner Weisheit kann dies allein er-messen. Irgendwelche Zweifel stehen da Childebert nicht zu. Er vertraut felsenfest auf seinen Herrn.

Der Regen sprüht am letzten Reismorgen unab-lässig, doch nur spinnwebfein. Die letzte Stunde am Nachmittag aber schüttet er ungestüm herab, so daß die Reisenden ganz durchnäßt sind, als sie, schon im Abendgrauen, endlich ihr Ziel erreichen.

Vom Balkentor des Ringwalles plätschern Bäche auf sie nieder.

Unter den Hufritten der Pferde spritzt ihnen der Straßenkot bis an die Knie.

Es ist kein freundlicher Willkomm.

Njera sitzt am Herde, von seinen offenen Flammen mit roten Lichtern wabernd umspielt. Sie wiegt den Jüngsten im Arm und singt ihn ein. Da stürzt eine der Mägde voll formloser Hast herbei.

„Der junge Herr ist wieder da!“ schreit sie gell, daß sich Njera zusammennehmen muß, damit sie vor Schreck das Kind nicht fallen läßt.

„Allein?“

Die Frage fährt ihr so schnell über die Lippen, daß sie das täppische Hereinbrechen der Magd zu tadeln unterläßt.

„Herr Childebert ist bei ihm mit zwei der Unseren.“

„Nicht auch der Herzog?“

„Nein.“

Als eben in Njera Besorgnis aufsteigen will, ob nicht vielleicht ein Unglück geschehen sein könne, tritt Wilfried in die Diele.

Njera eilt ihm entgegen.

„Du kommst wirklich allein?“ fragt sie bang.

„Der Vater ist gesund und läßt dich grüßen.“

Von der Botschaft, die Wilfried zu bestellen hat, schweigt er noch. Sie hat bis später Zeit.

Er verharrt am Eingang. Wo er steht, ist gleich der Estrich naß, so trieft das Wasser am Mantel herunter.

„Ziehe vor allem trockene Kleider an“, mahnt Njera, „und erst dann erzähle!“

Es greift ihm ans Herz. Sie spricht wie eine Mutter.

Um die schwere Botschaft noch hinauszuzögern, drückt er sich eilig von dannen.

Inzwischen befiehlt Njera der Magd, Fleisch, Brot und Käse zu bringen. Sie selbst richtet den Tisch und nimmt die schöneren, am Rand geschnitzten Teller vom Wandgestell herab. Wahrscheinlich ist Wilfried als Sohn des Herzogs in Böhmen verwöhnt worden. Er soll es hier nicht schlechter finden.

Sie läßt auch einen Krug roten Burgunder aus dem Keller holen. Unterdessen rückt sie den Wasserkessel auf dem Dreifuß näher ans Feuer und schafft Gewürze herbei, die wegen ihrer Kostbarkeit von der Hausfrau unter strengem Verschuß gehalten werden. Nach dem nassen Ritt wird der heiße Wein den Durchfrorenen erwärmen und vor Fieber bewahren.

Wilfried kommt.

Die Wohltat trockener Kleider rinnt ihm ermunternd durch Haut und Glieder. Der breite Herd strahlt freigebig warmes Behagen aus, und ein frisch in den Ring gesteckter Kienspan wirft sein flackerndes Licht über den reich bestellten Tisch.

Wilfried erkennt mit dem ersten raschen Blick, man hat in aller Eile gastlich für ihn gesorgt, wie man besser auch seinen Vater nicht empfangen könnte. Es freut ihn und beschwert ihm doch zugleich das Herz, so daß er einen Seufzer unterdrücken muß.

„Nun iß!“ läßt Njera ihn zum Mahl und deutet auf den Schemel nächst dem Herd.

Sie hat die Kinder Stojna übergeben und ist jetzt mit Wilfried allein.

Ja, er verspürt rechten Hunger.

Infolge des hartnäckigen Regens haben sie auf eine Rast verzichtet und sind geritten, immer nur geritten, so viel die Kraft der Pferde hergegeben hat.

Der Würzwein schmeckt vortrefflich und wärmt. Er vertreibt die Müdigkeit der Reise und beflügelt den Sinn, wodurch Schweres leichter erscheint als es in Wahrheit ist.

Njera stellt keine Frage, bis Wilfried gesättigt den Holzsteller fortschiebt und dem graublauen Krug den letzten Tropfen spielerisch entlockt.

„Magst du noch Wein?“

„Danke. Es ist genug.“

„Erzähle von Böhmen und was dort dein Vater schafft!“

Wilfried streift eine noch etwas regenfeuchte Haarsträhne aus der Stirn. Nun muß er seine bittere Botenpflicht erfüllen.

„Weiter ist dort alles“, beginnt er, da er noch nicht weiß, wie er seine Nachricht am schonendsten vorbringen soll, „von hohen Bergen minder eng umstellt. Das Land trägt ergiebige Frucht und große Dörfer in Menge. Der Vater hat viel zu tun. Er soll überall

sein, denn es fehlt an Ordnung. Jede Sippe ist nur darauf bedacht, daß sie selbst gedeiht, aber noch wenig bekümmert um den Staat, der in nächster Zeit geschlossener und fester werden muß, damit er Halt gewährt, wenn Feinde drohen.“

Es sind seines Vaters Worte. Er hat sie oft gehört und gut behalten. Wie eigene fließen sie ihm daher von den Lippen.

Njera lauscht aufmerksam. Auch ihr klingt es, als ob der Gatte zu ihr spreche, und sie nimmt es hin gleich einem Gruß. Nur jünger ist die Stimme, schwebender getragen von all dem Neuen, das die Ferne offenbart hat.

Sie schließt halb die Lider.

Ach, wäre das schön, wenn jetzt dort, heimgekehrt, Samo säße!

Blinzelnd hört sie zu. Nein, nein, er ist es gar nicht, ist ja noch weit fort!

Die Selbsttäuschung nimmt rasch ein Ende.

Plötzlich schlägt Njeras Herz schneller. Wilfrieds Stimme hat auf einmal den schwingenden Unterton verloren. Sie klingt sogar ein wenig belegt. Die Frau wundert sich darüber. Vielleicht kommt es vom Regen.

„Der Vater hat mir eine Botschaft an dich mitgegeben, eine besondere.“

Er stockt.

Das Herz klopft Njera bis zum Halse. Sie weiß selbst nicht, weshalb so wild. Sie öffnet die Augen weit. Ihr Blick wird fast starr.

„Ich höre“, sagt sie leise und unterdrückt mühsam einen Seufzer.

„Der Herzog“ – in diesem Augenblick kann Wilfried ihn nicht ‚Vater‘ nennen – „läßt dir vermelden, wie Amt und Sitte es erheischen, habe er bei den Böhmen ein Weib genommen.“

Njera stöhnt auf und krampft die Hände. Also hat ihr schlimmes Ahnen sich erfüllt!

Mitleidig blickt Wilfried in das bleich gewordene Antlitz, das auch der Flackerschein des Kienspans nicht röten, nur tiefer mit Schatten sprengeln kann.

„Doch weiter läßt der Vater dir verkünden, daß du auch fürder seiner Liebe und Sorge gewiß sein darfst.“

Er schweigt.

Njera sitzt mit gesenktem Nacken. Ihre Schläfen stechen. Es hämmert ihr wild im Hirn. Dann reckt sie sich. Der Bote des Herzogs darf eine Entgegnung wohl erwarten.

„Ich habe gehört . . .“

Mehr weiß sie nicht zu antworten. Ihre Stimme klingt wie zersprungen.

Nun aber kann sich Njera nicht mehr halten. Sie schlägt die Hände vors Gesicht und weint fast lautlos.

Wenn nicht die hellen Bäche zwischen den Fingern quöllen, würde Wilfried vielleicht gar nicht merken, daß sie weint.

Ratlos verharret er stumm.

Was soll er sagen, wie trösten?

Sie ist ja keine Fränkin und teilt nur das Los aller windischen Frauen.

Als springe dieser Gedanke auf Njera über, versiegen plötzlich ihre Tränen. Sie nimmt die Hände vom Gesicht und hebt das Haupt, um zu zeigen, daß sie nicht mehr weint und sich ergeben ins Unabwendbare fügen will.

„Was der Herzog für gut befindet“, sagt sie tonlos, „muß ich“ — sie sucht nach einem Wort, denn der Kopf dröhnt ihr schmerzhaft dumpf — „dulden.“

Schwer und ganz für sich allein steht das dunkle Wort im Raum und bleibt in Njeras verödetem Herzen stehen Abend und Nacht bis an den nächsten Morgen.

Danach erst hat sie so viel Fassung zurückgewonnen, daß sie ihr Geschick nicht mehr für schlimmer als das der anderen Frauen hält und sich ihnen wieder schwesterlich nahe fühlt.

Nichts Außerordentliches wird ihr auferlegt. Ihre Gedanken haben sich nur weit verlaufen gehabt.

Die einzige Frau ihres Mannes zu bleiben, wäre ein selten hohes Glück gewesen. Es schien ihr jedoch erreichbar, weil Samo ein Franke ist.

Ein kleiner Trost träufelt ihr in das leidzerrissene Herz.

Dem Franken Samo hätte sie vielleicht genügt.

Der Herzog Samo aber hat durch eine zweite Frau dem Lande Böhmen sich vermählen müssen. Dagegen mit den Gedanken Sturm zu laufen, ist sinnlos.

Bald trägt Njera den Nacken wieder aufrecht. Wenn auch nicht der Glanz, den sie sich früh erträumt hat, sie licht umwebt – wenn auch die Sitte ihr gleich jedem Bauernweibe nur einen Teil der Liebe des Gatten gönnt – zum Opfer hat sich nun in ihrem Herzen die trübe Pflicht erhöht.

Solch ein Opfer schimmert selbst im stumpfen, eintönigen Alltagsgrau kläglich abnehmender Wintertage und in der herrischen Finsternis wachsender Nächte.

Zuerst beobachtet Njera gespannt die Menschen, die sich ihr nähern, ob sie ihr weniger Achtung als zuvor zollen, denn inzwischen hat jeder schon von der böhmischen Ehe des Herzogs erfahren. Niemand jedoch sieht deswegen auf sie herab oder kränkt sie mit falschem Mitleid. Bei ihren Eltern hört sie gleichfalls nur die eine Meinung, daß etwas Selbstverständliches, allgemein Erwartetes geschehen sei.

Wie gut – niemand ahnt etwas von ihren Träumen! Man würde diese bespöttelt haben, hätte Njera sich verraten. Nun indessen fühlt sie sich unangreifbar, weil sie darüber stets geschwiegen hat. Die letzte

Kammer ihres Herzens wird auch ferner das Geheimnis treu bewahren.

Zum Ersatz für das Verlorene wächst aus wunder Liebe ein Stolz auf, den Njera als unnötig empfunden und geduckt hat, solange sie noch die einzige Frau ihres Gatten gewesen ist. Jetzt aber läßt er das Haupt sie höher tragen und gibt ihr einen neuen Halt.

In Fleisch und Blut bleibt allein durch sie Herzog Samo mit Karantanien verbunden. Das kann die Böhmin ihr nicht nehmen.

Wlasta fügt sich schlecht und widerstrebend in das veränderte Leben.

Sieben Jahre hat sie von der waldumrauschten Mädchenburg aus sicherem Abstand auf die Welt der männerbeherrschten Hütten hinuntergesehen. Nun aber greift die Enge dieser Welt nach ihr. Weil sie das Ehegemahl des Herzogs ist, kann sie dem Zwang der Pflicht nimmermehr entgehen und muß mitten unter denen leben, die ihr früher nur als verächtlich geschildert worden sind.

Manches hierbei mag einseitig und in Vorurteilen befangen gewesen sein, doch vieles stimmt. Wlasta findet hinreichend Gelegenheit, zu erkennen, daß man sie richtig belehrt hat. Sie wird dadurch nicht freundlicher und wohlwollender gesinnt.

Nun erst begreift sie ganz, daß die drei Schwestern auf der Mädchenburg sich höherer Abkunft rühmen. Was hier unten Menschen heißt, scheint ein anderes, viel blöderes Geschlecht zu sein, das sein kümmerliches Streben allein darauf richtet, wie es die nächste Notdurft hungernd und frierend zu stillen vermag.

Ach, keine Brücke gibt es zwischen dem Stumpfsinn der Hütten und der Mädchenburg, wo Gegenwart und Zukunft ahnungsvoll ineinanderrinnen!

Wlasta muß oft, wenn bäurisch grobes und einfältiges Wesen ihr Mißbehagen schafft, der Schwestern denken. Wie verschieden ist das Leben, das sie führen! Dem lauten Tage fremd und weltenfern entrückt, folgen sie in der stillen Nacht von der Plattform des zinnenumkränzten Turmes den Silberspuren der Gestirne. Wahrscheinlich ist davon ihr Antlitz auch im Sommer mondblaß und der Glanz ihrer Augen so überirdisch schön.

Wlasta sehnt sich jetzt nach diesem Glanz. Auf der Burg hat sie ihn als selbstverständlich hingenommen, hier unten aber, nach dem Anblick von so mancherlei Schmutzigem und Rohem, meint sie, müßte sie trotz aller Sehnsucht geblendet die Lider senken, wenn er unversehens ihre Augen träfe.

Nur geblendet? Nicht auch beschämt?

Kommt sie sich unter so viel Niedrigem nicht selber oft niedrig vor?

Am niedrigsten jedoch, wenn sie, mit sich selbst zerfallen, die Erinnerung an die Mädchenburg heraufbeschwört.

Gewissenszweifel quälen sie dann stets von neuem.

Trotzdem ihr keine Sehergabe wie den Schwestern verliehen worden ist, sie also durch ihre Abtrünnigkeit kein hochzuhaltendes Geschenk des Schicksals in den Staub geworfen hat, nagt doch an ihr der Vorwurf jede stille Stunde. Sie hat Freundschaft gelobt, aber sie ist treulos geworden, hat mit Undank denen gelohnt, die nach des Vaters Tode ihre Jugend gelenkt und vor der ärmlichen Enge der Hütten bewahrt haben.

Vater...

Verehrungswürdig ist er ihr bisher erschienen. Nun indessen, wenn die Gedanken wild und wirr durcheinandertaumeln, trübt sich selbst sein reines Bild.

Er hat ihr das Horn vermacht, hat gewußt, was es bedeutet, und es dennoch ihr gegeben – mit List – auf seinem Sterbelager noch mit List.

Erniedrigt ist sie dadurch worden.

So nennt man es auf der Burg – wenn das Blut lauter spricht als alle die harten, stolzen Lehren, mit denen man dort das Geschlecht der Männer tief verdammt.

Nun ist sie, darin von der Nächstbesten und Geringsten nicht unterschieden, auch eines Gatten Eigentum, muß seinem Willen dienen und sich fügen, wie Brauch und Sitte es verlangen.

Fremdem Willen dienen hat sie zwar bei den Schwestern gelernt. Darein könnte sie sich finden. Nur daß sie einem Mann Gehorsam leisten soll, nachdem ihr jahrelang hochmütige Mißachtung gegen sein Geschlecht anerzogen worden ist, dies stachelt sie zum Sträuben und will allmählich erst verwunden sein.

Wenn sie Samo unter dem Volke sieht und dabei steht, während alle sich vor ihm voller Ehrfurcht neigen, glättet sich allerdings die hohe Woge des Aufruhrs in ihrer Seele. Ein Mann ist also doch nicht wie der andere. Die Schwestern haben von rohen Tölpeln gespottet, von faulen Bärenhäutern, die alle sauren Mühen den Frauen überlassen. Ihnen zu verfallen, wäre wirklich Demütigung und Schmach; aber einem Manne zu gehören, der an Klugheit und Benehmen selbst die Edelsten überragt, ehrt auch die Frau. Nein – Samos Gedanken fliegen nicht niedriger als die der Schwestern. Die Notdurft des Daseins, unter deren hartem Joch sonst alle seufzen, scheint in seiner Nähe ihres Gewichtes ganz beraubt.

Ist Wlasta mit ihm allein, entschwindet die letzte trübe Wolke. Dann blüht sogar hell das Glück. Ein Sträuchlein ist es, nieder noch und schmal, weil es gar viel im Schatten stehen muß. Eine Stunde oder

zwei jedoch darf es sich im vollen Glanz der Sonne baden. Da streckt es sich und wendet die hungrigen Zweige ihr entgegen und saugt die süße Labung in sich ein.

Nur schade, daß die Stunden sparsam sind, wo der Gatte der Gattin unbeschränkt gehört.

Das Wohl des Landes fordert immer wieder bald seine Gegenwart, und selbst wenn Wlasta ihn begleiten darf, muß sie ihr Glück mit vielen teilen, die lästig ihn umdrängen. Das Sträuchlein steht dann gleich nicht mehr im vollen Sonnenschein.

Das Verweilen unter aufdringlichen Menschen kommt ihr oft ungelegen und reizt sie zu Tränen oder ohnmächtigem Zorn. Mit jedem Tage lernt sie aber hierdurch mehr begreifen, wie weit die früher von ihr so mißachtete Welt eines Mannes reichen kann.

Bisher ist Wlasta stolz darauf gewesen, durch die Schwestern über Himmel und Erde mehr erfahren zu haben als die gleichgültigen anderen. Jetzt indessen muß sie einsehen, wie gering ihr Wissen und vor allem, wie fremd die Wirklichkeit ihr ist. Die Erde scheint auf der Mädchenburg sehr zu kurz gekommen. Die Sternenträume des Himmels haben den Schwestern größere Erkenntnisse verheißen.

Bei den Geschäften und Unterhandlungen Samos hingegen spielt nur die Wirklichkeit eine Rolle. Vieles bleibt Wlasta deshalb unverständlich, aber dies schreckt sie nicht ab, mit offenem Ohr zu lauschen.

Nachher fragt sie dann den Gatten aus. Er wundert sich, wie Gegensätzliches ihre Teilnahme weckt. Gestern und Heute, Ferne und Nähe sind bunt gemischt. Sie erkundigt sich nach Burgund, nach Neustrien, nach dem fränkischen König, der die Gemüter in Unruhe zu versetzen beginnt. Damit indessen nicht genug: auch von Rom will sie hören und von den steinernen Zeugen der Kaiserherrschaft in Gallien.

Njera würde danach nie fragen. Eine Windin pflegt sich sonst um so entlegene Dinge nicht zu kümmern, sind diese doch selbst den meisten Männern fremd.

Es ist allerdings gar nicht die Vergangenheit selber, die Wlasta zum Fragen lockt. Sie möchte auf diese Weise nur ihren Gatten an früherer Größe messen. Seine Umgebung erscheint ihr für ihn zu glanzlos und klein.

Wenn sie sich so über Einst und Jetzt unterhalten, fühlt Samo Wlasta nahe, wie er es bei Njera trotz all ihrer Hingabe nie gespürt hat. Bald beginnt er sie zu vermissen, wenn sie daheim bleibt.

Unempfindlich gegen Wind und Kälte, darf sie ihn auch begleiten, so oft er das flinke Kleinwild jagt. Manchmal wetteifern sie dann im Speerwurf und Pfeilschießen. Wlasta zeigt sich noch wohlgeübt. Berechnend nutzt sie ihre Kraft. Kein Jüngling brauchte ihrer Sprünge sich zu schämen. Sie ist schön in ihrer federnden Gelenkigkeit. Samo sieht ihr gerne zu. Eine römische Diana fällt ihm dabei ein, deren steinernes Bild an einem Hause in Senticum langsam verwittert. —

Nun die Winterzeit sich mit Sturm und Tauen ihrem Ende nähert, muß der Zeitpunkt für die Wiederkehr nach Karantanien festgesetzt werden. Wlastas wegen zögert Samo ihn noch hinaus. Abhängig von dem schmaleren Raum der Täler, ist dort auch der Kreis des Lebens für einen jeden enger gezogen. Sie wird sich deshalb wohl schwer eingewöhnen, trotzdem das Neue einen jungen Menschen immer reizt und ihm über vieles forthilft.

Zaudert er aber wirklich nur um ihretwillen?

Solange die Ordnung Böhmens ihn hier festgehalten hat, ist sein Herz ungeteilt bei Wlasta gewesen. Nun jedoch, da es sich für die Reise schon heimlich zu rüsten beginnt, fühlt es voller Unruhe, daß es, so

frei es hier hat schalten dürfen, dennoch auch in Karantainen gebunden ist.

Njera . . .

Schon seit Monden steht sie für Samo weit außerhalb seiner Gedanken. Auch daß sie ihm einen zweiten Sohn geschenkt hat, ändert daran kaum etwas. Es erscheint ihm selbstverständlich, nicht anders als von einem guten Acker Ährenreife und Ernte. Ja, wie ein aus seiner innersten Kraft heraus verlässiges Feld sind solche Frauen und bringen Frucht zu ihrer Zeit. Dies weckt weder Aufregung noch Staunen. So sehr entspricht es dem Laufe still wirkender Natur.

Jetzt, wo sich seine Gedanken mit der Reise mehr beschäftigen müssen, rückt aber Njera jeden Tag wieder näher in Samos Gegenwart. Was sie nicht ist, hat er im Vergleich mit Wlasta stets klar gefühlt, doch was sie ist, hebt sich nun heller von dem matten Grunde zeitweiliger Entfremdung.

Er sieht deutlich voraus, daß die Heimkehr Schwierigkeiten im Hinterhalt verbirgt und er sich nicht so darauf freuen darf wie jemand, den zu Hause nach langer Abwesenheit die schmerzlich entbehrte eine Frau und liebe Kinder erwarten. Ungeteilt strebt ihnen das Herz aus der Fremde zu. Das seine aber muß sich erst gewöhnen. Die Fülle des Besitzes verdammt es zur Halbheit der Gefühle . . .

Als Wlasta dann auf der Heimreise neben Samo reitet, da sie in einem Wagen zu fahren abgelehnt hat, überfliegen seine Blicke oft prüfend ihre Züge. Auch sie schaut ernst aus, obwohl der Wechsel der Frühlingslandschaften gefällig die bangen Stimmungen zerstreut, die ihr das Herz beklemmen wollen.

Zwei Frauen, denkt Samo und vergleicht – muß wieder vergleichen, trotzdem er gar nicht will, weil es eigentlich ihn nur müde und freudlos macht.

Zwei Frauen, so grundverschieden, wie Frauen voneinander überhaupt sein können, und künftig nun im engen Raum vereint.

Müssen sie da nicht zusammenstoßen?

Wenn zwei Frauen sich in eines Gatten Liebe teilen sollen, gibt es Streit und Tränen.

Glücklicherweise hat Njera viel Geduld.

Heller strahlt ihr Bild. Sie ist weich und fügsam. Doch Wlasta?

Sein Blick ruht wieder prüfend auf ihr.

Der Ausdruck, mit dem sie eben den Zelter spornt, zeigt Tatkraft. Hochmütig schürzt sie den schönen Mund. Stolz aufgerichtet, läßt sie das Pferd springen. Als Herrin fühlt sie sich.

Wo aber zwei Frauen mit der geteilten Liebe ihres Gatten zufrieden sein sollen, müssen beide Dienerinnen sein...

Als Samo die Grenzen Karantaniens überschritten hat, sammelt sich überall an den Straßen das Volk. Es jubelt so laut ihm zu, als wolle es ihm vor der fremden Gattin um so stärker seine Liebe und Dankbarkeit bezeugen.

Wlasta schwellt es das Herz.

Daß sie nicht Samos einzige Frau ist, weiß sie. In solchen Stunden, deren Glanz und Rausch sie miterlebt, verliert es aber seinen Schrecken. Jugend wird sich den Platz schon schaffen, der ihr gebührt. Unten bleibt nur, wer zu schwach und faul zum Steigen ist. Dies beides jedoch sind keine Eigenschaften Wlastas.

Hold lacht der Maimond. Der Schnee der Gipfel und Kare schimmert über einer bunten Welt, darin jauchzt die Stimme der vom Gold der Dotterblumen eingefassten Quellen übermütig wie ein Siegeslied.

Samo hat einen Boten vorausgesandt, um seine Rückkunft daheim zu melden.

Njera erwartet in ihrem schönsten Gewand den Gatten neben der Eingangshalle. Kinder und Haus sind sauber herausgeputzt. Die Mägde haben treppauf treppab hetzen müssen, damit alles noch zur rechten Zeit fertig geworden ist. Nun aber steht und hängt jeder Gegenstand wieder an seinem Platz, und der Herr kann kommen.

Als der Reiterzug in den Hof sprengt, versteckt sich der kleine Mijo erschrocken hinter seiner Mutter. Das Jüngste, das von der Magd Stojna gehalten wird, fängt zu greinen an.

Kaum daß Samo seinen Rappen gezügelt hat, ist er auch schon abgesprungen und eilt auf Njera zu. Während sie sich umarmt halten, bleibt Wlasta im Sattel. Sie ist an diesem Wiedersehen nicht beteiligt. Ein rascher Blick streift Njera, dann scheint das Haus allein die Aufmerksamkeit der Reiterin in Beschlag zu nehmen.

„Willst du nicht absteigen, Herrin?“ fragt einer der böhmischen Knechte.

Sie schüttelt den Kopf und weist mit knappem Schulterruck das Anerbieten einer Hilfe zurück.

Sonst ist sie immer ohne Unterstützung vom Pferd gesprungen. Es hat ihr Spaß gemacht, so selbständig zu sein. Hier aber soll Samo sie aus dem Sattel heben. Hat sie auch früher auf diesen ritterlichen Dienst keinen oder bloß äußeren Wert gelegt, heute dünkt er ihrem Herzen unerlässlich.

Als ihr die Begrüßung zu lange dauert, kitzelt sie das Pferd ein wenig mit dem Sporn, daß es zu trippeln anfängt und verärgert ausschlägt. Was sie will, erreicht sie damit. Samo wendet sich von Njera und den Kindern weg.

Wlasta beruhigt lächelnd den Zelter. Er hat seine Pflicht getan. Unter ihren streichelnden Fingern steht

er schon wieder still und zieht nur den Atem etwas lauter durch die Nüstern.

Samo hebt Wlasta mit höfischer Selbstverständlichkeit aus dem Sattel. In diesem Augenblick begreift er durchaus, daß sie nicht selber heruntergesprungen ist oder von keinem Knecht sich hat helfen lassen wollen.

Als Samo sie auf die Füße stellt, lehnt sie sich stärker an ihn. Von diesem sicheren Halt aus betrachtet sie nun genauer die Frau mit den Kindern.

Auf Njeras Gesicht haben sich tiefe Schatten gesenkt. Der Glanz der Wiedersehensfreude ist jäh verloschen. Der Mund, noch eben wie eine rote Blüte offen, schrumpft vor Enttäuschung schmal zusammen. Die Augen, in feuchtem Glanz gebadet, stieren leer und scheinen hinter einem dünnen Schleier nichts zu sehen.

Wie angewachsen steht Njera und tut Wlasta keinen Schritt entgegen.

Seit Monaten hat sie Zeit gehabt, sich auf diese Stunde vorzubereiten. Sie hat es oft und mit Schmerzen getan, hat Vernunft und guten Willen aufgeboten, zuletzt auch ihren Stolz.

Trotz aller inneren Überredung ist es ihrem Herzen immer schlimmer erschienen, doch nicht so schlimm, wie Njera es jetzt empfindet, wo sich ihre und Wlastas Blicke zum ersten Male miteinander kreuzen. Deshalb kann sie keinen Fuß vom Boden heben, keine noch so schwache Gebärde der Begrüßung zustande bringen. Sie steht, als sei jede Faser, sogar das Blut in den Adern ihr erstarrt.

Wlasta versucht freundlich zu lächeln. Da es ihr mißglückt, bekommt ihr Gesicht wider ihren Willen einen hochmütigen Ausdruck. Er schreckt Njera und macht sie hilflos.

Samo fühlt wohl, was die beiden Frauen bewegt. Um diese Stunde hat er schon lange sich gesorgt.

Er führt mit ernstem Antlitz Wlasta zu Njera und legt ihre Hände ineinander. Diese sind gleich kalt, als sei aus ihnen das Blut entwichen. Steif und schwer ruhen sie beisammen, solange es eben sein muß; dann fliehen sie sich schleunigst und sinken schlaff hernieder, wie erschöpft nach hartem Zwang.

Der Ernst in Samos Gesicht verstärkt sich. Die Falten seiner Stirne drücken deutliches Mißfallen aus. Daß eine Frau allein nicht auf den Gatten Anspruch erheben kann, ist in allen Windenländern Gesetz. Hieran ändert auch die neue Ordnung nichts, die er geschaffen hat. In seinem Hause darf es damit nicht anders als in jeder Hütte gehalten werden.

Samos Stimme klingt herrisch, als er mahnt:

„Liebe Frauen werdet ihr beide mir sein, wenn ihr danach handelt. Feindschaft im eigenen Hause dulde ich aber nicht.“

Bisher hat Wlasta ihn in diesem nüchtern sachlichen Ton noch nie zu sich, nur zu widerspenstigen Männern sprechen hören. Sie preßt die Zähne an die Unterlippe. Wie ein scharfer Stachel bohrt es sich ihr plötzlich ins Herz. Sie möchte aufbegehren und fügt sich doch.

Nicht einmal mehr ihr Mund sieht hochmütig aus. Darum kann Njera ihr ohne Furcht ins Auge sehen.

Nun, da beider Blicke einander treffen, scheint für eine kurze Weile durch ein Wunder alle Gegnerschaft getilgt. Schmerzvoll klar und über Eifersucht unbegreiflich erhaben, fühlen sie sich nur als Leidensgefährtinnen, weil sie denselben Mann mit gleich heißem Herzen lieben und Teilen ihnen deshalb bitterer Wermut dünkt.

„Sei hier willkommen!“ ringt sich Njera endlich zögernd ab, zu sagen.

„Ich danke dir.“

Eilig wirft aber Wlasta den Kopf zurück. Hat sie sich vielleicht schon etwas durch das freundliche Wort vergeben?

„Jetzt kommt ins Haus!“ fordert Samo. „Wir stehen schon zu lange an der Tür.“

Zuvor begrüßt er indessen noch rasch Knechte und Mägde. Sie freuen sich, seinen Händedruck zu empfangen. Das windische Händeküssen hat er ihnen abgewöhnt.

Für die Bequemlichkeit der Ankömmlinge ist alles getan. Die Polster sind gerichtet, die Stühle gerückt. Am Herde wartet das Essen. Ein Wink genügt, und der Tisch wird, voll besetzt, den Hungrigen Labung bieten.

Nun erst zeigt sich auch Wilfried.

Seltsamerweise hat Samo ihn bisher gar nicht vermisst, so wenig gehört er für ihn zu dem windischen Familienkreis. Vater und Sohn sind in diesem Empfinden eins. Jetzt, wo sie Auge in Auge einander gegenüberstehen, fühlen sie durch die fremde Umgebung noch stärker die Nähe ihres Blutes und seine Abgeschlossenheit.

„Du bist groß und breit geworden“, stellt der Vater mit hörbarem Stolze fest.

„Es ist mir auch nichts abgegangen.“

Wilfrieds Worte klingen wie ein Dank an Njera.

Er lacht dabei zufrieden. Da lacht Samo auch – heute zum erstenmal, aufrichtig froh, daß er sein Gesicht nicht immer nur in ernste Falten legen muß.

Freilich, von den Frauen lacht keine mit.

Njera blickt mit regungslos blassem Gesicht auf ihren Teller. In Wlasta aber steigt eine hohe Woge der Eifersucht empor – Eifersucht jetzt nicht auf Njera, sondern auf Wilfried.

Sie spürt qualvoll deutlich, wie nahe Vater und Sohn sich sind.

So nahe möchte auch sie Samo sein, weil sie ihn liebt und weil er alle anderen überragt. Niemals

jedoch wird sie dies wohl erreichen, denn sie ist ja nur ein Weib.

Unversehens wie aus dem Hinterhalt packt sie das Heimweh nach der Mädchenburg, das sie schon bezwungen zu haben geglaubt hat.

Die Gefährtinnen handeln recht, wenn sie sich von der Welt der Männer abwenden. Die strengen Lehren der Schwestern sind kein Widersinn. Nur sie ist leichtfertig gewesen und hat im Befreiungsturm des erwachten Blutes die hohe Weisheit in den Schmutz getreten.

Törin, daß sie eines Mannes Ehefrau geworden ist! Jetzt erscheint es ihr keineswegs mehr als unabweisbare Pflicht jeder Frau.

Das Essen schmeckt ihr nicht. Sie sitzt wortkarg am Tisch, hört aber aufmerksam zu, was Njera von Kindern, Haus und Hof berichtet.

Kinder, Haus und Hof – mehr weiß sie nicht. Darin erschöpft sich der Anteil und die Sorge ihres Lebens. Nur über Nachbarn fällt noch hier und da eine Bemerkung.

Fremde Namen, die Wlasta nichts sagen!

Samo hört mit derselben Achtsamkeit wie der Rede von Männern zu. Durch mancherlei Fragen vollendet er für sich das Bild. So vernimmt er, was er wissen will, und gewinnt den Eindruck, daß Njera gut gewirtschaftet hat.

„Du bist so stumm?“ fragt er Wlasta.

Kein Tadel klingt dabei, dennoch zuckt sie zusammen.

„Es ist mir alles fremd“, erwidert sie entschuldigend.

„Du wirst dich eingewöhnen“, tröstet er. –

Es ist im allgemeinen üblich, daß für jede Frau eine Hütte neu gebaut wird. Dort kann sie schalten und walten, soweit es sich nicht um gemeinsame Arbeit, sondern nur um sie und ihre Kinder handelt. Diese Trennung fördert sehr die Eintracht. Jede hat

ihr Reich für sich. Der Mann ist darin wie ein Gast und mag die Zeit, die er zu Hause verbringt, nach Gefallen zwischen seinen Weibern teilen.

Das herzogliche Haus, mit den Bauernhütten nicht vergleichbar, bietet aber Räume genug, daß in ihm selber zwei Frauen gesondert voneinander leben können. Njera hat geschickt alle nötigen Anordnungen getroffen, und Samo lobt sie dafür. Da strahlen ihre lange verschleierten Augen wieder in schönem Glanz. Hierbei findet er sie jung wie am ersten Tage, als sie den Blick zu ihm vom Spinnrad hob. Er begreift jetzt kaum, daß sie ihm beim Abschied leise welkend hat erscheinen können.

Njera spürt, daß sie dem Gatten gefällt.

Wird er diese erste Nacht sie trotzdem allein lassen?

Ihr Herz spannt sich zum Zerreißen.

Nachher wirbelt es ein wilder Jubel durcheinander, denn er läßt sie nicht allein.

Nun ist plötzlich das Schlimme dieses Tages ganz vergessen. Ihr Glück kennt überschäumend keine Grenzen, als sei sie noch immer seine einzige Frau. Sie hüllt weich in Zärtlichkeit ihn ein und empfängt seine Liebe mit der Hingabe einer Braut...

Wlasta dagegen liegt diese Nacht wie eine Gefangene auf ihrem Lager.

Sie krampft die Fäuste. Sie zerknüllt die Kissen vor Enttäuschung und Zorn. Gut, daß die Bettziechen aus so festem Leinen sind! Sie wirft die Polster umher und beißt sich auf die Lippen, daß Blutstropfen quellen.

Die erste Nacht im Hause des Gatten und allein!

Mit keinem Gedanken hat sie dies für möglich gehalten.

Im trüben Wolkenwallen ihrer Wut flimmert wohl manchmal ein Sternenblinken der Vernunft. Es ist ja nichts Außerordentliches, was ihr geschieht. Am Heimkehrtag hat die erste Frau das Vorrecht – so

will es die Sitte. Und trotzdem! Wenn es auch Sitte ist, es quält wie Folter. Erniedrigung, die zweite zu sein! Aus Liebe wird Dienst und Sklaverei.

Wenn man jung, leidenschaftlich und von seinem Werte überzeugt wie Wlasta ist, gibt es für Liebe keine Teilbarkeit.

Die Demut der windischen Weiber hat man den wehrhaften Jungfrauen auf der Mädchenburg nicht als Vorbild hingestellt, im Gegenteil, man hat sie mit hochfahrendem Wort verhöhnt. Deshalb leidet Wlasta diese Nacht schwerer als andere, die ohne Umweg von Familie zu Familie übergehen und nur so viel sein wollen wie in ihrem eng gezogenen Kreise sie sein können.

Tausenden von Frauen im weiten Windenlande geht es nicht besser, sondern schlechter. Ehe Wlasta einem Mann gehört hat, ist sie bevorzugt gewesen, auf jene herabzublicken. Nun lernt sie voller Pein und Bitterkeit, daß sie doch eine von ihnen geworden ist – nur eine von ihnen, dulgend wie alle – eine unter vielen.

Ein Wort steigt aus vergessener Tiefe und klingt unheimlich laut, als spreche es jemand neben ihr. Sie selbst aber hat es gesprochen – zu Samo – damals im Tann.

„... durch Schicksalsmacht gebunden...“

Heute läßt dieses Wort sie nimmer los. Drohend zerbricht es allen Widerstand. Endgültig scheidet es eine Unfreigewordene von dem freieren Einst.

Schicksalsmacht...

Sie legt sich gleich der mondlosen Finsternis draußen groß und dunkel Wlasta aufs Herz und bändigt es, daß es nicht mehr aufbäumt und sich unter so schwerem Druck begnügen lernt.

Mit Sträuben vollzieht es sich – nur allmählich Seufzer um Seufzer – doch die Nacht ist lang.

Ach, wie lang!

Wlasta wird von dieser Nacht einen scharfen Zug um den Mund behalten. Der kühn geschwungene Bogen des Hochmuts ist zerbrochen und hängt nieder. Sie kann auch den Nacken nicht mehr so stolz zurückwerfen wie vordem. —

Blaß, mit tiefen Schatten im Gesicht, erwacht sie nach einem todähnlichen, traumlosen Schlaf erst spät. Njera aber blühen schon früh am Morgen alle lichten Farben des Glückes auf den pfirsichweichen Wangen.

Da Samo fast ein Jahr von Karantanien fern gewesen ist, hat er sich diesen Sommer um vieles zu kümmern.

Seine Hauptsorge gilt der Grenze. Er führt Scharen von Knechten und arbeitswilligen Freien herbei, damit die Verteidigungsanlagen raschestens wieder hergestellt werden, wo sie durch die Unbilden des Winters zerstört worden sind.

Bisher verhalten sich zwar die Awaren ruhig, aber wer weiß, ob sie nach ihrer Niederlage vor Byzanz nun nicht anderswo Siegeslorbeeren pflücken wollen, um sich dadurch für vernichtete Hoffnungen zu entschädigen. Ihre Nachbarschaft lastet noch immer wie ein nie weichender Alpdruck auf Karantanien.

Samo wacht streng darüber, daß der Gürtel Ödlandes an der Grenze unbesiedelt und deshalb von der Höhe der Wälle leicht einzusehen bleibt. Diese werden an vorgeschobenen Stellen durch Felstrümmer befestigt.

Man muß zahlreiche Karren Erde herbeischaffen, manchen Busch pflanzen, um die noch lockeren Hecken zu verstärken. Die Natur wuchert in diesem Berglande von selber nicht so üppig, daß sie binnen kurzem undurchdringliches Gestrüpp bildet. Da braucht es vorerst steter Nachhilfe.

Wohl gibt es Träge, die murren, doch der Herzog geht überall mit tätigem Beispiel voran. Auch sein Sohn schont die jungen Kräfte nicht. Da schämen sich die Faulen, obwohl sie lieber längelang auf der Weide liegen und gleich dem Vieh wiederkäuen möchten, nur nicht Gras, sondern ihre eigenen unnützen Gedanken. Selbst jene werden mitgerissen, die jeden Handstreich erst dreimal überlegen, ehe sie ihn tun, dann vor Bewunderung, daß sie so geschickt sind, abermals müßig stehen und sich nur im Zeitvergeuden groß erweisen.

Nicht die Sicherung der Grenze allein gibt indessen Samo zu schaffen. Mancherlei Streitigkeit hat inzwischen keinen Richter gefunden.

Nun die windischen Völker nach den Jahren unruhiger Wanderung sich für längere Dauer einzurichten beginnen, gilt es nicht nur, den Grund und Boden der Sippen abzugrenzen. Auch die Familiengemeinschaften wollen wissen, was ihnen gehört und worüber sie unter sich verfügen können. Hier und da möchten sogar schon Einzelgänger, arbeitsamer, doch raffsüchtiger als die Mehrzahl, für sich allein ein Stück Land besitzen. Sie haben es in harter Arbeit ohne Unterstützung ihrer Familie der wilden Natur abgerungen und beanspruchen es deshalb als persönliches Eigentum.

Steht Samo solchen Fragen gegenüber, gerät er oft in scharfen Zwiespalt mit sich selbst. Der Franke in ihm achtet den Mann hoch, der sich aus der Masse emporheben und auf eigenem Grund sein Leben bauen will – wie ein Germane. Der Herzog des windischen Karantaniens freilich darf das abseitige Streben einzelner nicht unterstützen. Die Geschlossenheit des Volkes könnte sonst Schaden leiden.

Der Herzog hat vor allem auf das Wohl der Gesamtheit und dann erst auf den einzelnen zu achten. Die Gesamtheit aber fühlt sich in der Familiengemein-

schaft unter Führung des Ältesten als Verwalter ihres Besitzes am sichersten geborgen. Sie spürt keine Sehnsucht nach persönlichem Gut.

Die Winden wollen wie Herdentiere dicht beieinander hocken und sich warmhalten vor der rauhen Zeit. Schutzbedürfnis eines nicht neuerungssüchtigen, im Geiste schwach bewegten und darum ruheliebenden Volkes ist es. Nimmt man ihm diese körperhafte Geschlossenheit, das erkennt Samo klar, so raubt man ihm den besten Teil seiner Kraft. Daß er dies auch als Richter stets in die Waagschale wirft, gibt seinen Entscheidungen das rechte Gewicht.

Vielleicht aus Widerspruch gegen den angekränkelten Westen liebt er diese bedürfnislosen, gesunden Seelen, die der Hunger nach Gold und Schätzen noch nicht plagt, höchst selten einmal streift. Die Qual eigensüchtiger Wünsche bleibt den meisten von ihnen erspart. Was alle haben, betrachtet auch der einzelne als Glück. Die anders fühlen, sind Eigenbrötler und müssen sich am Rande der Gemeinschaft halten, sonst werden sie verspottet und mißtrauisch umgangen.

Obwohl Samo nicht hier geboren ist und deshalb das junge Barbarentum der Winden nur für einen Anfang hält, kommt es ihm doch nie in den Sinn, auf diesen slawischen Stamm ein fränkisches Reis zu pflanzen. Mögen sie glücklich sein und sich entwickeln auf ihre eigene Art!

Er zählt nicht zu den falschen Eiferern, die wähen, nur was ihnen ihre Mutter an der Wiege vorgesungen und was später ihr Vater sie gelehrt hat, sei aller Menschen Seligkeit und Fortschritt. Als Kaufmann weit herumgekommen, ist er mit den verschiedensten Stämmen bekanntgeworden. Dabei hat er am meisten die Sitten achten gelernt, die der Wurzel entstammen. Aus diesem Grunde hütet er sich wohl, etwa durch Zwang in Karantanien Bräuche der Fran-

ken einzuführen. Sie passen nicht hierher und wären nur ein äffisch nachgeahmtes Spiel.

Daß er seine Bauern und Hirten so einsichtig begreift, danken sie ihm durch ihre Liebe. Sie könnten diese für keinen eingeborenen Herzog treuer und ehrlicher empfinden . . .

Bis zum Ende des Sommers hat Samo das ganze Land durchzogen und geordnet. Dennoch spürt er keine Müdigkeit.

Er plant, an einem der letzten Tage des Ernting schon wieder nach Böhmen aufzubrechen. Die übernommene Pflicht läßt ihn nicht ruhen. So viel er auch dort schon getan hat, um mehr noch muß er sich kümmern, wenn aus vier Stämmen ein Volk entstehen soll.

Njera senkt betrübt das Haupt, als sie erfährt, daß Samo sie so bald verlassen will. Sie hat gehofft, er werde wenigstens den Winter über in Karantanien bleiben.

Wlasta aber jubelt, sie darf ihn nach Böhmen begleiten. Nun gehört der Herzog ihr wieder ganz — mindestens, wenn es sein Amt gestattet. Mit diesem aber teilt sie ihn lieber als mit einer Frau.

Von der Stunde an, wo sie in Reisetracht sich kleidet, scheint sie jäh verwandelt. Innerhalb der vier Wände ist sie während der letzten Monate lässig und faul gewesen. Dieses Haus hat ihre sprühende Kraft unbegreifbar gelähmt. Die behenden Glieder haben sie scheinbar kaum noch zu tragen vermocht. Ein Schleier hat die klaren Sterne ihrer Augen überzogen, nun blicken sie von neuem hell und unverhüllt. Vor Freude, daß sie hier fortkommt, blüht ihr Mund in Jugendfrische auf, da muß die Rune der Enttäuschung schwinden. Wie zu Anfang wölbt sich siegesfroh der stolze rote Bogen.

Samo küßt noch den Jüngsten und den kleinen Mijo, während Wlasta ungeduldig schon im Sattel

sitzt. Dann liegt Njera dem Gatten im Arm und schluchzt und stammelt – zärtlich sorgende Liebesworte, die ihn gleich einem Bergwasserfall mit der Reinheit eines treuen Herzens überschütten.

Wlasta wendet den Blick ab, als müsse sie sich schämen, Zeugin solchen Abschiedes zu sein.

Eine Mutter und ihre Kinder . . .

Früher auf der Mädchenburg hat Wlasta davor gebangt, Mutter zu werden. Die wehrhafte Jungfrau hat es als Beeinträchtigung ihrer Gewandtheit und Anmut gefürchtet. Jetzt meint sie fast, zu heftig gefürchtet. Vielleicht rührt sich deshalb noch kein Leben in ihrem Schoß.

Sie ist froh, als Samo endlich sein Roß besteigt. Nur flüchtig winkt sie Njera zu, die es kaum erwidert.

Wlastas letzte Blicke streifen noch die Kinder.

Darum übt die andere eine solche Macht.

Darum hat sie selbst sich im Hause des Gatten klein und fremd gefühlt, hat das Heimweh sie so manchen stillen Tag und viele Stunden einsamer Nächte verfolgt.

Anders mißt hier das Leben als auf der Mädchenburg.

Wlasta bildet sich ein, daß der und jener sie schon prüfend oder gar geringschätzig betrachtet.

Ist ihre Schönheit denn mit einem Fluch geschlagen?

Wenn es so wäre, mögen dann die Sujenice geben, daß in Böhmen dieser Fluch zerbricht! –

Je mehr sie sich der Heimat nähert, desto heiterer und blühender sieht sie aus.

Sie singt.

In Karantanien hat sie kein einziges Mal gesungen. Samo hört es verwundert und begreift.

Wie Männer das Glück des Eigentums erringen wollen, gibt es auch windische Frauen, die dem Brauch entgegen einen Mann für sich allein begehren. Der Franke Samo fühlt es verstehend mit. Der Herzog

zweier Länder, die ihm durch seine Frauen sinnbildlich anvermählt worden sind, darf es aber nicht gut heißen. Keine hintenanzusetzen, ist seine Pflicht. Keine zu bevorzugen, verlangt die Sitte, die er schützen soll.

Er unterwirft sich damit fremdem Zwang. Ein Mensch nordischen Wesens muß erst lernen, sein Herz geteilt zu verschenken. Noch zittert Njeras Nähe in Samos Blut.

Wlasta spürt es, doch sie will nicht eifersüchtig werden. Sie weiß, mit jeder Tagereise weiter von Karantanien fort wird ihr der Gatte mehr gehören.

Sie handelt klug, daß sie sich so im Zügel hält. Nicht besser könnte sie Samo gewinnen. Als sie nach Böhmen kommen, hat sie schon den Teil seines Herzens, der ihr gehört, wieder in sicherem Besitz.

Sie meint, daß es das ganze Herz sei. Samo läßt sie ritterlich bei diesem Glauben, weil er ihre Freude nicht stören will.

Strahlt Wlastas frisch erblühte Jugend an seiner Seite, erglänzt im Widerleuchten auch sein dunkelschweres Blut. Sie aber fühlt sich jede Woche tiefer von ihm durchdrungen. Ungeteilt gehört sie dem Gatten und seiner Kraft...

Der Winter hüllt die schmutzigen Dörfer schon eine Weile in sein reines, weißes Kleid. Da spürt Wlasta endlich sich gesegnet. Wie ein Gnadenzeichen der Heimat nimmt sie es. Deshalb ist ihr erster Gedanke, daß sie Böhmen nicht verlassen will, bevor das Kind geboren sein wird. Hier soll es die ersten Atemzüge tun. Die grünen Waldberge werden als starke Wächter unzertrennlich um seine Wiege stehen und keine Lawinendonner es zu früh erschrecken.

Das neue Glück, das sie nach heimlich hängem Harren nun empfindet, leuchtet ihr hell aus den Augen. Wenn sie spricht, klingt es trotz Schnee und Kälte wie ein Lied vom Lenz. Der Glanz, der in ihr

wohnt, besiegt das Winterdunkel. Es zerrinnt vor ihm zum milden Dämmern der Erwartung.

Golden auf den Wiesen, weiß an Baum und Strauch blüht der Maimond.

Unter einer breitästigen, uralten Buche hält Samo Gericht. Grausilbern schimmert der hohe Pfeiler des starken Stammes, und das junge, wachszarte Laub läßt noch freigebig das Sonnenlicht hindurch.

Die Gerichtsfälle sind heute nebensächlich und wecken weder beim Herzog noch bei der Menge Anteilnahme. Beide sind auf ein bedeutsameres Ereignis gespannt.

Hornrufe leiten es ein.

Gesandte der Morawer, Nachbarn der Böhmen, treten in den Ring.

Zwei würdige Greise sind es. Das feine Otter- und Marderpelzwerk der Gewänder bezeugt ihre Vornehmheit, doch wollen sie damit nicht prunken, sondern nur dem Herzog eine Ehre erweisen.

Sie beugen etwas mühsam die steifen Knie vor ihm, und der ältere von ihnen spricht:

„Herzog der Böhmen und Karantaner! Im Namen unseres Volkes treten wir bittend vor dich hin. Der Unfrieden an unserer Süd- und Ostgrenze nimmt kein Ende. Der Chagan Bojan will nicht gelten lassen, daß die Klugheit unserer Väter Mähren in einem günstigen Augenblick kampflos aus der Knechtschaft befreit hat. Wären die Awaren nicht mit Byzanz zu sehr beschäftigt gewesen, hätten sie uns schon lange den Krieg ins Land getragen. Sie hinauszuerwerfen, könnte uns nie gelingen. Sie würden uns verderben und zertreten. Ein kleines Volk ist machtlos gegen solch ein großes Reich. An Böhmen indessen wagen die Tatarenhunde nicht zu rühren, seitdem du es mit bewaffneter Hand vor ihnen schirmst. Weil du die

Völker einst, verleihst du ihnen Kraft, daß sie den Eroberungsgelüsten ihrer Feinde widerstehen. Darum sei hinfort auch unser Führer und Herzog von Mähren zum Heil der Bedrückten und zum Leide der Awaren!“

Samo hat die Rede der Morawer sitzend mit ernster Miene angehört. Ehre winkt, aber auch größerer Verantwortung muß er sich gewachsen fühlen.

Er steht auf und blickt in den hohen Buchenwipfel hinein. Verwandt kommt er sich ihm vor. Sie beide schirmen, und die Menschen flüchten schutzbedürftig unter ihre Obhut, wenn Wetter nahen. Dann sieht er den Morawern ins Antlitz, und das ruhige blaue Feuer seiner Augen gibt ihnen Zuversicht, noch ehe er gesprochen hat.

„Nur Toren wähen, der Friede werde einem Volk geschenkt. Von einer so rauhen Zeit wie der unseren, die ungern Milde übt, muß es ihn immer neu ertragen.“

Seine Worte fallen hart und kantig, ohne Poltern, in die lautlose Stille hinein, jeder Satz Befehl und Ziel.

„Es ist daher weise, sich mit Freunden zu verbinden und gemeinsam das Los des Glückes wie der Not zu tragen. Morawer, wenn ihr das ernstlich wollt“, die Ältesten beteuern es durch lebhaftes Kopfnicken, „wenn ihr euch rüsten werdet, nicht nur die eigene Freiheit, sondern auch die eurer Freunde zu verteidigen“, die Ältesten nicken wieder, „dann heiße ich euch willkommen in unserem Bund. Nicht um die Nachbarn an Besitz zu schädigen, haben Karantanien und Böhmen sich geeint. Nur aus Widerstand ist dieser Bund geboren. Nun er sich heute durch ein zu Kampf und Sieg entschlossenes Volk vergrößert, mag es den Ruhestörern im Osten eine Warnung sein. Wie ihnen aber auch jedem anderen, der seine Gier nach fremdem Eigentum nicht zähmen kann.“

Die Worte Samos grollen von einem dunklen Drohen. Er spricht sie an den Gesandten vorbei, scheinbar zufällig, da er deswegen das Haupt um keinen Fingerbreit biegen muß, ins Leere – gen Westen.

Er läßt ein paar Atemzüge verstreichen, hierauf wendet er sich ausschließlich den Greisen zu.

„Ihr wünscht, daß ich fortan auch Herzog eures Landes Mähren sei. Ich will es, wenn ihr im Herzog die einigende Gewalt der drei Länder anerkennt. Jeder von euch Ältesten mag weiter handeln, wie es dem Wohle seiner Sippe frommt. Gilt es jedoch die Entscheidung, ob Frieden oder Krieg, geht es um den gemeinsamen Bestand des Bundes, dann darf es kein Abseitsbleiben, keine Einzelwünsche mehr geben, dann stehen fürder die Völker Karantaniens, Böhmens und Mährens zu einem einzigen geballt. Erklärt ihr euch damit einverstanden hier öffentlich und an dem hellen Licht der Sonne?“

„Ja“, bestätigen die Gesandten mit erhobener Stimme, daß es wie ein Schwur klingt, „wir erklären es vor allem Volk und an dem Licht der Sonne, das keine Falschheit duldet.“

„Nun gut! So sind Karantanien, Böhmen und Mähren in Kampf und Gefahr nun eins.“

Er reicht ihnen die Hand. Sie aber pressen sie an sich und küssen sie ehrfurchtsvoll. Da bricht das Volk in Jubelrufe aus. Wie plötzlich von einem Rausch gepackt, winkt es und schreit.

„Heil dem Herzog, Heil!“

Das Jauchzen will gar kein Ende nehmen. Es steigt und ebbt und schwillt hiernach nur noch mehr bis zu einem Brausen.

„Heil dem Herzog, Heil!“

Die Luft über dem weiten Platz scheint in kreiselnde Bewegung geraten und ein einziger lauter Ruf zu sein.

Samo ist es, als ob er in diesem Augenblick mit dem hohen Wipfel der Buche in den Himmel wachse. Sofort jedoch ruft er sich selbst zurück.

Nur streng die ungestüme Flut des Herzens dämmen! Nicht sich überheben! Eitelkeit schadet einem großen Werk und trübt die Klarheit des Blickes. Ihn aber muß er künftig desto unbeirrbarer offen halten. Wer hoch steht, wird von der Verblendung tiefer gestürzt als der Niedere und reißt den mit sich, der ihm gläubig folgt.

Schon hat sich Samo wieder nüchtern in Gewalt.

Hornstöße rufen das Volk zur Ruhe. Es dauert einige Zeit, bis sich die hohen Wogen der Begeisterung legen und Schweigen herrscht.

Der Gerichtstag geht weiter.

Boten vom böhmischen Gau Belina, Sippenälteste, haben ein Anliegen. Sie dürfen es nun vorbringen.

„Da unser Gau dem Lande der Thüringer benachbart ist“, melden sie, „hat noch niemals Waffengewalt unsere Grenze verletzt. Über anderes jedoch haben wir zu klagen und unterbreiten es deiner Weisheit, Herzog, daß du es ändern mögest. Kaufleute drängen mehr zu uns herein als vorteilhaft erscheint. Wenn sie nützliche Geräte bringen, werden sie auch bei uns willkommen sein. Sie schwatzen aber dem Volk, besonders den Weibern, allzu viel überflüssigen Tand auf, auch Wein und Leckerbissen, die den Geschmack einfacher Menschen nur verderben. Ehedem hat man von solcher falschen, mit blinkendem Geschmeide behängten Eitelkeit und von dem heimlichen Prassen nichts gewußt. Keiner wollte den anderen überglänzen, keiner den Gaumen mit fremden Speisen kitzeln, keiner in weiches Gewand sich kleiden. Was Acker, Weide und Wald bieten, war unseren Vätern gut genug und dünkte ihnen hinreichend für ihr Leben. Mit Sorge sehen die Sippenältesten des Gaus Belina diesem Treiben zu und bitten dich

14*

daher, Herzog, verbiete den Kaufleuten, Waren einzuführen, die dem Volke und der Reinheit seiner Sitten schaden.“

Samos blicke ruhen auf dem Griff des Schwertes, das ihm an der Seite hängt. Noch weiß er es, als sei es gestern gewesen, wann und wo er ihn erworben hat. In der Werkstätte des Meisters Eligius ist ihm dieser Schwertgriff wegen seiner kunstvollen Arbeit in der Faust geblieben. Die sturen Alten da werden wohl meinen, daß es für eine Waffe nicht wie für ein Weib Schönheit braucht. Wenn sie sich gut handhaben läßt und scharf schneidet, erfüllt sie ihren Zweck.

Den Zweck, ja, das mag stimmen. Erhebt man indessen ihn zum einzigen Herrn der Welt, so schrumpft das saftig schöne Fleisch der Frucht zusammen, und am Ende bleibt nichts als ein harter Samenkern, der nur gewisse Vögel mit hartem Schnabel noch erfreut.

Samos Blick richtet sich über die Köpfe der Menge fort ins Weite. Paris — es scheint ihm von hier unausdenkbar fern. Eligius — durch den Schwertgriff fühlt er sich dem Meister nahe, dem Künstler, der den Zweck durch Schönheit adelt. Er mißt die Umstehenden an ihm. Wie grob und tölpelhaft erscheinen sie bei solchem Vergleich!

Dann aber treibt Samo die Erinnerungen barsch zurück. Hier ist nicht Paris, nicht Neustrien, ist eine andere Welt, die ihren eigenen inneren Gesetzen folgen muß. Was man im Westen als grob und tölpelhaft, als rückständig verwerfen müßte, bedeutet hier noch ursprünglich schlichte Kraft.

Es fällt Samo trotzdem schwer, den Kaufmann in sich zu bezwingen. Warum denn einen Menschen hindern, daß er kauft, was ihm lockend dünkt? Warum ihn auf der Stufe alter Barbarei festhalten, wenn die Begierde nach dem Höheren sich reckt?

Ach, nicht die Begierde nach dem Höheren, nur nach dem Glatten, Gefälligen, Weichen. Dies vor allem verführt und macht die Herzen untüchtig für das rauhere Leben, an das sie bis zu ihrem Tod gebunden bleiben. Die weiche Schönheit einer milderen Welt verliert hier ihren Sinn. Wer diesen Menschen weiterhelfen will, muß beim Alltäglichen beginnen, beim Werkzeug, das der Erde reichere Ernten abringt, beim Bau der Hütten, beim Spinnen und Weben, bei den Waffenschmieden – verwirrend viel gibt es zu bessern.

Da Samo lange schweigt, suchen die Gesandten in seinem Antlitz schon voll Sorge ein Zeichen des Unwillens. Sie atmen auf, als er zu sprechen beginnt, ernst, doch ruhig wie stets, nur etwas langsamer, anfangs sogar tastend, weil er vor solchen Hörern Verwickeltem eine möglichst einfache Form geben muß.

„Wollte ich den Kaufleuten den Zutritt nach Böhmen ganz verwehren“, die Gesandten schütteln die Köpfe, das haben sie nicht verlangt, „nein, nein, ich weiß, daß ihr daran nicht denkt, es wäre auch keineswegs zu des Landes Wohl. Gar manches stammt aus der Fremde und ist trotzdem nützlich. Wir stehen hier erst nah dem Anfang, das beachtet wohl! Noch habt ihr überflüssig Raum. Ihr werdet bisher satt, obzwar jede Sippe dem Boden wenig abgewinnt. Eure Geschlechter mehren sich aber von Jahr zu Jahr und wollen essen. Ihr seht, die Zeit friedlicher Wanderungen ist vorüber und kein Land mehr ohne Herrn. In dem errungenen Raum – ob mehr oder minder fruchtbar, bleibt sich gleich – muß jeder nun sein Leben einrichten; und wie er dies fertigbringt, wird das Glück oder Unglück der Späteren bedeuten. Daß ihr lernt, genug zu erwerben, selbst nachdem eure Geschlechter sich verdoppelt und verdreifacht haben, soll euch der Kaufmann dienen. Er kann euch ein guter Mittler sein, vollkommeneres Gerät allmäh-

lich aus eigener Kraft zu schaffen, doch müßt ihr ihn zu eurem Vorteil klug beeinflussen. Nehmt ihr nur das Nützliche von ihm, wird er euch wegen dem, was ihr als schadenbringend ablehnt, nicht mehr lästig fallen. Er will verdienen und plagt sich auf den langen Reisewegen nicht mit Lasten, die er unverkauft wieder heimfahren muß. Ob ihr günstig handeln wollt, hängt von euch selber ab, denn niemand kann euch zwingen, zu nehmen, was ihr nicht haben wollt.“

Der Kaufmann Samo hat gesprochen, und eben deshalb geht seine Rede den Ältesten von Belina nicht völlig ein. Über ihre Ringwälle und niederen Hütten wölbt sich plötzlich groß ein neuer Horizont bis in eine Ferne, die ihr Blick noch nicht erfassen kann. Sie sind von Osten gekommen; was gen Westen liegt, scheint ihnen voller Drohung und Gefahr. Ihre Erde ist jung, ihr Volk ein Baum im ersten Frühlingslaub. Die Kraft des Bodens dünkt ihnen unerschöpflich. Was braucht man da die Fremden als Helfer! Nur Weiber kriegen nie genug und wollen ständig Abwechslung.

Die Boten von Belina scheiden mißvergnügt. So endet auch für Samo dieser Tag minder wolkenlos als er begonnen hat und nötigt ihn in stiller Nachtstunde zu ernstem Grübeln.

Hat er wirklich nur für den Handel der Kaufleute, nicht auch zugleich für sich selbst gesprochen?

Wenn alles ginge, wie es die engen Stirnen wollen, wäre er allenfalls ein Bauernherzog, der jedes Jahr den Blick für die Weite der Welt mehr verlöre, doch kein Herzog von Karantainen, Böhmen und Mähren.

„Herzog von Karantainen, Böhmen und Mähren...“

Er spricht es vor sich hin, gewichtig Wort für Wort, und es klingt groß.

Nein – es ist in Wahrheit groß – ein Bund von Völkern, geeint durch Art und Blut, wie ein Igel ge-

ballt zur Abwehr, aber bereit, in Frieden den Boden zu bebauen, wenn kein Störenfried die Grenzen verletzt.

Samo darf sich mit berechtigtem Stolz gestehen, daß schon viel erreicht ist.

Grenzen, vorher schwankend und unsicher, sind unter seiner Herrschaft fest geworden.

Völker, wenige Jahrzehnte früher noch Wanderer auf dieser Erde, aus ihrem Heimatboden losgerissen durch den Drang gärender Zeit, beginnen seßhaft wieder Wurzel zu schlagen.

Es ist das Werk des Schicksals, doch des Schicksals Arm ist er.

Wäre er selber nur einer von diesen hier, dann hätte er auch wahrscheinlich ihre enge Stirn, den Blick nieder dem Boden zugewendet, die Augen trüb durch den Qualm und das Dämmerlicht der Hütten. Solche jungen Völker, die noch wie Kinder sind, brauchen einen Führer aus dem Westen, daß er die Heimat ihnen einrichtet und sichert; deshalb gibt das Schicksal sie unter seine Herrschaft.

Niemals hat sich Samo so stark als Franke empfunden wie jetzt. Sein Herz ist von allem Windischen noch immer unberührt. Er sorgt nun für die Unmündigen; und weil er sich dabei von keinem Eigennutz leiten läßt, wächst er durch ihr Vertrauen, ihre Liebe hoch empor.

Er bleibt auch fürder, was er von je gewesen ist – ein Kaufmann; nur handelt er nicht mehr mit dem Einzelgut des Werktags, das sich rasch verbraucht und abnutzt, sondern mit größeren Werten. Dazu ist er ein Mittler zwischen West und Ost geworden – ein Richter, weil er die Ziele der Menschenherzen wägend mißt – ein Herzog, der zusammenfassend in rechter Stunde ordnet, was sich ordnen will, aber noch auf Schwierigkeiten stößt.

Er sieht seinen Weg klar vor sich.

Tief im Herzen leuchtet ihm die Gewißheit, daß es kein Irrweg ist. Der Faden seines Schicksals läuft glatt, ohne Knoten. Die Wurt will ihm wohl. Seine Erfolge bezeugen es.

Noch droht ihm kein Niedergang. Sein Weg steigt weiter, und das Ende ist bisher nicht zu sehen.

Ein Rausch packt jetzt auch Samo, den sonst so nüchtern Klaren.

Gipfelerhaben sieht er eine Krone blinken – als letztes Ziel.

Er bezwingt den Rausch und kehrt schon wieder in die Wirklichkeit zurück.

Wer die Verantwortung für Tausende trägt, der muß sich doppelt hüten, selbst im geheimsten eitlen Träumen nachzujagen. Böse Geister hauchen sie ihm ein und wollen so sein Werk listig verderben. Wenn man nicht mit festen Füßen auf der Erde bleibt, beraubt man sich selber ihrer starken Kraft.

Die Krone ist noch fern. Samo sieht Dinge niemals leichter oder näher, nur weil er es wünscht. Daß er bis dahin einen langen Weg vor sich hat, beunruhigt ihn nicht. Neue Aufgaben, wachsende Arbeit werden die Zeit verkürzen.

Alles, was groß werden soll, braucht vor der Hast der falschen Ungeduld bewahrte Reife.

Während Samo länger als erwartet in Mähren bleibt, genest Wlasta eines Kindes – eines Mädchens. Die Enttäuschung darüber drückt sie völlig nieder.

Gut, daß Samo nicht da ist! Sie schämt sich vor ihm. Im nächsten Augenblick aber beklagt sie seine Abwesenheit, da sie nach ihm wie nach Luft und Brot verlangt.

Ihm wird es vielleicht sogar gleich sein, daß sie nur eine Tochter geboren hat. Er besitzt ja schon Söhne.

Wieder schießt die Flamme der Eifersucht steil in ihr empor. Njera besitzt Söhne. O, wie wird sie sich freuen, daß Wlasta Unglück gehabt hat!

Unglück – dies ist übertrieben. Die Eifersucht steigert alles ins Maßlose. Ein beim ersten Mal nicht erfüllter Wunsch rechtfertigt noch keinen solchen Trübsinn.

Aller Enttäuschung ungeachtet, liebt Wlasta die kleine Jarmila. Besonders aber aus Trotz gegen das Schicksal hüllt sie das Kind in Zärtlichkeiten ein, als müsse sie ihm jetzt schon einen Ausgleich schaffen für all das, was später das Leben weiberfeindlich ihm versagen wird...

Endlich kann Samo Mähren verlassen und wieder nach Böhmen kommen. Neu und stärker von Scham befallen, steht Wlasta mit niedergeschlagenen Augen neben ihm, während er das Kind betrachtet. Da er es herzt, hebt sie vorsichtig den Blick. In seinem Antlitz, das die schwere Arbeit der letzten Monate gefurcht hat, entdeckt sie jedoch keine Spur von Unmut.

„Einmal ein Mädchen“, sagt er befriedigt.

Verwundern ergreift so ungestüm Wlasta, daß die Tränen stocken, die eben haben ausbrechen wollen.

„Der Herzog von Böhmen braucht aber Söhne.“

In ihrer Stimme klingt aufrichtiges Bedauern. Die Enttäuschung muß sich Luft machen.

„Ich zweifle nicht, daß du sie mir noch schenken wirst“, tröstet Samo lächelnd.

Das hat sie hören wollen. Deshalb lächelt sie auch, obwohl nicht so frei von Bitternis wie er.

Er sieht es und mahnt, um eine falsche Hoffnung früh zu stutzen, ehe sie ins Kraut schießt:

„Vergiß nicht, Herzog von Böhmen ist ein Amt, keine vererbte Krone. Man wird nur den erwählen, der dafür befähigt ist, und soll es auch.“

„Selbstverständlich ist ein Sohn von dir dafür befähigt.“

„Und von dir.“

Sie forscht in seinem Gesicht. Nein — es ist nicht nur eine Schmeichelei gewesen. Sie errötet vor auffallendem Stolz. Er meint es wirklich ernst. Sie sieht es an dem Lächeln seines Mundes; dieses ist ohne Spott.

Aus ihren bisher verhangenen Augen beginnt ein Leuchten zu strahlen. Er liebt sie. Ein Mann wie er kann nur lieben, wo er anerkennt. Sie spürt, daß sie ihm nahe ist. Also liebt er sie mehr als die andere.

Verwirrt von einem Wirbel der Gefühle, in dem Leidenschaft, Eifersucht und Stolz wild durcheinandertaumeln, senkt sie den Nacken.

Das Kind will weinen. Sie streichelt es, froh, daß sie sich beschäftigen kann. Leise summt sie dazu ein Wiegenlied.

Samo streift ihr sacht über das Haar. Die Sonne zaubert aus dem Braun ein rötlich goldenes Schimmern. Er mag den Blick gar nicht davon abwenden.

So still bei solchem Anschauen zu verharren, ist gut. Inmitten der Rastlosigkeit vieler Tage bietet es erquickend einen Ruhepunkt. Samo fühlt Sonnenglanz auf dieser Stunde liegen und trinkt ihn mit allen Sinnen in sich ein, als sei er sonst immer blind daran vorbeigegangen. —

Ruhigere Wochen folgen, und sie sind schön. Die Arbeit läuft jetzt an vielen Stellen schon von selbst. Samo braucht deshalb nicht mehr so häufig fortzureiten.

Wlasta genießt das Glück des Beisammenseins in tiefen Zügen. Seit sie wieder in Böhmen ist, quält sie keine Sehnsucht nach der Mädchenburg. Fern entückt, irgendwo im Wesenlosen scheint ihr der rote Marmorbau zu stehen. Spricht jemand von den Schwestern, hört sie nicht hin. Es soll ein Traumbild aus verschollenen Zeiten bleiben, nicht anders als die Wlasta jener Tage selbst . . .

Das reine Glück beginnt sich erst zu trüben, als Samo von Heimkehr spricht.

Wlasta wundert sich bekümmert, daß er dieses Wort gebraucht. Also steht ihm Böhmen doch nicht wie Karantanien nah.

Allerdings, dort hat er ein Haus, das es ähnlich hier nirgends gibt. Es mag ihm Heimat bieten.

Ihr jedoch bietet es sie nicht, weil eine andere dort als Herrin schaltet.

Die andere hat Söhne!

Nein – sie soll keine Gelegenheit bekommen, über die Tochter der Böhmin schadenfroh zu lächeln.

Vorsichtig holt Wlasta Samo aus, ob er etwas dagegen habe, wenn sie den Winter hindurch in Böhmen bleibe. Jarmilas wegen, stellt sie ihm vor, müsse man das Opfer bringen. Die kalten Monate seien hier minder rauh als in Karantanien. Solch ein kleines Kind könne doch auch die Beschwerden der Reise gar nicht überstehen.

Zuerst verhält sich Samo ablehnend. Das Mädchen dünkt ihm für die winterliche Langeweile eine Zerstreuung. Auch Wlasta entbehrt er ungerne. Bei genauerem Erwägen kann er ihr aber nicht unrecht geben. Die Reise ist weit und beschwerlich, hingegen sind Mutter und Kind in Oldrichs Familie gut aufgehoben.

Er denkt an Njera. Wie wird sie sich freuen, kehrt er allein zurück! Ihretwegen gibt er den Wünschen Wlastas eher nach als diese gehofft hat.

Im selben Augenblick sticht sie schon die Eifersucht.

Die andere steht ihm also dennoch näher!

Wlasta beginnt schwankend zu werden. Handelt sie richtig? Vielleicht sollte sie Samo lieber nicht allein reisen lassen.

Sie überlegt ernstlich, kommt aber immer wieder zum selben Schluß. Nein – sie kann nicht reisen. Das Schütteln und Stoßen des Wagens würde sie aus-

halten – indessen vor Njera hintreten, das Mädchen im Arm – nur ein Mädchen – so viel Selbstbeherrschung traut sie sich auch in Samos Gegenwart nicht zu.

Das Schicksal hat Njera gesegnet. Weshalb soll Wlasta es ihr noch deutlicher vor Augen führen?

Darum bleibt sie in Böhmen.

Der Abschied bebt so sehr von geheimer Spannung, daß die Traurigkeit hiergegen nicht recht aufkommt. Argwöhnisch belauert Wlasta jede von Samos Zärtlichkeiten.

Nachdem er abgereist ist, kommt sie sich wie zugunsten einer anderen verlassen vor. Von Groll verfinstert, quält sie sich mit Eifersucht und Trübsinn. Da stürzt der stolze Bogen ihres Mundes wieder ein und senkt sich tief, mit schwerer Bitterkeit überladen.

Sie mag zur Beruhigung viele Male sich vorstellen, daß Samo nicht nur Herzog von Böhmen ist, daß auch Karantanien seiner bedarf und als Glied des Bundes ein Recht auf ihn hat.

„Unsinn! – Die Frau ruft ihn!“ schreit wild ihr Herz in alle vernünftigen Gedanken hinein.

Dieses unbelehrbare Herz ist so nicht zu zähmen.

Mit der Zeit aber wird es aus Eitelkeit fügsamer. Etwas von dem Glanz des Herzogs fällt auch auf Wlasta. Man kommt ihr überall ehrenvoll entgegen. Sie verbringt daher den Winter viel angenehmer und abwechslungsreicher als sie erwartet hat.

Wenn sie außerhalb ihrer Familie weilt, fühlt sie sich jedesmal voller Stolz an Samos Statt. Hierdurch erhält dieser Aufenthalt in Böhmen für sie einen Sinn, und sie muß sich nicht länger der Feigheit zeihen, daß sie nur geblieben ist, um Njera auszuweichen.

So findet sie sich Schritt für Schritt ins Unabänderliche hinein ...

Der Vorfrühling läßt an den kahlen Zweigen schon die braunen Knospen silbern blinken, da gibt Wlasta eines hellen Morgens ihrer mutwillig springenden Laune die Zügel frei und reitet zur Mädchenburg, als habe sie bisher nur keine Zeit gehabt, dort einzukehren.

Seit sie auf Jagd weggegangen ist, hat sie den roten Marmorbau nicht mehr gesehen, nicht sehen wollen.

Es gibt in Böhmen keinen seinesgleichen. Düster ragt er mit Turm und Zinnen aus ferner Zeit herüber, allmählich, doch unaufhaltsam verwitterndes großes Denkmal eines fremden Volkes.

Für Wlasta gehört Mut dazu, an dieses niedere, von plumpen Pfeilern beschützte Tor zu klopfen. Kein Wunder, daß ihr Herz dabei lauter und rascher schlägt als sonst. Wird man sie hier als Weib des Herzogs oder nur als undankbare Abtrünnige empfangen?

Die Pförtnerin starrt sie mit offenem Munde wie eine Erscheinung an.

Vielleicht wird man sie gar nicht empfangen.

Die Zeit des Wartens dünkt ihr unendlich. Sie preßt die Fäuste ineinander. Die Fußspitze trommelt dazu erregt den Boden. Geraume Zeit sich allein überlassen, denkt Wlasta schon daran, zu gehen; doch nein — das sähe aus wie Flucht.

Ohne einen Schritt rascher zu tun, kehrt die Pförtnerin absichtlich langsam zurück und führt frostig schweigend den unwillkommenen Gast durch gewölbte Gänge in das Reich der Schwestern.

Auch die Mauern hauchen Kühle aus. Die linde Sonne des Lenzings reicht noch nicht, sie zu erwärmen. Abweisend blicken sie auf die Besucherin nieder.

Wlasta wundert sich, daß sie nach diesen Steinen einmal Sehnsucht hat verspüren können.

Nun tritt sie in ein nah dem Fenster ziemlich helles, aber kahles Gemach und vor die älteste der Schwestern.

Wlasta findet, daß sich Dobromila nicht viel verändert hat. Kein Weiß beeinträchtigt noch die Schwärze der Haare, und das scharfgekantete, strenge Antlitz leuchtet mondblaß wie ehemals. Die Zeit scheint hier oben die Menschen minder rasch aufzubrauchen als unten in den Hütten.

Desto stärker fühlt Wlasta, wie sehr sie selber sich gewandelt hat. An einem Herbstmorgen ist ein Mädchen aufgebrochen, jetzt steht hier eine Frau.

Sie erinnert sich, was für ein Zimmer dies hier ist. Früher sind hier die Strafen verhängt worden und werden es wohl noch.

Trotzdem regt sich in ihr kein Gefühl der Furcht. Ein Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie untersteht nicht mehr der Zucht der Schwestern, ist ja des Herzogs Gattin.

Sie reckt sich und biegt sich verstohlen in den Hüften. Die Ehe hat ihr Mut und Gelenkigkeit nicht entwandt. Noch könnte sie Waffen tragen, obwohl sie Frau ist.

Dieses erste schweigsame Gegenüberstehen währt lange. Wlasta empfindet es als ein heimliches Kräfte-messen.

Dobromila geht es nicht anders. Sie stößt auf Härte, wo ihr früher biegsames Wachs geboten worden ist. Erhaben wie eine erzürnte Göttin, hat sie wörtlos, nur mit einer stolz verächtlichen Handbewegung die Abgefallene von dannen jagen wollen. Jetzt kann sie es nicht mehr. Wlasta steht zu gerade und unnachgiebig vor ihr.

Dobromila ist klug. Sie verschwendet keine zwecklose Gebärde, die so leicht lächerlich wirken kann.

„Was suchst du bei uns?“ fragt sie mit kalter Stimme und bis in jeden Winkel hinein beherrschtem Gesicht.

Wlasta mustert prüfend diese Züge. Zum ersten Male, denn früher hätte sie es nicht gewagt. Als kühn und schön sind sie ihr in Erinnerung geblieben. Heute

dünken sie ihr nur eine starre Maske, von keinem warmen Leben schimmernd durchtrunken.

Die Frage zu beantworten wird ihr schwer. Eigentlich weiß sie gar nicht, warum sie hergekommen ist. Einer Laune folgend, die alles, was man vorher gefühlt, gebangt, ersehnt hat, mit einem jähen Sprunge überrennt. Nur so ist es doch oder vielleicht auch im geheimen mehr.

Plötzlich füllt sich das Zimmer mit Gestalten. Sie schlüpfen durch einen Vorhang lautlos herein. Es wirkt geisterhaft auf Wlasta, aber sie erkennt im Zwielflicht des Hintergrundes die beiden jüngeren Schwestern und fünf oder sechs Mädchen, von denen nur ein paar ihr fremd sind.

Jetzt findet sie leichter eine Antwort.

„Ich will einmal sehen, wie ihr lebt.“

Die Worte gelten nicht nur Dobromila, und die anderen betrachten sie gleichfalls an sich gerichtet.

Sie murren auf.

Dobromilas schmale Lippen beben.

„Willst du, Ungetreue, dich mit eigenen Augen überzeugen, ob wir Schwestern schon ganz verlassen sind? Du täuschst dich. Sieh her! Die Zahl der Jungfrauen hat sich gemindert, doch sind wir nicht allein.“

„Keine Arglist, wie ihr meint, hat mich hierhergeführt. Ich will euch helfen.“

Noch vor einem Augenblick hat Wlasta dies selber nicht gewußt. Es schießt ihr durch den Kopf, als sie der Mädchen ansichtig geworden ist, die ihr wie Spiegelbilder ihres jüngeren Selbst erscheinen.

„Traust du dich jetzt“, spottet Dobromila, „weil der Herzog fern ist?“

„Er darf es ruhig wissen, was ich tue.“

„Wie kann uns eine helfen, die verraten hat, was uns heilig ist!“ Die Woge der Bitterkeit zerreißt die strenge Maske. Dobromilas Gesicht zuckt vor Er-

regung. „Du hast zur Sklavin eines Mannes dich erniedrigt.“

Der Vorwurf trifft Wlasta nicht unvorbereitet; sie hat schon darauf gewartet. Voll hier früh erlernter Hoheit blickt sie der Eifernden lächelnd ins Gesicht. Dann wendet sie sich nach dem Hintergrunde zu den Lauschenden.

„Sehe ich wie eine Sklavin aus?“ Während sie weiterspricht, fühlt sie sich immer mehr an Herzogs Statt. Unbewußt springen ihr sogar manche seiner Worte von den Lippen. „Sklavinnen seid ihr selber, einer Vergangenheit ergeben, die ohne Rettung stirbt. Was schreitet ihr in Harnisch und in Wehr? Nur als lächerliche Verkleidung wirkt es, denn die Kraft der Männer und des Herzogs Klugheit genügen, um Land und Leute zu schirmen. Was sondert ihr euch von den anderen ab? Ihr werdet dadurch nur verblühen, ohne je zu reifen.“

Wie ein überflutender Sturzbach erschreckt Wlastas Rede Dobromila. Die lauten, raschen Worte sind ihr ungewohnt. Die Schwestern haben Aufsässigkeit nie bekämpfen müssen. Jeder Satz reizt zur Entgegnung, doch der eine wird gleich vom nächsten weggeschwemmt. Deshalb kann sich Dobromila, im Streiten nicht gewandt, nur an den letzten klammern.

„Wenn sie verblühen“, erwidert sie, „so ist nur dein Gatte daran schuld.“

„Er ist euch nie zu nahe getreten. Meinetwillen nicht.“

„Du möchtest dir wohl also Dank von uns holen?“

„Um den hätte ich mir die Mühe des Weges gespart.“

„Die Burg ist unser Eigentum.“

„Sie bleibt euch.“

„Anderes wäre auch Gewalt.“

„Ihr drei Schwestern mögt tun und lassen, was euch beliebt.“

„Sehr gnädig.“

„Ich gab damit des Herzogs Meinung euch zu wissen.“

„Wir haben sie vernommen. Vielleicht kannst du ihm dies dagegen sagen: Wie können wir noch tun, was uns beliebt, wenn er die Jugend von uns fern hält, die wir leiten wollen?“

Wlastas Mund wölbt jetzt seinen stolzen Bogen so hoch wie kaum jemals zuvor.

„Der Herzog leitet, niemand sonst im ganzen Land.“

Sie spricht jetzt wieder an seiner Statt. Mit blitzenden Augen mißt sie Dobromila, als sei diese eine Empörerin.

In tiefes Schweigen hinein fallen Wlastas Worte wie ein Lobgesang:

„Er ist das Haupt, und alle Glieder müssen ihm gehorchen. Er ist der Starke, dem ihr euch willig fügen sollt, da ihr ihn nie besiegt.“

Dobromila scheint noch blasser geworden zu sein. Ihre Augen haben allen Glanz verloren. Wie aus einer Brunnentiefe mühsam emporgeholt, klingt ihre Stimme:

„Ja, er ist der Starke, den niemand besiegt.“

Wlasta lauscht. Sie erinnert sich noch gut. Wenn Dobromila so spricht, bedeutet es viel. Es sind dann die Worte einer Seherin, die Zukunft kündigt.

Ein wilder Freudenstrom reißt Wlasta fast bis zur Sinnlosigkeit fort.

„... den niemand besiegt!“ jauchzt ihr Herz.

Sie faßt sich gewaltsam. Ihre Miene ist überraschend ruhig, nur ihre Finger zittern, aber darauf achten die anderen nicht. Sie senkt die Lider, damit sie selber weniger spürt, daß es ihr noch vor den Augen schwimmt.

In einem Ton, der seltsam von dem stürmischen Klang ihrer bisherigen Worte absticht, sagt sie bescheiden, fast wie einst jungfräulich demütig:

„Ich danke dir, daß du mir das gesagt hast.“

Dobromila fährt sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich habe sagen müssen, was wahr ist.“

Sie spricht es an Wlasta vorbei zu den Schwestern hinüber, als möchte sie sich vor ihnen entschuldigen.

Nur ein beklommenes Schweigen gibt ihr Antwort.

Wlasta aber hat sich jetzt ganz gefaßt. Selbst ihre Finger zittern nicht mehr. Ihre Worte werden fordernd und lauter.

„Wenn du dies weißt, so sei auch du ihm nicht länger feind!“ Sie wendet sich wieder zu den Schwestern im Hintergrunde. „Raubt ihm nicht Herzen, die ihm gehören müssen, weil sie jung sind! Er nimmt ja doch ein jedes, das er will.“

Wie eine Rechtfertigung klingt es den lauschenden Mädchen, die mit Mühe ihre Unruhe meistern. Was Wlasta getan hat, ist vielleicht doch nicht nur ein verabscheuenswerter Treubruch, wenn es die Schwestern auch so geheißsen haben.

Was wohl Dobromila antworten wird?

Die Blicke aller weichen nicht von ihrem Munde.

Unter einer unsichtbaren Bürde gebeugt, die bald ihre Kräfte übersteigen wird, steht sie regungslos und schweigt.

Wlasta begreift, daß der Stolz Dobromila zu sprechen verbietet.

„Ihr braucht euch nicht schon heute oder morgen zu entscheiden“, sagt sie deshalb ohne Schärfe, „braucht kein Wort mehr davon zu sprechen. Ich habe meine Absicht erfüllt; klar ist es nun wieder zwischen euch und mir geworden. Also kann ich leichter gehen als ich kam.“

Dobromila rührt sich nicht. Sie beharrt wie versteinert. Sie weiß, daß ihr Schweigen eine Anerkennung ist und kann es trotzdem nicht überwinden.

Die Gegenwart des Herzogs Samo ist so stark, daß Dobromila sich selbst nur noch als ein Stück Ver-

gangenheit empfindet. Sie kommt sich alt vor, uralt. Von ihr herüber durchfährt es auch ihre Schwestern wie Erstarren.

Sie scheinen gleichfalls die Bewegung verlernt zu haben, so steif bleiben sie sitzen. Die zwei jüngsten Mädchen aber folgen Wlasta.

Als sie im Gang Schritte hinter sich hört, bleibt sie stehen.

„Nimm uns mit!“ drängen sie.

Sie fühlen sich allein nicht fähig, dem Bann der Burg zu entfliehen.

Wlasta zögert eine Weile. Werden es ihr die Schwestern nicht als Hinterhältigkeit auslegen?

Sie blickt in die jungen Gesichter der Mädchen, da ist ihr Entschluß unumstößlich. Nein – sie sollen hier nicht verblühen.

Weil kein Hornruf sie von der Burg trennt, muß ihnen eine andere Hilfe werden.

„Kommt!“

Wlastas Stimme klingt so warm, daß die beiden in Tränen ausbrechen. Stoßweise entlädt sich die Spannung der erregten Stunde.

„Ihr könnt auch außerhalb dieser Mauern gegen Niederes kämpfen. Es braucht dazu weder Speer noch Pfeil.“

Die Worte künden Trost und Verheißung. Zwei Herzen nehmen sie dankbar auf und fühlen keine Furcht vor der Rückkehr zu den Ihren . . .

In der Klarheit des Vorfrühlings klebt die Mädchenburg wie ein grauroter Klotz am Berg, hart und drohend. Breiten aber um sie wolkige Tage feine Schleier, scheint sie, still in sich versunken, zu trauern.

Sie hat Grund dazu, denn es wird jetzt sehr bald einsam auf Gängen und Hof. Keine wehrhafte Jungfrau tritt mehr aus dem Tor. Die noch zurückgebliebenen vier Mädchen kehren schon gegen Ende des

15*

Lenzings auch in ihre Familien heim. Die Schwestern selber wünschen es so.

Nur sie bleiben und führen ihr seltsames Leben unverändert weiter.

Der Welt zu ihren Füßen immer mehr entfremdet, heben sie sich auf den Schwingen der Gedanken mit jedem Monde höher empor und folgen in hellen Nächten vom Turme aus den lichten Bahnen der Gestirne. Sie stärken ihre Herzen an diesem fernen Glanz und suchen in den Räumen des Himmels die Brunnen der Ewigkeit für unstillbare Menschensehnsucht.

Wlasta beobachtet gespannt die Veränderungen, zu denen sie Anlaß gegeben hat. Durch ihren Einfall in die Mädchenburg ist nun das Nest zerstört, wo heimliche Feindschaft gegen den Herzog ausgebrütet wurde.

Er muß es ihr danken.

Wenn sie ihm auch keinen Knaben geboren hat, mag er doch daran sehen, daß sie, während er fern weilt, seine Sache wirksam zu vertreten weiß.

Die Wunde des verletzten Ehrgeizes schmerzt jetzt minder.

Eine Tat hat den ständig bohrenden Selbstvorwurf des geringeren Wertes übertäubt, ein Erfolg alle niederdrückenden Gefühle ihrer Schwere beraubt.

Kein eingebildeter Erfolg! Wlasta gibt gut acht, was geschieht. Die Mädchenburg herbergt jetzt wirklich keine Jugend mehr in ihren Mauern. Die Gegenwart hat von ihr nichts zu fürchten. Schon steigen um Turm und Zinnen die Nebel der Vergangenheit.

Wie lange noch, und man wird den Namen nur wie ein Märchen nennen.

Wlasta fühlt sich als Siegerin an Herzogs Statt. Dadurch werden sogar karge, gattenlose Tage hell vom Glänzen eines heimlichen Glückes...

Grau hängt der Sommerhimmel über dem Awarenreich.

Im Hauptring, dem Herzgau, drängt sich am Ufer der Theiß, schaulustig, doch mit gepreßtem Herzen, eine dunkle Menge von Männern. Wie ein träger zweiter Strom, der hier und da widerstrebend lässig auf Umwege sich ablenken läßt, schließlich aber aus vielen Armen in eine Richtung breit zusammenfließt, treibt sie mit schiebenden Wellen über einen weiten freien Platz und staut sich vor einem niederen Hügel.

Schon von fern her sind sieben mächtige Säulen zu sehen, einst bei den Kämpfen um Byzanz aus einer verheerten Kirche geraubt. Statt der abgeschlagenen Kapitelle tragen sie eiserne Schalen, in denen auch am Tage düstere Feuer rot zucken und schwarz qualmen. Da der Wind die Schwaden oft niederschlägt, teilt sich ein Duft von Räucherwerk dem ganzen riesigen Platze mit und weckt in den Menschen durch seine Fremdheit feierlich gestimmte Erwartung.

Der große Chagan Bojan ist tot – im kraftvollsten Alter von einem Tag auf den anderen gestorben –, das Volk weiß nicht, woran. Durch Zauber, mutmaßen die meisten. Manche flüstern, er habe die Niederlage vor Byzanz nicht vermeiden können und seither gekränkt, ein ins Mark getroffener, bislang nie von dem kleinsten Siechtum versehrter Stamm. Es heißt auch, er sei durch einen Sendboten des ost-römischen Kaisers vergiftet worden. Gerüchte – da jedoch niemand die Wahrheit kennt oder, was dafür gilt, glauben will, weil es zu einfach ist, vermehren sie sich wie Ungeziefer und durchschwirren die Menge.

Sechs Krieger der Leibgarde halten regungslos, mit finsterem Antlitz, im vollen Waffenschmuck, bei dem toten Chagan Wacht.

Jeder aus der Menge, den der Menschenstrom vor die Bahre spült, wirft sich nieder und bricht in Kla-

gen aus. Er schreit, um seine Ergriffenheit zu beweisen, so laut wie er kann. Ab und zu fallen Pauken ein. Dann scheint ein dunkles Brausen über den Platz zu wehen, so stark, daß es die Herzen der Nahenden mit Schauern füllt.

Die Trauer ist aufrichtig. Kein äußerer Zwang hat die Männer aus fernen Dörfern hergetrieben. Trotzdem häufen sich an den Ufern der Theiß Wagen aller Art und wahre Herden von Reittieren wie bei einer Völkerwanderung.

Der Chagan Bojan ist seinen Feinden stets ein Schrecken gewesen. Auch die Seinen sind ihm zeit seines Lebens nur mit zagender Ehrfurcht genaht. Dem Toten aber erweist man die letzte Verehrung voll allergrößter Bangnis.

Kann der Zauber, dem der Chagan erlegen ist, nicht auch jeden anderen treffen, wenn er vor der Bahre niedergeworfen klagt?

Sie haben in ihrem rauhen Kriegerleben manche Gefahr bestanden, doch selbst den Mutigsten scheint keine größer gewesen zu sein als diese Nähe eines unsichtbaren Feindes. Heute schützt die Überlegenheit des Führers seine Mannen nicht mehr. Der Feind hat seine Leiche in Besitz genommen. Dadurch ist der Chagan für die abergläubischen Gemüter zu einem dienstbaren Vasallen des Siegers geworden. Wo sie sich früher haben fortreißen lassen, lähmt sie deshalb jetzt ein unwiderstehliches Grauen.

Sie haben es doch oft genug erfahren, er war nie ein Herrscher, der Milde kannte. Das Licht in seinen Augen glomm Verderben. Das Lächeln seines Mundes spielte mit Hohn und Hochmut. Ein Runzeln seiner dichten Brauen bedeutete den Tod. Auch die Erinnerung malt sein düsteres Bild nicht freundlicher. Und dennoch – als seine Augen lohten, wenn er die Reiterschwärme zu Raub und Fehde rief, haben sie

nicht so geschreckt wie jetzt, da sich die Lider gleich blau geädert gelbem Wachs darüberlegen.

Man hat ihm den Mund nicht ganz schließen können. Ein paar Zähne schauen weiß und spitz hervor, als bleckten sie in letzter Abwehr den Tod an, und darunter schneidet der Mund, vom Bart halb verdeckt, einen höhnisch scharfen, breiten Strich.

Dieses Totenantlitz kündigt in keinem Zug einen Hauch von Frieden. Es bezeugt nur, daß ein Gewalttätiger durch größere Gewalt zerbrochen worden ist. Die Furcht vor ihr nimmt jeder als bleiche Herrscherin in seinem Herzen mit . . .

Schon wenige Wochen später zeigt es sich, daß der Chagan Bojan unersetzlich ist. Da einem Großen selten ein Größerer folgt, beginnt unter den Tarchanen der sieben Gaue ein eifersüchtiges Streiten um Vorrang und Macht. Bald ist hierdurch die Einheit des stolzen Reiches jämmerlich zerschlagen. Jeder von den Tarchanen denkt eigennützig nur an sich, nicht an das Ganze. Das Volk wird unruhig und verdrossen. Die Besten stehen abseits oder feindlich. Schmarotzer steigen aus dem Dunkel und mästen sich mit Land und Ehren. Es gärt offen und heimlich in den Gauen. Ein Führer wäre nötig, doch er fehlt.

Die Nachbarn atmen auf. Der lange, schwere Alpdruck ist seit dem Tode des Chagan Bojan vorüber.

Auch Herzog Samo meint, ein Glücksstern leuchte diesem Jahre 630, weil es den unberechenbarsten und nächsten Feind in Zwietracht stürzt. Man spürt die Wandlung bald an der Grenze. Die Hochfahrenheit der Awaren ist dahin. Sie schleichen trübe umher, unzufrieden mit sich selber, Steppenwölfe nach wie vor, aber geschwächt durch den gleichen Zauber, dessen Opfer der Chagan Bojan geworden ist.

Diesen Sommer hat Herzog Samo keine Gefangenen zu richten, die einer Verletzung der Grenze schuldig sind.

Es stimmt ihn froh und nachdenklich zugleich.

Wie viel bedeutet doch ein einziger Mann für ein ganzes Land!

Wenn auch er einmal plötzlich verschiede, würde es hier anders sein?

Er hat durch gelassene Klugheit drei Länder zu engem Bund vereint. Wird der Zusammenschluß jedoch auch nach seinem Tode, klug und treu gehütet, weiter halten?

Besonnenheit und allgemeiner Nutzen würden dies erheischen. Der Lebenserfahrene und Menschenkundige indessen rechnet nicht mit solcher Besonnenheit, sondern mit Habgier und falscher Ehrsucht, die wegen Kleinem blind das Große opfert.

Der Chagan Bojan ist nur ein Tatar, ein Räuberkönig gewesen. Trotzdem findet der Herzog, wohin er auf Erden blickt, keinen Herrscher, der zu dieser Zeit so groß wie der Aware wäre – groß, weil er ein Reich durch eigene Kraft zusammengeschmiedet und gehalten hat.

Zusammenschmieden und halten . . .

Als Leitspruch seines Lebens schreibt es Samo sich ins Herz.

Ende des Sommers kommt ein Kaufmannszug aus Paris über die Grenze des böhmischen Gaues Belina in ein Dorf.

Der Sippenälteste läßt die Kaufleute wissen, welche Waren erwünscht sind und welche nicht; diese möchten sie unter ihren Planen zurückhalten, damit es keinen Unfrieden gäbe.

Die Kaufleute hören die Mahnung ohne Einwände an, zwinkern sich aber dabei aus den Augenwinkeln listig zu. Das wäre ja noch schöner; da müßten sie über die Hälfte ihrer Waren liegenlassen! Nun gut – mit dem, was man nicht offen feilbieten darf,

wird man heimlich handeln. Das versteht man gleichfalls. Dafür ist man Kaufmann und auf Ränke eingestellt. Widerstände erhöhen nur den Reiz. Wenn es verschwiegen unter der Hand geht, kann man auch leicht etwas mehr fordern. Das Wagnis muß in den Preis mit einberechnet werden. Der Gewinn braucht also nicht darunter zu leiden. Das ist die Hauptsache.

Die Männer des Dorfes haben ihren Frauen dringend befohlen, nichts Unnötiges zu kaufen. Gerade die Strenge des Verbotes macht aber die Weiber lüstern. Sie horchen vorsichtig die Kaufleute aus. Diese achten zwar zum Schein die Wünsche der Sippenältesten, lassen jedoch heimlich Worte fallen, was für lockende Dinge, unter den Planen versteckt, der Käufer warten und nur infolge des Starrsinns der Männer wieder zurückreisen müssen, ohne Freude zu machen. Hier und da glitzert verstohlen ein Glasmelz, ein billiger Edelstein, eine Perle. Auf einem Stück Samt glänzt eine Fibel oder zwischen den Fingern windet sich flüchtig wie eine entschlüpfende Schlange ein silbernes Kettlein, blinkt einen Augenblick versucherisch und birgt sich wieder scheu im Dunkel.

Da das Verbotene mehr als das Erlaubte reizt, fangen die Weiber nun zu bitten an. Die Kaufleute lassen sie zappeln, um die schlaue geweckte Gier noch zu stacheln. Erst nachdem etliche der Frauen sich als besonders hartnäckig erweisen, geben sie deren Wünschen Gehör.

„Haltet es aber streng geheim!“ fordern sie.

Die Frauen versprechen es. Hat aber ein Weib seine Lust an einem Schmuck, und die Lust sticht es, kann es nicht lange den Mund halten. So kommt der verbotene Handel schon am nächsten Tage zu den Ohren der Männer. In dem engen Ring der Familiengemeinschaft ist es kaum möglich, ihnen etwas zu verbergen, selbst wenn die Frauen zusammenstehen.

Ein nur gewispertes Wort weckt schon Argwohn. Ein eifriges Tuscheln führt zur Entdeckung. Ein jähes Erröten bedeutet Geständnis. Falschheit ist hier noch nicht im Schwange. Die fränkischen Kaufleute haben sich verrechnet; die westlichen Maße stimmen in Belina nicht.

Die Männer ergrimmen und schlagen voll aufbrausenden Zornes ihre Weiber. Die Geprügelten laufen zu den Kaufleuten als den Anstiftern und jammern. Ein Schulterzucken ist nicht Trost genug. Aus den Klagen wird wortreiches Schelten und schrilles Keifen.

Ein paar Frauen ist von ihren Männern befohlen worden, den Handel rückgängig zu machen. Die Kaufleute lehnen dies törichterweise ab.

Nun beginnen die Weiber, auch solche, die nichts Unnützes erstanden haben, sich aufgeregt zu sammeln und in Gemeinschaft wie ein empörter Vogelschwarm zu zetern. Nur die Fremden sind schuld daran, diese Schelme, diese Wortbrecher, diese Franken!

Als einige Männer hinzulaufen, weil das Geschrei weithin zu hören ist, kommt es eben zur ersten Tätlichkeit. Da greifen sie auch gleich in die beginnende Rauferei mit ein.

Infolge des Lärmes springen noch andere herbei. Die Kaufleute können sich gegen die Übermacht nicht mehr halten. Sie spannen die Pferde an und wehren sich mit ihren Waffen, doch nur zur Verteidigung.

Die Bauern holen Spieße, Messer und Beile aus den nächsten Hütten. Plötzlich sind sie von so rasender Wut erfüllt, daß sie blind um sich schlagen und stechen.

Ein Karren wird umgestürzt, die Plane zerfetzt, ein Teil des Gutes auf der Erde verstreut. Man trampelt erobert darauf herum, denn von ihm ist all das Arge gekommen. In kindischem Zorn nimmt man an

diesen toten Dingen wie an einem lebenden Feinde Rache.

Die Pferde verschwinden. Ein kühler Nutznießer fremder Leidenschaften führt sie still beiseite und auf eine entlegene Wiese. Er rechnet, dann sind sie den anderen aus den Augen und für seine Familiengemeinschaft gewonnen. In dem Wirrwarr fragt auch wirklich niemand nach ihnen.

Zwei Kaufleute und einer ihrer Knechte bleiben tot auf der Walstatt liegen.

Es ist, als habe ein plötzlicher Wahnsinn die sonst so ruhigen Bauern erfaßt. Das vergossene Blut schreckt sie durchaus nicht ab, es scheint sie trunken zu machen. Ein leidenschaftlicher Trieb von Urzeit her, den die gleichförmige Landarbeit nur eingeschläfert hat, will nach langem Fasten sich einmal Genüge tun. Mit drohend wilden Gebärden und Verrenkungen umtanzen sie im Kreise die Toten.

Das Brüllen und Jauchzen lockt noch mehr Männer und Weiber herbei. Sie alle werden ebenfalls in den ausgelassen hopsenden und stoßenden Reigen hineingezerrt, müssen bis zur Erschöpfung hüpfen und stampfen.

Eine tolle Besessenheit kreiselt das ganze Dorf durcheinander. Sie haben im Karren Wein erbeutet. Er mehrt noch die Hitze des Blutes.

Verzückung hat Junge und Alte wie bei einem unheimlichen Opferfest überfallen. Die Weiber taumeln von Umarmung in Umarmung, und es gefällt ihnen so. Ihr Kreischen ist nicht Abwehr, sondern das Kriegsgeschrei entfesselter Lust.

Keiner ist mehr seiner unnebelten Sinne mächtig. Wenn der Herzog selber käme, würde auch er heute der Trunkenen nicht Herr und könnte in ihnen keine Ehrfurcht wecken. Aus den hohen Hürden einer engen Sitte entsprungen, schänden sie sofort die neue Freiheit und verwandeln sich in tobende Tiere.

Am nächsten Morgen folgt dem wilden Ausbruch Erschrecken und Scham. Das Hirn ist wie zerschlagen, die Stirn von einem harten, schmerzenden Reif umwunden. Man sucht sich, die Männer meist stumm, die Weiber schwatzhaft, zu vergegenwärtigen, was eigentlich geschehen ist und warum es so hat ausarten können. Das ausgetobte Tier dämmert verdauend und satt vom Rausch. Es hat sich zwar in den dunkelsten Winkel der Seele zurückgezogen, aber es ist nur faul, ist noch frei; man muß es erst wieder an die Kette legen.

Wer ist der erste gewesen?

Wer hat Blut vergossen?

Spritzer und Flecke kleben an den Kleidern und Händen vieler. Oft aber rammten sie von eigenen Schrammen und Rissen, oder es ist das Blut eines Nachbarn, mit dem man Schulter an Schulter gerauft und geschlagen hat.

Die Familienältesten besprechen sich lange und sorgenvoll.

Sie sind nicht dabeigewesen, jetzt aber ebenso bleich und verstört wie alle übrigen.

Ein ungeheurer Frevel lastet auf dem Dorf.

Wie soll man ihn tilgen?

Es ist nicht mehr möglich, Schuldige herauszulesen.

Die Bauern leugnen halsstarrig, daß sie zuerst angefangen haben. Sie hätten nur ihre Fäuste gebraucht, um dem Willen des Sippenältesten, also der Obrigkeit, Achtung zu verschaffen.

Das ist nichts als eine Ausflucht. Ein Raufbold, der am tollsten dreingeschlagen hat, äußert sich zuerst so. Es wirkt immerhin vorteilhaft, wenn einer, dem viel Blut am Gewand klebt, sich auf die Obrigkeit berufen kann.

Kaum, daß er gesprochen hat, sprüht es wie ein Blitz von einem zum anderen und macht einen Augenblick das Dunkel der Ratlosigkeit blendend hell.

Freilich, das steht doch außer Frage, nur dem Willen der Obrigkeit hat man zur Anerkennung verhelfen wollen.

Jeder fühlt klar, man muß sich decken – besonders gegen den Herzog. Er ist gerecht und wird hart sühnen, falls er davon Kunde bekommt, was sich wirklich hier zugetragen hat. Nun aber ist ein Schlupfloch entdeckt.

Hört, ihr Weiber, verplappert euch nicht! Aus Ehrfurcht vor den Wünschen des Herzogs hat man es getan, denn er will, daß Einfachheit und Sittenstrenge überall herrschen. Nur in seinem Dienst hat man gekämpft und die Unbotmäßigkeit der Kaufleute abgewehrt. Von nichts anderem darf die Rede sein. Wenn der Richter kommt, halten die Lebenden schlaue den Mund, die Toten aber schweigen von selbst.

Man macht sich eiligst daran, sie zu begraben.

Eine Frau will jedoch von den Kaufleuten gehört haben, daß die Franken ihre Toten nicht beerdigen, sondern verbrennen.

Also verbrennt man sie, damit sie nach dem Brauch ihrer Heimat bestattet werden. Es ist auch besser; auf diese Weise kommen die blutigen Leichen niemals wieder zum Vorschein. Man kann hernach nur feststellen, daß sie Asche geworden sind, nicht aber, welche Wunden sie gehabt haben.

Das ganze Dorf nimmt an der Verbrennung teil. Aus Begier nach einem nie gesehenen Schauspiel, nicht aus Reue und Teilnahme, umstehen sie den mächtigen Holzstoß und suchen sich durch Schwatzen den bedrückten Sinn zu erleichtern.

Nur zögernd leckt die Flamme. Es scheint, sie will keine erzwungene Hehlerin sein. Plötzlich aber facht ein stärkerer Windhauch sie an, daß die Fichtestämme zu krachen und zu lodern beginnen.

Voreilig meinen alle, nun werde der Frevel doch getilgt.

Er wird nicht getilgt. Er stinkt vielmehr unverhohlen zum Himmel, weil man die Leichen, dieser Sitte nicht gewohnt, langsam sengt und röstet, anstatt sie rasch zu verbrennen. Der feuchte Qualm legt sich schwer auf das Dorf, das in einer Senke liegt. Da der Wind nach einem kurzen Auffahren wieder einschlüft, bleiben die dicken Schwaden in den Wipfeln des umgebenden Waldes hängen und zertheilen sich nicht.

Man riecht es noch bis zum nächsten Tag.

Auch um die Gemüter zieht es sich wie ein grauer Schleier.

Bleiern liegt die Erinnerung an den wüsten Nachmittag und den ausschweifenden Abend in jedem Herzen. Sie raubt die frühere Unbekümmertheit und hält den Vorwurf der Schuld wach. Trotz aller Scham bleibt jedoch tief in der Seele die geheime Sehnsucht lebendig, wieder den Taumel zu wecken.

So schleicht ein Tag nach dem anderen lahm dahin. Das wilde Tier knurrt wohl noch manchmal, allmählich indessen schläft es ein. Ernten, Viehhüten und Melken geben ihm keinen Anlaß, sich zu rühren. Weil es so zahm verharret, werden die Stirnen gefurchter, und in den Augen blinkt ein trüber Schein. Ach, daß es spränge! Man könnte dann mitspringen – wie über den Rücken zweier Pferde fort – und wüßte noch einmal, was es heißt, außer sich sein.

Die Männer wollen ihre Frauen jetzt leidenschaftlicher haben und schlagen sie härter, um ihren Wünschen Nachdruck zu verleihen. Herrischtun braucht handgreifliche Beweise; aber auch die Weiber sind schroffer geworden und fügen sich minder schmiegsam den Launen ihrer Gebieter.

In diese enge, vordem harmlos stille Welt ist unruhdestiftend ein Neues geraten – ein blutiger Anfang.

Da Herzog Samo zur Zeit in Karantanien weilt, bekommt er erst durch Theudoald, einen Sonderboten König Dagoberts, Kunde davon, was den fränkischen Kaufleuten geschehen ist.

Überrascht hört er die Klage an. Daß der Friede kein starker Baum, sondern auch nach dem Tode des Chagan Bojan nur ein schwaches Pflänzchen ist, weiß er allzu gut. Daß aber gerade im Gau Belina mutwillige Hände die leichten Wurzeln ausreißen würden, hätte er sich nicht träumen lassen.

Kaufleute...

Franken...

Er hat den Tag noch sehr deutlich in Erinnerung, als die beiden Sippenältesten über das Vorgehen der Kaufleute bei ihm Klage geführt haben.

Hätte er strengere Verordnungen erlassen sollen?

Hat er dem guten Willen der Kaufleute doch zu viel getraut?

Hat er die nüchterne Vernunft der Bauern und Hirten überschätzt?

Fragen — lauter unbeantwortbare Fragen, solange er hier in Karantanien ist. Um sich jedoch an Ort und Stelle des Frevels zu begeben, reicht ihm dieses Jahr nicht mehr die Zeit. Schon taumeln die letzten Blätter von den Bäumen und wirbeln unerwartet frühe Flocken.

Er verspricht dem Gesandten des Königs, nächstes Frühjahr den Fall zu untersuchen.

Breit und ruhig steht der Herzog vor Theudoald, einem kleinen, beweglichen, listigen Franken stark gallischer Prägung.

„Wenn die Kaufleute im Recht gewesen sein sollten...“

Noch hat der Herzog die eine Meinung erst gehört. Deshalb drückt er sich so vorsichtig aus, wohlvertraut mit der Gefahr des Wortes, das man wie eine Waffe drehen und wenden kann.

„Das steht außer Zweifel.“

Bisher nur für den Königsboten, denkt Samo bei sich.

„Es sind Kaufleute.“

Eine deutliche Einschränkung klingt in seinen Worten.

Theudoald läßt sich dadurch nicht abschrecken. Die Wahrheitsliebe von Kaufleuten wird freilich auch im Frankenreich nicht übermäßig hoch gewertet. Gleichwohl muß sie in diesem Falle ehern sein; sonst wackelt die erhabene Sicherheit seiner Sendung, auf die er sehr eitel ist.

Er scheut sich deshalb nicht, die Person des Herzogs in die Auseinandersetzung hineinzuziehen, obzwar er weiß, daß er es aus Höflichkeit vermeiden sollte.

„Wir erinnern uns sehr wohl“, sagt er geschmeïdig mit einem kôschhaft schelmischen, ganz kleinen Lächeln, „daß Ihr, Herr Herzog, doch vor Jahren selber als Kaufmann in dieses Land gekommen seid, wo man heute“, der Ernst in Samos Gesicht treibt ihn zur offenen Schmeichelei, „das geringste Eurer Worte wie Blättchen reinen Goldes wägt.“

Er forscht aufmerksam in Samos Gesicht, ob die Schmeichelei gewirkt hat. Es bleibt aber völlig unbewegt.

„Eben weil ich mit Kaufleuten viel zu tun gehabt habe, kenne ich ihre Art.“

Der Königsbote ersieht aus der Gemessenheit dieser Worte, daß die Schmeichelei abgeprallt ist.

Er lächelt deshalb ein wenig verlegen.

„Es gehört zu ihrem Beruf, daß sie überreden“, windet er sich biegsam.

„Gut; wenn sie den Verordnungen der Sippenältesten von Belina nicht zuwider gehandelt haben...“

„Mein König erkennt diese Verordnungen nicht an.“

„In Böhmen, das wißt Ihr genau wie ich, gilt der Wille des Königs kein abgegriffenes As.“

Samos Worte klingen so hart und entschieden, daß Theudoald zurückweicht.

Eine leise Ermüdung huscht über sein Antlitz. Er hat deutlich das Gefühl, auf der schwächeren Seite zu stehen. Das lähmt.

„Was darf ich also meinem König melden?“ fragt er in sehr nachgiebigem Ton.

Wenn Dagobert ihn belauschte, würde er jetzt nicht mit ihm zufrieden sein.

„Sind die Kaufleute ohne Schuld, vierfaches Wergeld für jeden der Erschlagenen, auch für den Knecht, und Rückerstattung des einbehaltenen Gutes.“

Er hütet sich, ‚des geraubten Gutes‘ zu sagen. Der Gesandte hört es genau und rückt unruhig verlegen hin und her.

„Der König fordert selber das Gericht und alsbald die Auslieferung der Schuldigen.“

Theudoald sieht ein, daß Dagobert hiermit Sinnloses fordert, und fühlt sich darum nicht wohl an seinem Platz.

Samo zieht die Stirn hoch. Dies wirkt nach der bislang vollkommenen Ruhe seines Antlitzes so stark auf den Gesandten, daß er zusammenzuckt.

„Sagt Eurem König, als Richter im Gau Belina sei ich allein bestellt! Die Grenze öffnet sich ihm nur durch Gewalt.“

Theudoald beißt die Zähne aufeinander. Die Botschaft ist eindeutig, aber schwer verdaulich.

Sie zeigt, daß der Herzog den Plan Dagoberts durchschaut. Die Klage der Kaufleute ist dem König nur ein willkommener Vorwand, um Einfluß in den böhmischen Gauen zu gewinnen. Das persönliche Wohl und Wehe der Gekränkten spielt dabei die geringste Rolle.

Theudoald wägt mit kühler Stirn. Selber leidenschaftslos, nur beweglich und gewandt, ist er ein nüchtern guter Rechner und Menschenkenner. Er weiß

sehr genau, wie viel oder wenig von Dagobert zu erwarten ist. Wohl faßt der König seine Entschlüsse rasch und kühn. Wenn es aber an die Durchführung gehen soll, hängen sich die Weiber an ihn. Schmeichelnd stehlen sie ihm Kraft und Zeit. So bleibt jede große Aufgabe, die Beharren erfordert, ungelöst oder sie wird überhastet und verpfuscht.

Der Herzog dagegen sieht aus, daß er standhaft vollendet, was er unternimmt. Gegen seinen Eisenwillen wird Dagobert nichts vermögen.

Theudoald verbeugt sich betont höflich. Warum vor diesem Stärkeren sich mißliebig machen? Die Verhältnisse in Neustrien sind heute schon nicht aussichtsreich und verschlimmern sich dauernd. Eines Tages könnte es deshalb günstiger sein, diesem Herzog zu dienen. Auch er ist ein Franke und versteht sich auf sein Führeramt.

In Anbetracht der Zukunft nimmt Theudoald trotz des zweifellosen Scheiterns seiner Sendung mit mehr als höfischer Artigkeit Abschied.

„Verzeiht, Herr Herzog, daß ich Euch lästig gefallen bin!“

„Es ist nur Euer Dienst.“

„Behaltet dennoch mich in Gunst!“

„Versorgt Euch gut für den langen Weg, ehe Ihr morgen reist. Der König soll keinen Grund zur Klage finden, daß wir seinen Gesandten bei uns Mangel hätten leiden lassen.“

„Ihr seid sehr gütig.“

Theudoald hat begriffen. Sonst läßt man Gesandte ein, mehrere Tage zu verweilen. Von ihm erwartet man, daß er schon morgen reist. Er merkt daran von neuem, wie klar der Herzog in Dagobert den Feind erkennt. Diese Schärfe des Blickes steigert nur seine Achtung. Als er sich an der Tür noch einmal verneigt, ist es nicht nur eine angelebte Form glatter Höflichkeit, sondern ein Zeugnis echt empfundener Ehr-

furcht vor der selbstgeschaffenen, harten Größe eines Mannes . . .

Fast hätte Samo das Gespräch fortsetzen mögen, so süß klingt die Muttersprache ihm im Ohr, auch wenn der listige Mund eines Merowingerboten sie mißbraucht.

Er reckt sich, vollkommen darüber klar, was dieser Tag ihm hinterläßt.

Sein Schicksal sorgt dafür, daß er nicht stockig wird. Früher hat ihn der Chagan Bojan stets in Atem gehalten. Nun ist der Aware ausgelöscht. Die Gefahr, die er heraufbeschworen hat, verwest. Schon aber dämmert fern der Tag, wo Samo sich mit dem König der Franken messen muß. Seit heute betrachtet er dies als gewiß.

Ganz gleich, ob Frieden oder Krieg, er muß sich mit ihm messen. So weit reicht schon die Hand des Herzogs, daß sie Länder hält, nach denen Dagobert gelüftet.

Wieder steht das Bild des schönen, langgelockten jungen Königs vor seinen Augen, als dieser ihn in Auxerre unter der großen Eiche freigesprochen hat.

Diesen guten König, voll reinen Willens für jede edle Tat, sich feindlich gesinnt zu wissen, wäre Samo leid. Das weiche Kinn jedoch hat nicht getrogen. Besonders in den letzten beiden Jahren hat er sich nach dem Tode seines Vaters als echter Merowing erwiesen. Die Weiber entscheiden schon über das Schicksal seines Reiches wie über ihn.

Die Schandmär läuft geschwätzig durch die ganze Welt.

Die Königin Gomatrude trauert verstoßen irgendwo auf einem stillen, waldumrauschten Meierhof. Ihre Kammerzofe Nanthilde gefällt dem König besser, doch nicht allein. Abwechslung erfreut sein flatterhaftes Herz, obwohl sie kostet und in Schulden stürzt.

Samos Antlitz kantet sich jetzt um die ruhig breiten Flächen hart wie Stein.

Wenn König Dagobert Gelegenheit sucht, weil die eitlen Träume eines falschen Ehrgeizes ihn verführen, wenn sie beide, Gewalt gegen Gewalt, aufeinandertreffen – er wahre sich gut, daß ihm bei solchem Zusammenprall die Krone nicht vom Haupte fliegt! Gar so fest sitzt sie nicht. Samo hingegen findet keinen Grund, den Kampf zu fürchten.

Da er nun mit Krieg rechnen muß, wird er von morgen ab sich dafür rüsten. Er hat keine Eile und kann bedächtig handeln, denn es läßt sich leicht errechnen: bis der König das Heer für einen so entfernten Feldzug, der nur Abenteurer reizt, mit Zwang und Versprechungen an die Grenze bringt, geht leicht ein Jahr dahin. Um so besser, daß er seinen Plan schon früh verraten hat!

Ein schlechter Bote!

„Behaltet dennoch mich in Gunst!“

Das schmeichelnde Klingen von Theudoalds Worten haftet mißfällig noch in Samos Ohr. Fast ekelt ihn wie nach allzu süßem Hirsebrei.

Er zieht verächtlich die Mundwinkel herunter. Diese Art Vasallen ist zum Treubruch gleich bereit, sobald der Stern des Herrn sinkt.

Freilich, ein unedler König, schlimmer noch, ein unedel gewordener, kann keinen anderen Diener haben. Sie passen zusammen, durch gleiche Minderwertigkeit vereint.

Franken sind es, und doch fühlt sich Samo ihnen unendlich fern. Nicht die leiseste Stimme des Blutes regt sich in ihm und tritt für sie ein. Fast wäre es ihm lieb, daß es geschähe, selbst wenn es Schmerz und Widerspruch schüfe. So aber fühlt er sich ganz allein – sehr einsam, daß er plötzlich vor innerer Bedrängnis tief aufseufzen muß.

Sehr einsam . . .

Im Sommer 631 dingt Samo wieder Werkleute aus dem Langobardenreiche. Das Haus wird zu klein, denn eines lachenden Maitages ist von Mähren ein stattlicher Brautzug gekommen.

Drahomira, die den Herzog enger mit ihrem Lande verknüpfen soll, gilt als die schönste und edelste aller Jungfrauen. Kein Wunder, daß Njeras und Wlastas Herzen in heller Eifersucht entbrennen.

Unmöglich sind drei Frauen unter einem Dach. Sie kann man nicht wie drei Völker in einem Bund vereinen. Jeden Tag gibt es Plänkeleien spitzer Worte, Blicke, die vernichten würden, wenn sie mehr als Blicke wären, eisiges Schweigen, das auch für den Gatten daheim jedes Behagen ertötet. In seiner Abwesenheit kommt es sogar zu lauten Auseinandersetzungen. Soll das Haus nicht nur ein Schlachtfeld der weiblichen Eifersüchteleien werden, muß er es ausräumen und jeder Frau, wie es auch in anderen Familien geschieht, ein eigenes kleines Haus bauen.

Seit Drahomira da ist, haben Njera und Wlasta einander sich genähert. Sie fühlen den Teil von Samos Herzen, den jede ausschließlich für sich zu besitzen wähnt, in gleicher Gefahr. Weil Njera Ende des Hornungs nun auch eine Tochter geboren hat, schlingt zwischen ihnen sich mit hundert feinen Fasern das Band der Gemeinsamkeit um so fester.

Wlasta begreift jetzt gar nicht mehr, daß sie Jar-milas wegen das Haus einen Winter und Frühling lang gemieden hat. Kein Blick, kein Wort der Schadenfreude sind ihr zu Aug und Ohr gekommen, obwohl beide unablässig darauf gelauert haben. Nur sie selber hat die Reise von Böhmen nach Karantanien zu einem Dornenwege für ihr Herz gemacht.

Njera findet sich allerdings in die neuen Verhältnisse viel leichter als Wlasta. Die Mutter zweier

Söhne braucht um Achtung nicht besorgt zu sein; diese kann die dritte Frau ihr niemals rauben. Im übrigen ist bei den Kindern ihr Leben mit Freuden und Pflichten so sehr ausgefüllt, daß der Mann ihr sacht entrückt. Ihre Neigung erkaltet nicht, aber mütterliche Reife weiß sich zu bescheiden. Es schmerzt kaum noch, wenn Samo die beiden jüngeren Frauen vorzieht. Dafür hat Njera die erste sein dürfen. Ergebenheit in ihr Schicksal, eines windischen Weibes letzte Weisheit, nimmt dem Beiseitestehen seinen schärfsten Stachel.

Wlasta hingegen wird nicht so bald verzichten lernen. Sie ist ja sechs Jahre jünger und nur Mutter eines Mädchens. Unendlich reich erscheint ihr Njera. Schmerzlich bohrt in ihr die Eifersucht auf Drahomira.

Das Schlimmste aber leidet sie, weil sie dem Gatten dieses Gefühl sorgfältig verbergen muß. Als sie sich einmal hat hinreißen lassen, ihm Vorhalte zu machen, daß er seine Gunst ungleich verteile, hat er sie hart angefahren.

Sich bescheiden fällt ihr im Gegensatz zu Njera bitter schwer. Drahomira ist schön und kann nichts dafür, daß sie deshalb auf die Schönheit anderer Frauen Schatten wirft. Kein eigener Ehrgeiz hat sie hergetrieben, sondern der Wille ihres Volkes, dessen Erwählte sie ist. Wlasta muß dies gelten lassen und haßt trotzdem die junge Frau, die im hellsten Glanz der Jugend blüht, haßt Mähren, das sie gesandt hat, mit unsinnigem Zorn.

Sie selber macht sich schön, so viel sie kann. Noch ist das frühe Altern ihr ferngeblieben, aber ein wenig Nachhilfe schadet nicht.

Auf der Mädchenburg hat sie sich mit solchen kleinen Kunstgriffen nicht abzumühen brauchen. Sie mögen weiblich sein und sind ihr doch im tiefsten zuwider. Weil diese Schminken, Salben und Essenzen

von Westen stammen, sind sie ihr darum nicht begehrenswerter.

Wenn Wlasta recht mißgestimmt ist, steht plötzlich zu ihrer eigenen vorwurfsvollen Bewunderung die Mädchenburg wieder im blassen Abendrot eines leichtfertig verscherzten Glückes.

Sie hätte doch vielleicht die letzte treue Schar der Schwestern nicht zersprengen sollen.

So hat sie sich selber der einzigen Zuflucht beraubt. Als habe sie mit frevler Hand die Stätte ihrer Jugendträume roh verwüstet, kommt es ihr vor.

Wofür?

Allein für Samo, um durch eine Tat seiner Liebe gewisser zu sein.

Es hat ihn beinahe nicht berührt. Was ihr eine schwere Bürde dünkt, ist ihm, dem Starken, nur eine leichte Flocke. Heute weiß sie, daß sie Tat wie Wirkung überschätzt hat. Er muß sich um wichtigere Dinge kümmern, muß drei Länder übersehen und übersieht dabei leicht die Unordnung im Herzen einer Frau.

Ja, wenn er nur Samo wäre — aber Herzog Samo!

Hört sie auf den Straßen die Leute von ihm sprechen, meint sie, von einem Fremden sei die Rede. Obwohl er kaum ein paar Zoll größer als die anderen ist und seine Schultern nicht breiter als die ihren sind, schreitet er doch wie ein Riese unter ihnen, und sie neigen sich vor ihm in Ehrfurcht, ohne Zwang. Es reizt Wlasta, weil es einen Abstand schafft. Es quält sie, weil es den Gatten von ihr zu entfernen droht.

Ganz anders Njera. In sich selber ruhend, empfängt und schenkt sie, fruchtbare Mutter. Niemals peinigt sie der Gedanke, ob stark oder schwach sei, was sie zur Welt bringen wird. Ist es gesund, so darf es wachsen, folgsam dem Trieb des Lebens, der in ihr

selber reich sich offenbart. Ob es hoch oder niedrig sein Dasein erfüllt, muß man mit Geduld erwarten. Nur wie es die Rojenice beschlossen haben, kann es geschehen. Kein Schößling gedeiht darüber hinaus, auch wenn wir jeden Tag ihn mit einer Schutzwache von hundert Wünschen umgeben.

Wlasta hingegen schickt ganze Heerzüge von Wünschen aus. Sie sehnt sich mit brennendem Verlangen, dem Riesen einen Sohn zu schenken, der des Vaters würdig ist und seine Art in Böhmen fortpflanzt bis in spätere Jahrhunderte. Nicht als Stammutter eines Geschlechtes von Bauern, sondern von Herrschern will sie einmal gelten und sich dadurch neben Samo behaupten.

Diese ehrgeizigen Gedanken zerstören ihr den Frieden am Tage und den Schlaf bei Nacht. Selbstquälerisch vor Ungeduld, sieht sie Mond um Mond entgleiten, voll Bangen, sie könne vor der Zeit welken und von dem Gatten übergangen werden.

Bemerkt sie eine Spur, die ihre Wangen schlaffer oder kantiger erscheinen läßt, schlägt der Haß gegen Drahomira im selben Atemzug zu höheren Flammen auf. Was putzt die Gans sich so! Ihre glatte Stirn kann den Schmuck der Locke leicht entbehren. Die zarte Farbe ihrer Wangen bedarf nicht des bunten Tuches, um sich noch schöner vom schwarzbraunen Haare abzuheben, ihr weißer Nacken keiner zierlichen Kette, damit er seine schlanke Biegung verführerischer zeigt.

Während sie so mißgünstig und haßerfüllt Drahomira belauert, reißt sie sich manchmal noch im letzten Augenblick zurück. Stammutter eines Geschlechtes von Herrschern will sie werden – ist es da nicht unwürdig, so zu fühlen? Muß sie sich bei kühlerem Verstand nicht vor dem eigenen Gewissen schämen?

Die andere tut ja nichts, was sie selber unterlassen müßte.

O doch, Drahomira übt einen einzigen Zauber, der Wlasta fehlt! Ungekünstelt ist sie gleich einem jungen Frühlingsmorgen. Sie sucht nicht mit äußeren Mitteln zu wirken und wirkt deshalb aus sich selber heraus doppelt stark. Sie scheint so reich, als wolle sie nur immer verschwenderisch schenken, nie eigensüchtig nehmen. Sie sorgt um keine Zukunft, sondern läßt sich ganz von der Gegenwart erfüllen, deren Schatten ihr nur Kühlung bieten, nicht drohen. Mit der glücklich heiteren Anmut eines sonneliebenden, schönen Schmetterlings schwebt sie durch den Tag und trägt ein Leuchten in ihn hinein, auch wenn er sich ihr stumpf und grau entgegenstellt.

Kein Wunder, daß gerade dieser Zauber Samo fesselt und berückt. Für einen Mann über vierzig ist solch ein Reiz unwiderstehlich.

In tiefen Zügen trinkt er den Wein der Jugend von den weichen Lippen Drahomiras. Die starke Süßigkeit läßt ihn nicht wie Schwächlinge taumeln, macht ihn nicht träge oder schlaff. Sie gibt im Gegenteil ihm Kraft und Freude für das große Werk, das, stetig wachsend, eine immer stolzere Weite umfassen will.

König Dagobert durchlebt auf seiner Pfalz zu Marlenheim im Elsaß eine bittere Stunde. Sein langjähriger Berater, der Bischof Arnulf von Metz, ist ihm sonst jederzeit ein lieber Gast gewesen; heute jedoch sind ihre Herzen dabei, sich für immer zu trennen.

Die beiden Männer sitzen mit finsternen Gesichtern einander gegenüber, der schlanke, blondgelockte und der breite, grauhaarige, dem aber weder Alter noch christliche Demut den straffen Rücken beugen oder auch nur die Schulter krümmen.

Sie schweigen.

In den kantigen Zügen des Bischofs wetterleuchtet mühsam bezwungene Erregung. Sein Mund ist schmal

zusammengekniffen, als wolle er jedem Wort die Lippen sperren. Die sonst scharf blickenden Augen sind von den schweren Lidern fast verdeckt. Das gibt dem ziemlich fahlen Antlitz etwas steinern Lebloses.

Die Blicke des Königs laufen unsicher hin und her. Sie suchen an diesen harten Zügen einen Halt, gleiten ab und unternehmen es doch eigensinnig stets von neuem. Seit den Knabenjahren ist Dagobert das Gesicht Arnulfs bis in die kleinste Falte vertraut. Heute aber steht darin eine Fremde, die er nicht überwinden kann.

Dieses Schweigen ist keine Pause, sondern ein stummer Kampf.

Endlich ermannt sich der König, es zu brechen.

„Es bleibt also Euer endgültiger Beschluß, mir Eure Dienste bei Hof aufzusagen und dauernd in Eurem Bistum Metz zu verweilen?“

Seine Frage quillt über von kleinlautem Vorwurf.

„Er bleibt es“, erklärt Arnulf abweisend, ohne die Lider auch nur einen Spalt weit zu öffnen oder die Finger zu rühren.

Dagobert kann das strenge Stillesitzen nicht mehr ertragen. Bisher hat er sich steif gehalten, weil er es bei derart ernstem Unterhandeln seiner königlichen Würde für angemessen erachtete, aber es zuckt ihm in den Händen. Er gestattet sich deshalb ein paar fahrige Armbewegungen.

„Nachdem Ihr mir seit meiner Kindheit, fast kann ich sagen, seit meiner Geburt stets ohne Falsch und Eigennutz gedient habt, bedaure ich Euren Entschluß sehr.“

Die Wärme seiner Stimme zeugt dafür, daß er es ehrlich meint, der gekränkte Ton seiner Worte, wie schmerzhaft er getroffen ist.

„Ich würde Euch gern in Treue weiterdienen.“ Jetzt hebt der Bischof die Augen und richtet sie voll auf Dagobert. „Ihr selber jedoch hindert mich daran.“

Der König wagt dem durchbohrenden Blick standzuhalten. Früher hat er ihn gefürchtet. Daß er ihm nun nicht mehr in kindlicher Scheu ausweichen muß, erhöht sein Selbstvertrauen.

„Wollet bedenken, daß ich kein Knabe mehr bin! Mit fünfzehn mochtet Ihr mich gängeln, nahe an dreißig nicht.“

„Solange Ihr König seid, ist es nie meine Absicht gewesen, Euch zu gängeln. Nur Euch den rechten Weg zu zeigen, wenn Ihr abirrt, habe ich mich bemüht.“

„Ihr drückt Euch umständlicher aus, aber es besagt das gleiche.“

Die Stimme des Bischofs wird schärfer:

„Ihr irrt oft ab. Mehr als ich verantworten kann. Darum gehe ich.“

„Weicht wenigstens nicht im Zorn von hinnen!“

Die lebhafteste Liebenswürdigkeit Dagoberts gewinnt nicht nur Frauenherzen schnell. Sie übt auch auf Arnulf ihre Wirkung, obwohl er weiß, daß sie nur von der Oberfläche stammt.

Viel milder spricht er:

„Wenn ich auch im Zorn gehen muß, laßt mich doch zum letztenmal um so dringender Euch warnen. Ihr habt es dieser Tage selbst erlebt, wie schlecht hier in Austrasien, das Euch zuerst so herzlich anhing, die Stimmung gegen Euch geworden ist.“

„Die Schuld daran trägt Gomatrude.“

„Ihr braucht der Erzürnten keinen Vorwurf daraus zu machen. Soll sie vielleicht Lob und Preis Euch singen? Ohne den Schein irgendeines Rechtes habt Ihr sie verstoßen, denn sie hat den Platz an Eurer Seite stets mit königlicher Haltung eingenommen.“

Dagobert unterdrückt nur lässig ein Gähnen.

„Sagt lieber mit langweiliger Haltung, dann stimmt es.“

„Daß Euch die Kammerzofe minder langweilt, ist Eure Sache. Da sie ihre Reize Euch dienerinntreu mit offenen Armen dargeboten . . .“

„Geht nicht zu weit!“

„Es ist des Landes Stimme, die Euch mahnt. Wenn Euch die Schmeichler umsäuseln, die an Eurem Hofe hübsche Weiber oder sonst einen Vorteil suchen, klingt es Euch freilich angenehmer in den Ohren.“

Der König zuckt hilflos die Achseln und schweigt.

„Man verübelt es Euch sehr, daß Ihr diese leichtfertige und unedle Nanthilde zur Königin erhoben habt.“

Ein tiefes Grollen klingt aus Arnulfs Worten, obwohl er höfisch gelassen spricht.

Dagobert stützt beide Ellbogen auf die Lehnen des Sessels. Furchen graben sich in seine Stirn. Er spielt in diesem Augenblick vor sich selber den Starken, trotzdem er recht gut weiß, daß er es gar nicht ist.

„Das Volk hat zu viel Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die allein den König angehen. Man muß es beschäftigen.“

Dagoberts Worte haben jetzt einen ganz anderen Klang als vorhin. Ein lang gehegter Plan steht hinter ihnen. Ein auftrumpfender Wille macht sie schroff und hochfahrend.

„Ihr deutet an, was uns am weitesten trennt“, erwidert Arnulf mit bedächtigem Ernst. Dann aber ist es ihm, als müsse er durch einen raschen Gegenschlag die drohende Gefahr abwenden, und er sagt fast überstürzt, durchaus nicht entsprechend seiner sonstigen Art: „Laßt vom Feldzug gegen Böhmen!“ Er seufzt. „Ich will Euch ein Opfer dafür bringen und bleiben.“

„Daß Ihr es nicht einsehen wollt! Wir brauchen Krieg.“

„Wir brauchen Frieden, damit aus den vielen Völkern, die das Reich der Franken nur locker um-

schließt, in stetiger Arbeit ein Staat wird, wie Rom es war.“

„Blut schmiedet ihn besser zusammen.“

„Nehmt noch diesmal eine Mahnung zur Vernunft an! Des Königs und des Volkes Wünsche streiten miteinander. Das Volk will Frieden.“

„Es begreift nicht, worum es geht.“

„Es begreift nur zu gut, daß der König durch Waffelärm das Murren übertäuben will, das sich jeden Tag stärker wider ihn regt. Darum täuscht Euch nicht und wähnt, Ihr könntet für Euren, einzig und allein für Euren Krieg Begeisterung erwecken!“

So hart die Worte Dagobert anspringen, treffen sie doch nicht sein Herz. Mit seltsam verlorenem Blick schaut er lächelnd in die Ferne. Dann sagt er, und es klingt, als ob seine Stimme von weither komme:

„Der König könnte Euch auf solche Rede rauh von hinnen weisen. Der Berater meiner Jugend indes mag erkennen, daß Dagobert nicht undankbar ist.“ Seine Augen beginnen zu leuchten. Er wirft den Nacken zurück. Seine Stimme bekommt plötzlich einen schwebenden, weicheren Ton. „Scheltet mich nur, daß ich das Erbe meines Blutes verwalte, wie ich es vom Vater her gewohnt bin, daß ich zum Verschwender werde, um mich an Weibesschönheit zu berauschen! Ich bleibe doch der König.“ Er spreizt die Hand aus. Sie ist nicht sehr groß und wenig kraftvoll. „Seht, hier in meiner Rechten halte ich das geeinte Reich der Franken, seit Chlotar tot ist. Was bedeutet dagegen das Schmälén Gomatrudes!“

„Ihr scheint den Sohn der Sichildis aus der letzten Ehe Eures Vaters zu vergessen.“

„Charibert ist erst ein Kind. Wie Chlotar bestimmt hat, wird er in meinem Dienst über Aquitanien herrschen, doch nur ein Mann des Königs und nicht mehr.“ Die Stimme Dagoberts klingt jetzt ohne schwebende Weichheit leidenschaftlich scharf. „Weil

ich aber in meiner Hand die Völker halte, bin ich auch verantwortlich für jeden Freien und jeden Knecht, die im fremden Land zu Schaden kommen. Das Ansehen des ganzen Reiches steht auf dem Spiel, wenn man die Winden wegen ihrer Freveltat nicht züchtigt.“

„Der Herzog hat vierfaches Wergeld angeboten. Für Kaufleute ist dies reichlich genug.“

„Es wäre genug, wenn ein anderer als der Herzog es böte.“

„Hättet Ihr die Verhandlungen nicht schon fast ein Jahr hinausgezogen und den Vorschlag angenommen, gäbe es keine Ursache mehr für den Krieg.“

„Bleibt nicht trotzdem die Ursache bestehen, weil dieser Herzog Land um Land an sich saugt? Gestern kam mir von Thüringen Nachricht zu: auch die Dalamensen, die wir bisher stets als treu zum Reich befunden haben, liebäugeln schon mit ihm. Ich weiß nicht, was für ein Mittel er besitzt, daß alle ihn so willfährig umwerben.“

Arnulf lächelt vielsagend. „Das dürfte unschwer zu erklären sein.“

„Nicht einmal ein Winde ist er.“

„Darum wagt es von diesen keiner, sich mit ihm zu messen.“

„Ein Franke ist er.“

Das hintergründige Lächeln verschwindet vom Antlitz des Bischofs. Voll nachdrücklichem Ernst versetzt er, während seine Augen die unsted herumwandernden Dagoberts gebieterisch festhalten:

„Woher der Herzog stammt, erscheint mir nebensächlich. Nur dies dünkt mir wichtig, daß er ein gottgesandter Führer ist und, jedem König zum Vorbild, die Völker friedsam in festem Bund vereint.“

Dagobert senkt den Blick, den der Bischof aus seiner strengen Haft entlassen hat, kraftlos zu Boden.

Ein Kringel der Sommersonne bietet ihm dort ein lichtiges Ruhelager.

„Ihr fürchtet den Herzog?“

Die Frage wird erst nach einer stummen Weile laut und ist nicht ohne eine Spur von leichtsinnigem Spott.

„Ich fürchte Gott, der sich in ihm wie durch ein Wunder sichtbar offenbart“, erwidert Arnulf um so ernster.

Dagobert hebt den Kopf und lächelt fein. „Dem Herzen eines frommen Bischofs entstammt dieses Wort.“ Er wirft die langen Locken aus der Stirn. „Ein König muß anders denken.“

Abermals sinken die Lider über Arnulfs Augen.

Eine rasche Flucht von Gestalten, zieht es an ihm wechselvoll und bunt vorbei. Immer sind sie zu zweien mit darunter, der junge Merowing und der Bischof. Jahre gemeinsamen Erlebens steigen empor und schwinden.

Lang... lang...

Er reißt die Augen auf.

Es währt ihm zu lang und sind doch wenige Minuten nur gewesen.

Ja, dort sitzt noch der König, im selben Raum wie einst. Dieser ist mit seinem aus vielen Ländern hergeholtten fremden Prunk der gleiche geblieben, aber die beiden Menschen haben sich gewandelt, sind nicht mehr lehrend und lernend freundschaftlich verbunden.

Ein inneres Frösteln mahnt den Bischof, welche eine breite Leere zwischen ihnen beiden abgrundtief klapft.

Sie zu fliehen, steht er kurz entschlossen auf.

„Ich habe Euch gewarnt.“ Seine Worte klingen abschließend, und der König nimmt sie auch so entgegen. „Nun erlaubt mir, zu gehen. Wie Gott den Herzog einen weiten Weg von West gen Ost gesandt hat, schickt er vielleicht auch Euch in die Ferne. Laßt

Euch durch mich nicht hindern, zu erfüllen, was Ihr erfüllen müßt!“

Dann geht er mit knappem Heben der Hand, nur zum Gruß, nicht zum Segen, rasch hinaus und schneidet so dem König jede Widerrede ab.

Dagobert bleibt, in Sinnen versunken, zurück. Ungewohnt bescheiden haben die Abschiedsworte des Bischofs geklungen und doch, als berge sich hinter ihnen ein Doppelsinn.

Kein guter!

Schwer legt es sich auf das wandelbare Herz des Königs. Da rascheln die Falten des Vorhangs der Seitentür. Nanthilde stiehlt sich herein.

Zierlich und gelenk, schleicht sie unbemerkt näher. Sie ist barfuß. Der tiefe, weiche Teppich trinkt ihre Schritte ein. Die blaßrote Seide des weichen Gewandes vermeidet das leiseste Knistern, als sei ihr das Spiel der Liebe wohlvertraut.

Nanthilde deckt Dagobert die Augen mit den Händen zu.

„Ein König darf nicht grübeln!“ lacht sie und küßt ihn zärtlich.

In rascher Leidenschaft schlingt er den Arm um sie. Die Wärme ihres Körpers, die von der dünnen Seide nicht zurückgehalten wird, schmilzt alle seine Sorgen wie Sonne Frühlingsschnee.

„Du hast gehorcht?“ fragt er ohne Mißfallen.

„Nur zuletzt. Königlich hast du gesprochen. Wahrhaft königlich!“

Sie drückt sich schmeichelnd an ihn. Spielerisch läßt sie dabei ihre rotblond gefärbten Flechten über sein Gesicht gleiten, daß er, wie abgeschnitten von aller Welt, nur den Wohlgeruch ihres gesalbten Körpers und den Duft ihrer Haare spürt.

Seine schlaffen Züge spannen sich wieder. Jetzt gibt es keinen Staat mehr, kein Reich der Franken. Die Worte des Bischofs Arnulf sind in tauben Wind

gesprochen, doch bis in sein letztes Blut hinein verschwendet sich in dieser sonnentrunkenen Nachmittagsstunde ein echter Merowing.

Niemand unten im Tale weiß mit Bestimmtheit zu sagen, wer die Hirtin von der Rauhen Alm, wer Sanda ist.

Bis zum vorigen Sommer hat man sie noch auf der hohen Matte, die gipfelnah zwischen zwei griesgrämig grauen Bergbuckeln heiter lächelnd schwingt, in Gesellschaft eines greisen Mannes gesehen. Er sei zu Anfang des Herbstes gestorben, hat sie erzählt, als sie kurz vor Einbruch des Winters bei dem nächsten Bauern tiefer talwärts mit ihrem Vieh Unterkunft suchte. Nach tagelangem, starkem Regen sei ein Block von einem Felsen losgebrochen und habe ihren Vater erschlagen, so daß sie ihn wegen des steinigen Bodens unter schweren Mühen an der gleichen Stelle bestatten mußte.

Alle, denen sie es erzählt hat, Männer wie Weiber, sind einhellig der Meinung gewesen, daß Sanda im nächsten Frühjahr nicht wieder auf die entlegene Alm ziehen werde. Ein Mädchen allein! Es gibt unten genug Plätze, die mühelos vier Kühe, etliche Schafe und ein paar Ziegen sättigen.

Trotz dringenden Abmahnens ist sie nun doch wieder oben, und jetzt wundert man sich eigentlich kaum noch darüber. Sie gehört nicht zum Volk des Tales; man sieht es ihr deutlich an, daß sie aus einer anderen Gegend stammt. Ihr Haar gleißt in einem fremden Blond. Aus ihren graublauen Augen sprüht manchmal ein grünes Funkeln, das die Weiber erschreckt. Wenn Sandas Gesichtszüge nicht oft so abstoßend kantig würden, wie Felsenränder, wären sie schön.

Man traut ihr wohl zu, daß sie gleich einem Knecht mit dem Vieh umzugehen weiß und sich auch des

streunenden Raubzeugs furchtlos entledigen kann. Ihre kraftvollen Hände sehen aus, daß sie waffengewohnt sind. Sie wäre also für einen jungen Einödbauern keine schlechte Gefährtin. Trotzdem fliegt von ihr keinem der Burschen ein Funke ins Herz, das sonst leicht zu entzünden ist.

Ein dunkles Gefühl warnt die Unternehmungslustigen. Gegen die Fremde bleibt stets Vorsicht geboten, denn von ihrer Mutter weiß man noch weniger als von dem Vater. Man hat sie mit keinem Blick gesehen. Manche wollen wissen, sie sei eine Wila gewesen und gar nicht gestorben, sondern nur wieder heimgekehrt auf den Gipfel der großen Wila. Deshalb halte es auch die Tochter in der Nähe dieses Gipfels fest, könne sie nicht von der Rauhen Alm lassen, wo man ihn jeden nebelfreien Tag sieht und er bei klarem Wetter zum Greifen dicht heranrückt.

Man verhehlt Sanda durchaus nicht, daß man ihr mit Mißtrauen begegnet. Sie lächelt spöttisch und überheblich, denn sie verspürt keine Lockung nach der Tiefe des Tales.

Gar keine Lockung?

Es wäre ihr zuwider, dort danernd wohnen zu müssen, bei jedem Schritt, jedem Händerühren von neugierigen Augen bewacht. Der Dunst der niedrigen Räume, wo viele Menschen eng zusammen hausen, verursacht ihr Ekel und Beklemmung. Allerdings möchte sie wohl das Seltsame kennenlernen, das man Liebe heißt.

Es trügt und schmerzt, hat die Mutter das Kind bitter gewarnt, ein paar Tage, bevor sie gestorben ist. Jahre sind darüber hingegangen. Lange Zeit hat das Mädchen die herbe Weisheit fast vergessen gehabt. Nun aber hört es sie wieder, klagend, warnend, aus dem stillsten Grunde des Herzens herauf.

Dennoch möchte Sanda erfahren, was Liebe ist.

Ins Tal freilich wird sie darum nicht hinabsteigen. Hier oben will sie warten, bis einer kommt — hier

oben, wo es ihr freisteht, in die unendliche Einsamkeit zu entweichen, wenn sie nicht mehr die Nähe eines Menschen ertragen kann.

Oft sitzt Sanda auf einem der Felsbuckel. Stundenlang kann sie regungslos so verharren, als sei sie verwachsen mit dem grauen Stein. Die Kraft der ungeheuren Weite durchrinnt sie. Das Glück des Einsseins läßt in dieser stummen Ruhe ihr Herz leise erzittern, während ihre Blicke ohne Hast von Gipfel zu Gipfel gleiten und schließlich über steile Tiefe jäh ins breite Drautal niedersinken, wo, von Dumpfheit umwittert und dunkel, die Hütten der Menschen hocken.

Hier oben dagegen schmeckt die Luft rein nach dem Wohlgeruch der Blumen, dem Harz der Fichten und dem Stäuben stürzender Quellen. Der Wind harft in den zerzausten Wetterbäumen und ihrem bescheideneren Gefolge. Selbst solange es still zu sein scheint, sind trotzdem hundert feine Stimmen lebendig — das Wehen der Gräser, das Summen der Käfer und Bienen, das zarte Sirren leichter Flügel, die den blauen Duft bunt gaukelnd durchschneiden. Ferne Vogelrufe wirken schon wie ein Wecken, wie Warnung, und das Rauschen der Zirben, der obersten Bäume, die sich ein paar Schritte vom Joch zwischen Fels und Himmel einsam verlieren, läuft dem Sturm knapp voraus, wenn das Wetter launisch wechselt.

In dieses weltverlorene Getriebe aber blickt der Gipfel der großen Wila herein, und dies dünkt Sanda am wichtigsten. Er vor allem, so unzugänglich er ist, weckt in ihrem Herzen für diese Almmatte das Gefühl der Heimat, der Verbundenheit, des beschirmten Geborgenseins. Es gibt hundert andere Berge außer ihm. Sie jedoch stehen fern, nur am Rande hingeworfen, damit eine Grenze gezogen sei gegen die Unendlichkeit, ein Platz zum Weilen für die schweifenden Blicke. Einzig er ist nah. Obwohl sonst die Menschen seinen Gipfel mit andachtsvollem Grauen, mit

schauender Ehrfurcht betrachten, empfindet Sanda seine Nähe nie als Drohung.

Sie weiß, was man raunt. Mag man ruhig glauben, daß ihre Mutter eine Wila gewesen sei! Man irrt sich, indes was tut dies! Sanda unterschätzt es nicht, daß auch der Tochter hierdurch eine Kraft beigemessen wird, die den einfachen Gemütern abergläubische Achtung abnötigt. Solche Achtung scheidet zwar von aller Vertraulichkeit, dafür wirkt sie viel sicherer als der festeste Zaun. Wer die Kraft einer Wila fürchtet, wird dieser nicht aufdringlich nahen und sie seinem Willen wie irgendein schwaches Menschenweib gefügig machen wollen.

Sandas Mutter ist keine Wila gewesen. Dennoch meint die Tochter oft zu spüren, daß auf sie etwas von der Kraft des geheimnisvollen Berges überströmt, weil sie ihn immer vor Augen hat und nachts im Sternenschein die wolkenweißen Töchter der großen Wila an dem obersten Rande der Alm tanzen sehen kann. Nur zu einer bestimmten Stunde geschieht es, die den einen Tag vom nächsten trennt. Man muß den Schlaf abstreifen, darf aber noch keine hellwachen Augen haben. Sieht man zu scharf hin, zerfließt alles in Nebel und Dunst. Kennt man jedoch das Zauberwort, wodurch die Wilen erfahren, daß man ihnen weder Böses sinnt noch ihre Tänze stören will – Sanda kennt es gut und weiß, daß man es ohne Laut aus traumhaftem Herzen heraus sprechen muß – dann fliehen sie nicht. Ihr Kleid ist Sonnen- gold; es behält an ihnen auch nachts seinen Schimmer. Sternenglanz schmückt sie, und weil die silberbleichen Mondstrahlen sie ernähren, blinkt ihre Haut so weiß.

Sanda hat sich noch nie vor ihnen gefürchtet.

Sie ist ihnen auch nicht gram, daß sie den höchstgelegenen Teil der Alm heimsuchen. Sie wird ihnen diesen Tanzplatz nicht streitig machen. Eine Gemein-

schaft ist da zwischen Wachen und Traum, und es gibt Stunden, wo der Traum die Herrschaft an sich nimmt und unirdische Feste feiert und schenkt . . .

Unbelästigt durch das Brennen und Gleißeln der Sonne, mildernd vom frischen Bergwinde umfächelt, hat Sanda auf ihrem Felsenthron den Mittag verbracht. Nun streckt sie wohligh die straffen, schlanken Glieder und steigt gemächlich zur Matte hinab.

Die ruhenden Kühe stehen schwerfällig auf, sie zu begrüßen. Sie kraut ihre breiten Stirnen oder klatscht ihnen tätschelnd die prallen Flanken, da brüllen sie vor Behagen und wandeln langsam ihr nach, der Hütte zu.

Als der unstete Wanderweg eines vom Schicksal weit Umhergetriebenen Sandas Vater hierher geführt hat, ist der altersschwarze, wetternarbige Bau leer gestanden. Die Hirten, die ihn einmal errichtet haben, müssen noch Langobarden gewesen sein und sind darum schon lange fortgezogen. So hat der neue Besitzer ein Eigentum gefunden, dessen Stämme er nicht erst fällen, glatthauen und fügen mußte. Das letzte Geschenk eines sonst kargen Lebens ist es gewesen und ihm auch so erschienen, ein unerwartetes Obdach für ihn und das mutterlose Mädchen. Trotzdem hat er sich nur damit begnügt, ein paar morsche Balken zu erneuern und etliche lockere Pfosten zu festigen. Auch an Gerät ist nicht viel hinzugekommen, denn der Alte hat in seiner Anspruchslosigkeit wenig Wert auf bequemes Wohnen gelegt. Weder Schnitzmesser noch Pinsel sind von ihm zur Verschönerung aufgerufen worden. Nur was dem Wind und Regen, was der Kälte wehrt, wurde sorgsam in Hut genommen, daß es ungemindert seinen Dienst versehen könnte.

Sanda hat schon die Hütte erreicht, da kommt ein Ziegenbock meckernd gesprungen. Langsamer folgen drei gefleckte, dickwollige Bergschafe. Eines hinkt. Es hat sich das Bein verstaucht und klagt.

Sanda läßt sich auf der Holzbank nahe dem Brunnen nieder. Sie nimmt das Tier wie ein Kind in den Arm und streicht ihm das kranke Bein, während sie halblaut ein paar feierlich fremde Worte spricht, den Zaubersegen, den sie für solchen Zweck von der Mutter gelernt hat.

Nun stellt sie das Schaf auf die Erde. Es macht einige Schritte ohne Hinken, dann kehrt es um, blickt zu der Helferin unverwandt empor und will nicht mehr fort. An ihre Knie gedrückt, bleibt es stehen und blökt zärtlich.

„Ich habe jetzt zu tun“, sagt sie überredend, wie man mit seinesgleichen spricht, und gibt ihm einen leichten Schlag auf den krausen Rücken. Da geht es zaudernd, wieder ein wenig hinkend, aber gehorsam.

Sie holt aus der Hütte einen plumpen Kübel. Die Kühe umdrängen sie, daß sie sich manchmal der wedelnden Schwanzquasten erwehren muß. Lau eingehüllt in den Dunst der braunen Leiber, melkt sie. Schäumend spritzt die Milch in den hölzernen Zuber.

Bei der letzten Kuh verspürt Sanda plötzlich Hunger. Mittag ist schon eine Weile vorüber, da fordert der Magen knurrend sein Recht, an so viel Bedürfnislosigkeit er auch gewöhnt ist. Sie führt das Euter zum Munde und saugt mit Behagen. Es geschieht nicht zum ersten Male und fällt ihr darum leicht. Dann melkt sie fertig und lobt die Kuh, weil diese viel gegeben hat.

Als Sanda von dem Felsbrocken, der ihr statt eines Schemels dient, nach vollendeter Arbeit aufgestanden ist, vernimmt sie Tritte. Sicher sind sie noch ziemlich entfernt, aber die reine Luft der Höhe trägt den Schall ungemindert und klar. Es kann keine Kuh, kein Wild sein. Zu gut kennt Sanda jedes Geräusch.

Manchmal poltern Steine dazwischen, aber sie drohen nicht. Sie werden nur mutwillig zum Springen und Rollen gebracht.

Nun sieht Sanda.

Ein Mann – ein noch junger Mann!

Er trägt Waffen. Ein Jäger wird es wohl sein. Drohend ragt ihm zu Häupten der Spieß in die Luft.

Er grüßt sie schon von fern, freudig überrascht, weil er in dieser Einsamkeit unverhofft einem menschlichen Wesen begegnet.

Sie dankt ihm gemessener.

Warum aber schlägt plötzlich ihr Herz so wild?

Im größten Gipfelsturm hat es nicht wilder geschlagen oder wenn die grellen Blitze der lauten Berggewitter flammten.

Sandas Wangen färben sich von heimlicher Erregung röter.

Ist es der Unbekannte, auf den sie schon so lange wartet?

„Hier oben bin ich noch nie gewesen“, sagt Wilfried, sich umschauend, entdeckungsfroh.

Er lächelt Sanda an. Sie gefällt ihm auf den ersten Blick, obwohl sie ganz anders aussieht als die rundgesichtigen Weiber im Tal. Dort würde sie ihm vielleicht gar nicht gefallen. Zu dieser Rauhen Alm aber paßt sie. Ihr Mund blüht, wie auf den stillen, hohen Matten die Rose ohne Dornen.

Sie lächelt ihm Antwort, jetzt ohne Scheu. Ihr Herz ist ruhig geworden; es fürchtet sich nicht leicht vor Gefahr. In dem eben noch verhangenen Blau ihrer Augen reißt grünschimmernd eine Tiefe auf, die den Jüngling berückt.

„Bist du immer hier?“ fragt er tastend.

„Ja, ich gehöre hierher.“

Er vernimmt aus ihrer Stimme einen ihm neuen und geheimnisvoll dünkenden Klang. Ein Schwingen ist in ihr und trägt den Aufhorchenden sogleich mit fort. Unausgesprochene Sehnsucht aber ruht tiefer im Grunde und erreicht ihn noch nicht.

„Wie heißt du?“ fragte er überhastig, als müsse er Versäumtes nachholen.

„Sanda.“

„Sanda“, wiederholt er und bemüht sich, in seine Stimme den vollen Ton der Zärtlichkeit zu legen, die in diesem Augenblick mit stürmischer Gewalt sein Herz bewegt.

„Und wie heißt du?“

„Wilfried.“

„Wilfried – den Namen habe ich noch nie gehört.“

„Es ist ein fränkischer Name.“

„Der Herzog ist doch ein Franke.“

Wilfried bejaht, aber er denkt nicht daran, sich als Samos Sohn zu entdecken.

Sanda läßt den Faden des Gespräches rasch fallen. Es bedeutet für sie nichts, wer unten herrscht. Ob Winde oder Franke, ist ihr gleich. Was tut es auch, wie der Jüngling heißt! Er gefällt ihr – dies allein ist wichtig. Stark und schön steht er neben ihr. Sie braucht auf ihn nicht wie auf manchen anderen hinabzusehen. Unverhohlen mustert sie ihn.

Weil er spürt, daß er ihr gefällt, legt er zwanglos den Arm um sie.

„Weißt du hier Bescheid?“

„O ja“, lächelt Sanda wegen einer so überflüssigen Frage.

„Was für ein Berg ist das dort drüben? Ich finde mich nicht mehr zurecht. Alles sieht sich hier gegen unten verschieden an.“

„Der mit dem vielzackigen Gipfel?“

„Und dem schroffen Abfall.“

„Der Berg der großen Wila.“

Wilfried erlauscht in Sandas Stimme ein verhaltenes Beben.

Er lacht jungenhaft. „Fürchtest du dich vor der großen Wila?“

Sanda stutzt. Ihre Züge werden strenger und verschließen sich. Was er wissen möchte, wird er nicht erfahren. Sie ist keine Schwätzerin und hält ihre Worte im Zaum.

„Ich brauche den Berg nicht zu fürchten“, erwidert sie. „Er bewacht mir die Alm.“

Wilfried überhört, daß sie seiner Frage ausgewichen ist.

„Viele Menschen fürchten den Berg. Schroff und unnahbar genug schaut er aus!“

„Er schaut nicht nur so aus.“ Es ist Sanda, als sei es ihre Pflicht, das Ansehen des Berges zu verteidigen. „Er muß ja auch schroff und unnahbar sein.“

„Warum?“

„Das weiß doch ein jeder. Bist du denn erst so kurze Zeit hier im Lande?“

„Ich weiß, daß die große Wila dort oben wohnen soll.“

„Freilich wohnt sie dort oben. Nur ein Fremder kann das bezweifeln.“ Sanda beginnt sich in Eifer zu reden. Ihre Augen leuchten und mildern durch ihren Glanz die Strenge des Gesichtes. Leidenschaftlicher Glaube gibt jedem Wort den Klang der Andacht und Wahrheit. „Aus Gold, Scharlach und Perlen ist das Wolkenschloß der großen Wila gebaut. Da vermählt sie ihre Kinder, sie hat deren viele, und in ihren weißen Mantel gehüllt, schaut sie furchtlos zu, wie der Blitz mit dem Donner spielt.“

„Du erzählst, als seist du selber schon droben gewesen.“

„Ich sehe es doch bei jedem Gewitter, und wenn du eines hier erlebst, wirst du auch manches sehen, wovon man unten nichts weiß. Zwei Welten sind dort und hier.“

„Zwei Welten, ja“, bestätigt er, zum erstenmal von ihren Worten voll überzeugt.

Darum hat es ihn ja aus dem Tal auf die Höhen getrieben, damit er die zweite Welt sich schweifend

erobere. Sanda aber steht vor ihm gleich einer strengen, schönen Botin dieser harten, großen Welt. Wie diese bewundert er jetzt auch sie. Wie diese liebt er jetzt auch sie. Er kennt sie kaum und dennoch fühlt er sich ihr nahe, als habe seine Sehnsucht, die Sehnsucht nach den Höhen, sie schon lange zärtlich umworben.

„Was für schönes Haar hast du!“

Er muß es anrühren.

„Eine goldene Flut umglänzt dein Gesicht“, staunt er, als sie in rasch erwachender Eitelkeit den Kopf aus dem Schatten biegt und mit einer leichten Bewegung spielerisch Sonnenstrahlen einfängt.

Plötzlich reißt er sie an sich und küßt sie.

Heiß hauchen seine trunken gestammelten Worte Sandas noch kühles Herz an:

„Ich liebe dich!“

Wieder küßt er sie.

Ihr Mund blüht gleich der Rose ohne Dornen, aber ihre Lippen schenken nicht, sie dulden nur.

Etwas lang Erwartetes geschieht, und doch fühlt Sanda sich überrascht. Ungewohnt ist ihr dies alles. Ihrer Sicherheit droht Gefahr.

Das Wort der Mutter fällt ihr ein – daß Liebe schmerzt und trügt. Noch ist dieses lange tief im Herzen getragene Wort mächtiger als der Augenblick.

Sanda entwindet sich jäh Wilfrieds Umarmung.

„Ich muß nach den Kühen sehen, damit sie sich nicht verlaufen.“

„Ich helfe dir.“

„Hast du noch Zeit?“

Eigentlich wäre es ihr jetzt recht, wenn Wilfried wieder ginge und sie in der vertrauten Einsamkeit das Neue, das sie soeben erlebt hat, geruhig überdenken und sich zu eigen machen könnte.

„Ich werde diese Nacht hierbleiben“, hört sie ihn sagen. „Sonst wird es finster, ehe ich daheim bin.“

„Das Lager ist hart“, erwidert sie schnell.

Es klingt wenig einladend. Stärker als zuvor spürt sie den inneren Zwang, gerade in den nächsten Stunden mit sich allein sein zu müssen.

„Liebend geteilt, wird es weich.“

Ein Strahl aus Wilfrieds Augen hat sie getroffen. Sie runzelt die Stirn.

Von neuem droht die Gefahr. Eine Lüge soll helfen, soll die Einsamkeit retten.

„Ich schlafe nicht in der Hütte.“

Ein dunkles Gefühl hindert ihn noch, ihren Widerstand zu brechen, zu fragen, wo sie schläft. Achtung vor ihrer Härte zügelt das Begehren seines stürmischen Blutes, Achtung vor der Botin des Reiches seiner Träume.

„Gib mir Milch!“ bittet er. „Mich hungert.“

Sie bringt ihm eine große Schale voll.

„Hast du Brot und Käse?“

„Heute nicht.“

„Was ißt du?“

„Mich speist das Euter der Kühe. Es ist mir genug, solange nichts anderes da ist.“

Es ist oft nichts anderes da.

„Sonderbares Mädchen! – Nun muß ich aber gleich hinab. Wenn ich wiederkomme, bringe ich Essen mit, und wir bleiben länger beisammen. Nur ein paar Tage mußt du warten.“

„Nur ein paar Tage“, spricht Sanda ihm nach.

Wie Verheißung klingt es und droht zugleich.

Ach, zögen doch Nebel heran und wickelten die Alm dick ein, daß er sie kein zweites Mal fände!

Nein, nein – die Sonne soll leuchten, und Sanda wird mit ihren Haaren den Glanz sammeln, wird so den Weg ihm zeigen, nachdem sie in der Einsamkeit neue Kraft gewonnen hat.

Bald hallen seine Schritte schon talwärts in der Ferne.

Sanda atmet freier. Nun kann sie mit sich selber Zwiesprache halten, braucht kein ungestümes Drängen mehr zu fürchten.

Am nächsten Morgen schon ist sie mit sich im klaren, ist eine tief innere Scheu überwunden, wartet sie begierig auf das Neue, das kommen soll. Weil sich graue Wolken um die Berge legen, fleht sie voller Sorge:

„Sonnenmutter, liebe Sonnenmutter, schaffe wieder schöne Tage, damit er zu mir findet, der mich liebt!“

„... der mich liebt...“

Hundertmal spricht sie es zu der grünen Matte und den heiteren Blumen oder auch nur zu sich selber, als könne sie hierdurch besser den Sinn des Wortes ergründen. Ganz verwandelt worden scheint es ihr gegenüber früher, ganz erneut.

In das Strudeln der Milch, die den Eutern entströmt, spricht sie es hinein.

Solange sie wieder auf dem Felsbuckel sitzt, kennt sie auch nur das gleiche Wort. Zugleich aber regt eine Sehnsucht die Flügel und macht Sandas Herz traurig. Was sie früher nie gekannt hat – verlassen fühlt sie sich plötzlich hier auf der hohen Alm zwischen dem Vieh, dem dichten Wald, der den unteren Rand umsäumt, und der ungeheuren Weite der Gipfel, als gehöre auch sie nicht so allein für sich, sondern zu einem anderen Menschen, mit ihm verbunden wie irgend sonst ein Weib.

Wann er wohl wiederkommt?

Bald – jetzt wünscht sie es ohne Bangen – jetzt spürt sie keine Drohung mehr lauern – hoffentlich bald! –

Am dritten Morgen trägt Wilfried Brot und geräuchertes Fleisch zur Almhütte hinauf. Es ist so viel, daß es mehrere Tage für zwei Menschen langen wird.

Auch ein paar Krüge Wein nimmt er mit. Immer Wasser zu trinken, verdirbt den Magen.

Neugierig betrachtet Sanda alles. So schöne Krüge hat sie noch nie gesehen. Es sind fränkische, darum edler in der Form als die mit schlängelnden Schmucklinien verzierten, aber plumpen Gefäße der Winden. Sie riecht auch am Wein und kann sich nicht entsinnen, jemals einen geschmeckt zu haben.

„Vorläufig können wir ihn noch nicht trinken“, sagt Wilfried. „Er ist unterwegs zu warm geworden. Wir müssen ihn erst kühlen.“

Gemeinsam übergeben sie beide Krüge den glucksenden kleinen Wellen eines Bächleins, nachdem sie in den klaren Kies eine Mulde gewühlt haben.

„Bleibst du jetzt immer da?“ erkundigt sich Sanda.

Aus ihren Worten klingt, gleich verhalten, Freude und Beklemmung. Es ist ein Unterschied, ob man sich etwas nur wünscht oder ob es Wirklichkeit zu werden droht.

„Immer, nein. Einige Tage indes werden sie mich unten nicht gleich vermissen.“

Wilfried ist bei diesen Worten keineswegs so unbeschwert und selbstsicher wie er sich gibt. Eigentlich dürfte er gar nicht mehrere Tage ausbleiben. Wenn nur der Vater erst nach ihm heimkehrt! Sonst gibt es zur Begrüßung ein scharfes Verhör.

Der Himmel bleibt heute wolkenlos. Hier oben scheint die Sonne überhaupt keinen Schatten zu dulden. Das Krummholz badet seine langen Nadeln im Licht und strömt seinen herben Duft kräftiger aus. Die Alpenrosenbüsche schäumen rot vor blühendem Glück und verstecken darunter die Rauheit ihrer Blätter.

Wilfried sitzt am liebsten, den Arm um Sanda geschlungen, und läßt von einem der grauen, nur hier und da durch rostige Flechten gesprenkelten Bergbuckel seinen Blick über das versteinerte Meer der

Gipfel, Zacken und Grate gleiten. Stürmender Sinn fühlt sich dabei von lastender Talenge entbunden.

Der jungen Kraft aber frommt nicht müßiges Schweifen, sie sucht Tat und Ziel. Deshalb wandern Wilfrieds Augen immer wieder zu dem Berge der großen Wila. Auf der einen Seite, wo die Wand mit schroffem Sturz in den jähen Abgrund fällt, ist kein Anstieg ratsam. Auf der anderen, von hier aus näheren jedoch scheint sich über Schutt und Geröll ein pfadähnliches Band zu winden. Ob es bis zum Gipfel führt, kann man allerdings nicht erkennen.

Gewiß hat sich noch nie ein Mensch da hinaufgewagt. Wo kein Baum, kein Kraut wächst, lohnt es die schwere Mühe nicht. So steil emporzuklimmen und mit Gefahr des Lebens nur das Land zu überblicken, dünkt jedem ein unnützes, ja frevelhaftes Beginnen.

„Sieh, an dem Berg drüben . . .“

„Dem Berg der großen Wila?“

Wilfried nickt. „Dort allein hängt ein weißes Wölkchen.“

„Die große Wila wird wohl an diesem warmen Tage ihr Gewand zum Trocknen ausgehängt haben.“

Sehr ernsthaft klingt Sandas Antwort.

Wilfried beachtet es kaum, so stark ist er mit dem Gipfel beschäftigt.

„Ein schöner Berg!“

Zu viel Bewunderung macht Sanda mißtrauisch. Sie erwidert nichts.

Nach einer Weile schauenden Schweigens flüstert Wilfried:

„Er lockt und lockt!“

„Blicke woanders hin“, rät Sanda, „daß dich die große Wila nicht verführt! Es gibt viele hohe Gipfel ringsumher.“

Sie legt ihm die Hand vor die Augen und küßt ihn – zum ersten Male freiwillig.

Sie verspürt plötzlich Angst um ihn.

Dies erfüllt sie mit atemraubender fremder Süße. Bisher hat sie noch nie um einen Menschen Angst gehabt. Daß ihrem Vater etwas zustoßen könne, ist ihr früher nie in den Sinn gekommen. Seitdem sie ihn aber erschlagen hat liegen sehen, fühlt sie in sich eine dunkle Schwere. Solange nur die Berge und das Vieh ihre Vertrauten gewesen sind, hat diese Schwere sie weniger gequält. Jetzt aber spürt sie ihren Druck dumpf und schmerzend.

Ja, sie liebt Wilfried. Jetzt, wo sie sich um ihn ängstigt, weiß sie es.

Als sie ihn freigibt, hängen seine Blicke schon wieder an dem gefährlichen Gipfel:

„Ich will bestimmt einmal auf den Berg“, murmelt er, fast wie im Selbstgespräch. „So hoch oben stehen – das muß schön sein.“

„Denke nicht mehr daran!“ bittet Sanda.

„Es geht mir aber nicht mehr aus dem Kopf. Überallhin verfolgt es mich, auch unten im Tal.“

„Du sagst doch, du hast mich lieb. Dann beweise es mir und denke nimmer an den Berg!“

Die Worte Sandas sind so dringend, daß Wilfried ihr ins Gesicht schauen muß.

„Was ist dir denn? Du siehst ja ganz erschrocken aus. Warum nur?“

„Kein Mensch betritt je den Berg der großen Wila.“

„Ich hätte es mir denken können!“ Der Spott bitterer Enttäuschung schärft seine Rede. „Du bist genau so abergläubisch wie irgendein Hasenfuß im Tal. Das habe ich von dir nicht erwartet, wo du doch mutig ohne Mann hier oben haust.“

„Eben deshalb höre auf mich! Ich habe Angst um dich, große Angst!“

Sie legt alle Zärtlichkeit, die ihr, der Einsamen, Harten, an Liebkosungen nicht Gewöhnten zu äußern gestattet ist, in den Ton ihrer Stimme. Zum erstenmal übt sie bewußt die Kunst der Verführung. Ach,

zehnfältig wünscht sie sich Macht, möchte in diesem Augenblick gar eine der Willen sein, weil diesen Kraft gegeben ist, zu betören.

Sie umschlingt Wilfried mit jäher Aufwallung. Da brechen aus lange verhaltener Glut die Flammen der Leidenschaft auf und einen sich, nun widerstandslos ineinanderschmelzend.

Als sie nach hoher Lohe stiller brennen, streicht Sanda über Wilfrieds heiße Stirn. Wie Zauber sieht es aus, und es soll auch einer sein. Nicht mehr Leidenschaft führt ihr die Hand, sondern das Bewußtsein einer heimlichen, der letzten Tiefe ihres Wesens entspringenden Gewalt.

„Fort! – Fort!“

Vom Taumel der Liebe benommen, lauscht Wilfried.

Spricht Sanda zu ihm oder sind es Wassertropfen, die bald in kürzeren, bald in längeren Zwischenräumen über eine Felswand niederfallen?

„Merke es dir gut! Den Berg der großen Wila erreicht kein Mensch. Steinlawinen reißen ihn vorher donnernd vom Grat. Der scheint zwar gangbar, doch dies ist Trug.“

Spricht Sanda noch oder ist weit oben irgendwo ein Block locker geworden und poltert herab, daß man seinen Fall noch hier in der Ferne klopfen hört?

„Scharfäugig bewacht die große Wila ihr Reich. Selbst dem Adler, der tollkühn eindringt, zerbricht sie seine stolzen Fittiche, so daß er ohnmächtig ins Bodenlose niederschmettert.“

Spricht Sanda oder klingt um Wilfried das Rauschen von Flügeln?

„Sieh empor!“ mahnt die Stimme, und er hebt schwer den Blick. „Im weiten Bogen meidet der Adler den Berg. Er weiß, was seiner harret.“

Blinzelnd folgt Wilfried dem Wink der Hand. Der Adler wird immer kleiner, eingetrunknen vom unendlichen Blau des wolkenlosen Himmels.

Mag er entschweben!

Wilfried richtet sich auf. Der halbwache Traum zerreißt. In diesem Augenblick steht der Berg weiter entrückt als unten im Tal. Die Sehnsucht des Tathungrigen schweigt. Er fühlt allein Sanda. Ihre Stimme hat ihn verzaubert. In ihr hat das Fallen von Tropfen, das Rauschen von Steinlawinen und Adlerflügeln geklungen. Sie ist zum Munde der mütterlichen Erde geworden, die einen verwegenen ihrer Söhne warnen will, damit er sich nicht durch falsche Kühnheit den feindlichen Geistern der Luft ausliefert.

Heute noch kann sie ihn in Tatenlosigkeit wiegen, fesselt ihn die Liebe stärker als das Abenteuer.

Spielend löst Sanda ihr Haar. Es umfließt sie gleißend bis zu den Hüften. Sie scheint Wilfried zu einer goldenen Sonnenflamme geworden, die aus dem grauen Gestein emporschlägt und sich sprühend an ihn schmiegt.

Jauchzend hebt er sie vom Boden auf. Er ist stark. Wie ein Kind wiegt er sie in den Armen.

Der kahle Fels ist zu hart für das Bett der Liebe.

Wilfried trägt Sanda zum weichen Grund der Matte. Neben einem blühenden Alpenrosenbusch bettet er sie in Gras und Blumen. Noch einmal nimmt sich junge Leidenschaft, was sie will.

Die klare Kuppel des Himmels strahlt in ihrem tiefsten Blau.

Am Gipfel der großen Wila ist auch das einzige Wölkchen zerflossen. Zart wie ein Traumbild stehen die Türme und Grate ohne Kanten, ohne Drohung vor einer unendlichen, sonnenflimmernden Ferne...

Samo ist sehr unzufrieden. Wilfried erzürnt ihn, weil er sich tagelang in den Bergen herumtreibt. Er bringt nie eine Jagdbeute heim und macht gar kein

Hehl daraus, daß er weiter nichts will als in der einsamen Höhe herumzulungern.

Ja, herumlungern – nur dieses harte Wort hat Samo für solchen schweifenden Sinn bereit.

Es ist sicher notwendig, die Berge genau anzusehen, aber nicht von oben, sondern von unten. Man muß prüfen, wie lange und wie weit ihre Schatten in die Täler fallen, um danach die Flur passend abzustecken. Auch kann man von ihnen als Schützer gegen die Nord- und Ostwinde Nutzen ziehen oder man stellt sie als wirkende Kräfte für die Verteidigung des Landes ein. So sind sie zu brauchen, vorausgesetzt, daß man sich stets ihre Arglist vor Augen hält, denn sie sind keine ehrlichen Bundesgenossen. Im Frühling und Sommer schicken sie jähe Hochwasser herab und verschlammen weithin die Wiesen. Im Winter donnern Lawinen nieder, zerschmettern Almhütten und vermuren Matten. Sogar Siedlungen tief unten haben sie schon mitgerissen. Wer um das allgemeine Wohl besorgt ist, wird sich also nicht an ihnen freuen. Sie sind mächtige Riesen, und der Kampf zwischen ihnen und den Menschen hört niemals auf, selbst wenn man die kahlen Gipfel nicht betritt. Herrisch zwingen sie jeden, der dieses Land urbar machen will, unter ihre rauhen Gesetze und können daher nicht erwarten, daß man mit ihnen Freundschaft schließt.

Wilfried indessen spricht von ihnen, als habe er Freundschaft geschlossen. Das ist törichte Verstiegtheit des Müßigganges, die man austreiben muß.

Stirnrunzelnd empfängt der Vater den heimkommenden Sohn. Wilfried ist diesmal länger denn je fortgeblieben, Samo einen Tag eher als erwartet zurückgekehrt.

„Du bist jetzt alt genug, deine Kraft nützlicher anzuwenden als sie bei dem Herumstreuen zu vergeuden.“

„Ich stähle sie dabei“, wagt Wilfried einzuwerfen.

„Dafür gibt es andere Möglichkeiten. Gerade jetzt, wo ein entscheidender Kampf näher rückt.“

Das ernste Wort des Vaters entreißt den Sohn der Traumstimmung, die ihn auch auf dem ganzen Rückweg nicht verlassen hat.

„Ist vom König Antwort gekommen?“ fragt er lebhaft, endlich wieder mit hellwachen Sinnen.

Der Ausdruck seines Gesichtes hat sich jäh völlig verändert. Dadurch sieht er seinem Vater sofort ähnlicher.

Samo blickt mit starren Augen zu Boden.

Wilfried weiß, wenn sein Vater so niedersieht, bedeutet es ernste Ereignisse. Er horcht deshalb voller Spannung.

„Vom König ist keine Antwort gekommen.“

Das grimmige Schweigen danach veranlaßt Wilfried zu einem leichten Achselzucken. Samo bemerkt es aber nicht.

„Ja, und weiter?“

Die Frage klingt gepreßt.

„Weiter!“ fährt der Vater auf. „Hast du denn noch gar nichts gehört?“

Der Sohn schüttelt den Kopf. „Gehört? Nein. Ich komme eben vom Berg.“

„Vom Berg!“ höhnt Samo. „Immer vom Berg! Immer hoch hinaus und dabei entgeht dir, was jede Hütte mit Abscheu und Schauer erfüllt!“

Jetzt schämt sich Wilfried wirklich.

„So sage es mir doch!“ bittet er reumütig. „Was ist inzwischen geschehen?“

„Seit Bischof Arnulf sich nach Metz vom Hof zurückgezogen hat, ist dem König sein guter Geist entwichen. Bulgarenfamilien, denen die Awaren keine Ruhe gelassen haben, sind in menschenleere Gebiete Baierns eingewandert, mit Erlaubnis des bairischen Herzogs, unter Zustimmung der Baiern selber. Der König aber hat sie umbringen lassen, alle,

Männer, Weiber, Kinder, mitten im Frieden, ohne ihr Verschulden.“

Wilfried erbleicht.

„Waren es viele?“

„Man spricht von Tausenden!“

„Furchtbar!“

„Mögen die Zahlen, die man nennen hört, übertrieben sein, jedenfalls sind es unbarmherzig viele.“

Wilfried blickt fassungslos in das zuckende Gesicht des Vaters.

„Auf Befehl des Königs?“ fragt er tastend.

„So heißt es.“

„Wenn er darum gewußt hat . . .“

„Es wird auch durch Leute des Königs nicht das Gegenteil behauptet.“

„Er muß von Sinnen sein!“

Wilfried schleudert die Worte so heftig hinaus, als könne er dadurch Dagobert selbst treffen.

„Man kann es anders kaum begreifen.“ Samo geht ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, um seine Erregung zu dämpfen. „Vielleicht hat er mit dieser Schlächtereier vor einem Weibe prahlen wollen. Was weiß ich! Vielleicht ist es auch nur die von Speichelleckern zu rasch ausgeführte Laune eines blutdürstig eitlen Augenblicks gewesen.“

Wilfried stützt die Hand ins Kinn. „Trotzdem . . . trotzdem . . . Wie paßt das zusammen? Den Guten hat man ihn früher genannt.“

„Mit Recht, denn damals war er gut.“ Samo bleibt vor dem Sohne stehen, und Wilfried wundert sich, wie warm die Stimme seines Vaters klingt. „Gerecht und gut. Paris hat ihn verdorben.“ Samos Worte beginnen plötzlich vor Spott zu klirren. „Ach, nein, das ist wohl gar nicht nötig gewesen! Er hat sich nach seiner fleckenlosen Jugendzeit bloß ausmausern müssen zu einem blutbesudelten echten Merowing, zum würdigen Enkel Fredegundes.“

„Man könnte sich schämen, ein Franke zu sein!“ stöhnt Wilfried.

„Dafür wird ein Franke ihn schlagen.“

Unheimlich ruhig, sorgsam abgewogen, sicher der eigenen inneren Kraft, hat Samo fast leidenschaftslos Wort an Wort gefügt, gleich einem Richter, der gesetzeskundig ein Urteil spricht.

Wilfried schauert. Neben seinem Vater kommt er sich sehr klein vor.

„Wann ziehen wir gegen Dagobert?“ fragt er hastig, um dieses Schauern rascher zu überwinden.

„Sobald wir Grund haben.“

„Ist diese Metzerei nicht Grund genug?“

„Die Bulgaren sind nicht aus Böhmen oder Mähren nach Baiern eingewandert. An unseren Grenzen aber ist noch nichts geschehen.“

„Er traut sich nicht.“

„Mindestens traut er sich nicht allein.“ Samo lacht höhnisch. „Vorläufig, darüber habe ich sichere Kunde, wirbt er Bundesgenossen gegen uns, damit sie ihre Haut für ihn zu Markte tragen. Die Thüringer und Baiern hat er schon aufgehetzt. Bei den Langobarden versucht er es bisher vergeblich. Ich kann stolz darauf sein, nach wie vielen Seiten hin er sich bemüht. So hoch schätzt er meine Macht.“

Wieder schreitet Samo hin und her, ein Zeichen, daß er bei aller äußeren Ruhe innerlich doch erregt ist.

„Ein Feigling!“ bricht Wilfried heftig aus.

Er kann sich noch nicht zügeln wie sein Vater. Nach dem stillen Frieden der hohen Alm nun so jäh in den Kampf der Welt hineingeschleudert, muß er sich des Ekels, der ihn packt, laut entladen. Die Schliche der feinen Staatskunst sind ihm bisher fremd, darum auch das listenreiche Spiel mit Völkern.

„Ein Wunder“, fährt Samo fort, „daß der König nicht die Awaren von neuem gegen uns in Bewegung bringt, wie es einst Byzanz gegen die Gepiden getan hat.“

„Nicht sehr zu seinem Vorteil.“

„Das stimmt. Wahrscheinlich hat Dagobert daran gelernt. Dumm ist er sicher nicht, nur unbeherrscht und deshalb schrankenlos.“

Wilfried staunt, wie gerecht sein Vater selbst in dieser erregten Stunde das Wesen des Königs abzuwägen sucht. Für das jugendliche Ungestüm des Sohnes erweist er dem Schlächter Merowing hierdurch übertrieben viel Ehre.

„Es ist doch kaum glaubhaft“, Wilfrieds Worte stürmen angriffslustig, „all dieser Aufwand wegen ein paar erschlagener Kaufleute, die sicher nur halb zu Unrecht erschlagen worden sind.“

„Recht oder Unrecht, mein Sohn“, belehrt Samo mit beißendem Spott, „daran mußt du dich beizeiten gewöhnen, spielt keine Rolle, wenn ein König aus dem Staat sein Eigentum gemacht hat und dieses Eigentum vermehren will. Recht oder Unrecht gleicht dann wie ein Ei dem anderen; es kommt allein darauf an, von welcher Seite man es betrachtet. Steht das Recht im Weg, wandelt es sich sogleich in Unrecht. Kann man aber durch Unrecht ein Land gewinnen, ist es nur ein lange gröblich verkanntes Recht, dem man zum Sieg verhelfen muß.“

Wilfried schwirrt der Kopf. Er ist auf so heikle Fragen nicht eingestellt. Doppelt verwickelt dünkt ihm jetzt dies alles nach den Tagen der Liebe, die so einfach gewesen sind.

„Meinst du wirklich, Vater, der König möchte seine Hand auf Böhmen legen?“

Samo lacht rauh. „Möchte – wohl!“

„Frech genug wäre er dazu.“

„Gemach, mein Sohn! So weit ist er noch nicht, daß er es versucht. Fürs erste würde er sich, wenn er es bekäme, mit Belina genug sein lassen. Zum Anfang reicht es, aber mit dem Essen wächst der Hunger.“

„Die Lust daran müssen wir ihm zu rechter Zeit verderben.“

Samo blickt Wilfried prüfend an. Als habe er in seinem Antlitz gelesen, sagt er:

„Du meinst, einen Kriegszug ins Reich der Franken unternehmen? Nicht so vorschnell, mein Sohn! Nur die Falschen trifft es, die sich auf den Druck der Gewalt hin erpreßt zu Dagobert bekennen. Neustrien ist weit. Kann man den Fuchs in seinem Bau nicht stellen, wird nur wenig erreicht.“

„Aber einfach warten, bis er sich selber die gelegene Zeit zum Schlagen wählt?“

Samo streicht langsam seinen Bart.

„Warten, mein Sohn, heißt nicht tatenlos verharren, heißt Vorbereitung, heißt so gerüstet sein, daß man zupacken kann, wenn es die Stunde fordert. Ich hoffe sehr, der König möge mit starken Kräften kommen, damit der Kampf gegen ihn sich lohnt und seine Niederlage größer wird. Zunächst durchkreuzen wir noch still manchen seiner Pläne. Bei den Langobarden ist uns dies schon ziemlich gelungen.“

„Ich bewundere dich, Vater, wie ruhig du bist.“

„Ich kenne den Gegner, darum fürchte ich ihn nicht. Ein Weiberheld taugt schlecht für den Krieg. Er wird ihn aus Furcht vor einer Entscheidung hinzuziehen trachten und im Kleinen seine Kraft zersplittern.“

Weiberheld...

Das Wort trifft Wilfried.

Paßt es auch schon auf ihn?

Tief im Blut spürt er brennend Sandas Macht. Selbst jetzt, wo ein ernstes Gespräch ihn beschäftigt, sieht er vor dem blicklosen Auge nicht abweisbar die Sonnenflammen ihres Haares tanzen, lockt ihn das dunkle Rätsel ihres Wesens unwiderstehlich zurück auf die Alm.

Von erster großer Leidenschaft besessen, bleibt er ihr verfallen, auch wenn die harte Welt ihn mitten in ihren Wirbel stößt.

„Ich reise nächste Woche nach Böhmen“, hört er den Vater sprechen. „Meine Anwesenheit ist dort nötiger als hier.“

Wilfrieds erster Gedanke jauchzt. Jetzt darf er unbehindert tagelang bei Sanda weilen.

„Es erweist sich als nötig“, fährt Samo fort, „daß auch in Karantanien einer nach dem Rechten sieht. Du weißt, die Menschen hier sind lässig, sobald es um Unalltägliches sich handelt. Sie sehen nur das Nächste, doch nichts voraus. Ihre Äcker, ihre Weiden, ihre morschen Hütten dünken ihnen wichtiger als die allgemeine Wohlfahrt. Böhmen und was dort geschieht, ist ihnen gleichgültig. Gib acht, daß sie auch weiter im Waffendienst sich üben! Man muß, um ihrer launenhaften Trägheit Herr zu werden, ihren Ehrgeiz stacheln. Ich habe Preise für die besten Speerschleuderer und Pfeilschützen ausgesetzt. Du bist des Herzogs Sohn und wirst sie öffentlich verteilen. Erhältst du von mir oder von anderer Seite beunruhigende Nachrichten, so streue sie unter das Volk! Unkriegerisch von Natur, soll es sich nicht in falsche Friedensträume wiegen. Nur wenn die Flamme entzündet wird, loht sie auf; dann allerdings, das habe ich beim Einfall der Awaren gesehen, schlägt sie um so höher und verbrennt den Feind.“

Was Wilfried bisher bei den Winden selbst beobachtet hat, stellen Samos Worte als scharf gesehenes Bild vor ihn hin.

Groß erscheint ihm der Herzog, kaum noch väterlich, wie einer, der von einem ragenden Turm aus wachsam die ihm anvertrauten Lande überblickt.

Sonderbar, daß er Wilfrieds Sehnsucht nach hohen Gipfeln stets scharf verurteilt! Da klingt schon wie-

der tief im Herzen des Jünglings Sandas Stimme und lockt und lockt.

Samo läßt seinem Sohn zum Überlegen Zeit. Da dieser gar so lange schweigt, fragt er jedoch dringender:

„Hast du begriffen, was du tun sollst?“

„Vollkommen, Vater. Vorbereiten, wach sein und wecken.“

„Sehr gut! Vorbereiten, wach sein und wecken. Handle immer danach! Versprich mir, daß ich mich auf dich verlassen kann!“

Weil sich die harten, stahlblauen Augen Samos gebietend in Wilfrieds dunklere senken, vermag dieser rückhaltlos es zu versprechen. Jetzt im Augenblick ist er ohne Gegenwehr dem Willen des Größeren unterworfen. Solange dessen Stimme fordernd spricht, muß das Blut verstummen.

Als Samo zum Gehen sich wendet, hält Wilfried ihn auf.

„Um eines jedoch bitte ich dich, Vater.“

Der Herzog blickt ihn prüfend an. Er fühlt an dem Ton der Worte, was jener wünscht, muß der Herzog, nicht der Vater gewähren.

„Wenn das Kriegswetter sich in Belina zusammenballt“, fährt Wilfried drängend fort, „wie soll ich es ertragen, hier fern davon zu bleiben! Rufe mich an deine Seite, damit ich den Kampf nicht versäume!“

Samo lächelt. Der Vater lächelt vor dem Herzog. Er freut sich aufrichtig an dem kriegerischen Sinn des Sohnes. Einen Feigling müßte er tief mißachten.

„Dessen sei gewiß, ich rufe dich zur rechten Zeit! Man soll nicht sagen, der Herzog lasse seinen Sohn von den Weibern pöppeln, wenn gefochten wird. Daß du mir keine Schande machen wirst, das weiß ich.“

Eine Woge des Stolzes stürmt in Wilfried empor. Mächtiger als Liebe ist Waffentat. Er fühlt sich beglückt als Sohn dieses großen Vaters, dem er nach-

eifern muß, um seiner wert zu sein und ihn vielleicht eines Tages zu erreichen.

Früher hat er es nicht völlig begriffen, daß die Menschen immer so einstimmig dem Herzog zujubeln, daß sich nie ein Widerstand gegen ihn erhebt. Heute versteht er es zum ersten Male ganz. Nun hat er an sich selber die Kraft erprobt, die Zwiespältige und Zaudernde unerbittlich in den Kampf reißt und alle einem großen Ziele unterordnet.

Eigensüchtig erscheint ihm dagegen seine Liebe, klein, ein Hirtenlied neben einem Heldensang.

Nachdem der Vater ihn verlassen hat, erhitzt trotzdem wieder das ferne Klingen sein Blut und will nimmer weichen.

Drei Wochen widersteht Wilfried jeder Versuchung, bindet ihn der Wille seines nun schon abwesenden Vaters an das Tal. Allmählich aber wird das Blut Sieger. Es läßt sich nicht mehr zähmen.

Was der Sohn an Stelle des Vaters leisten kann, verbraucht nur den geringsten Teil der jugendlichen Tatenlust und bietet keinerlei Zerstreuung. Noch regiert die Eintönigkeit unbedrohten Friedens. Am Morgen weiß man schon genau den Inhalt des Tages im voraus.

Da sich in der nächsten Zeit kaum ein Werk von Belang unternehmen läßt, wird in Wilfried die Sehnsucht übermächtig. Nicht allein Sanda lockt — die Höhe, die gipfelumringte Matte — sie gehören mit ihr zusammen und sind voneinander nicht zu trennen.

Im Tale könnte er sich Sanda gar nicht vorstellen. Er findet es durchaus begreiflich, daß dort niemand ihr Wesen versteht. Gerade das macht sie Wilfried um so liebenswerter, denn die Menschen verstehen ja seine Sehnsucht auch nicht. Darum fließen ihm Mädchen und Berg oft in eins zusammen.

Er gedenkt, mehrere Tage oben zu bleiben, und packt reichlich Lebensmittel auf. Infolge der schweren Last rinnt der Schweiß ihm in feinen Bächen vom Gesicht. Beim oberen Waldrand angekommen, muß er sich erst die nasse Stirne wischen.

Sanda lacht schadenfroh, als sie seine Anstrengung sieht. Das wochenlange Warten hat sie verdrossen. Mag er sich zum Entgelt dafür nur recht plagen! Das gebührt ihm.

Ihr Gesicht hat jetzt wieder den abweisenden, scharfen Zug. „Du liebst mich nicht!“ Ihre Augen funkeln.

Er hätte nie geglaubt, daß diese schönen Sterne so feindliche Strahlen schießen könnten.

Er will Sanda umarmen, nachdem er das Gepäck in den Schatten der Hütte gelegt hat. Sie entzieht sich ihm aber hurtig mit jähem Ruck.

Er stolpert und wäre fast gestürzt, als er sie greifen will. Sie springt davon und hält ihn zum besten. Eine Handlänge läuft sie ihm voraus. Eben meint er ihr wehendes Gewand zu fassen, da ist sie ihm schon entschlüpft.

Läuft sie denn wirklich?

Wilfried meint fast, sie fliegt.

So nahe wirbelt sie um ihn her, daß er ihren Atem spürt. Scheinbar nur um Haaresbreite geschieden, fängt er sie dennoch nicht, obwohl er keineswegs schwerfällig und unbehende ist.

Wer auch fängt eine fliehende Gemse mit der Hand?

Sandas Gelächter verhöhnt Wilfried, wenn sie durch einen flinken Bogen den trennenden Raum wiederhergestellt hat. Es läutet ihm boshaft hell in den Ohren und reizt ihn zu noch größerer Anstrengung.

Schließlich ist er am Ende seiner Kräfte.

Seine Pulse jagen wild. Völlig ausgepumpt, wirft er sich auf die Matte.

Sofort steht Sanda still. Ihre Augen funkeln nicht mehr, das Gesicht sieht weniger hart aus. Ihr Zorn ist zerstoßen. Dieses tolle Jagen hat den langweiligen Trübsinn verscheucht.

Sie setzt sich neben Wilfried, als sei nichts geschehen.

Wütend starrt er zu Boden. Er fühlt sich besiegt, von einem Weibe besiegt.

„Du kannst ja sogar böse aussehen“, sagt sie lächelnd.

Sie fürchtet ihn deshalb nicht. Sie hat bewiesen, daß sie stärker ist.

Der spielerische Klang ihrer Stimme bringt Wilfried wieder etwas ins Gleichgewicht. Jetzt trotzt er nur noch wie ein Kind, das seinen Willen nicht bekommen hat.

Sie läßt ihn ruhig trotzen und lächelt überlegen weiter. Ihr Mund blüht wieder gleich der Rose ohne Dornen.

„Der Herzog ist nach Böhmen gereist“, erzählt Wilfried endlich, noch immer mit rascherem Atem. „Ich habe seine Befehle ausführen müssen. Er zürnt sonst, wenn ich meine Pflicht versäume.“

„Ich zürne auch.“

Es klingt nicht drohend.

Er richtet sich auf und greift sie, ohne daß sie sich ihm noch zu entziehen sucht.

„Nicht mehr!“ jauchzt er.

„Nein, nicht mehr“, lächelt sie. Um ihn aber auf die Folter der Liebe zu spannen, schränkt sie rasch ihr Entgegenkommen neckend ein. „Doch, ein wenig.“

Sie steift das Rückgrat, so daß er in frisch erwachender Kampflust fester zupackt.

„Du bist grob!“

„Ich habe dir nicht weh tun wollen.“

Die Ehrlichkeit im Ton seiner Stimme besänftigt sie. Es ist ihr mit dem Schmerz gar nicht ernst gewesen.

Sie neigt sich zu Wilfried und duldet, daß er sie küßt. „Bergfräulein“, mahnt er, „du mußt nicht so herrisch sein.“

„So bin ich nun einmal.“

Ihre geblähten Nasenflügel künden Stolz.

„Ein Weib muß gehorchen lernen.“

Sie lacht gell. So hat er sie noch nicht lachen hören.

Er hätte dies nicht sagen sollen. Es weckt in ihr schlimme Erinnerungen. Ihre Mutter hat auch immer gehorchen müssen, hat dem Willen ihres Mannes in die Irre folgen müssen, ohne klügeren Sinnes erkannte Gefahr abwenden zu können, – und ist früh darüber gestorben.

Sandas Lippen kräuseln sich geringschätzig.

„Freilich, in den Dörfern ist das ja Recht und Sitte.“

„Es ist Gesetz von Natur.“

Sie schüttelt heftig den Kopf. Alles Milde und Mädchenhafte ist wieder aus ihren Zügen entwichen.

„In der Freiheit von Berg und Wald“, sagt sie hart und abweisend, „herrscht der Mann nur, weil er der Stärkere ist. Bei euch aber muß das Weib auch dem Schwächling gehorchen.“

Kühle weht von ihr herüber Wilfried an.

„Du sprichst“, wundert er sich, „als gehörtest du gar nicht zu uns, als stammtest du aus einem Lande, wo ein fremdes Gesetz gilt.“

„Eine andere Welt“ – Sanda hebt die Lider und umfaßt die Weite mit einem Blick besitzenden Glückes – „lebt nach anderem Gesetz.“

„Eine andere Welt, ja, darauf kommt es an.“ Ein für Wilfrieds Jahre überraschender Ernst gibt seinen Worten Gewicht. „Bedenke jedoch, wie es in den Tälern aussehen würde, wenn es keinen Gehorsam gäbe! Wild und nur auf sich bedacht, ständen alle gegen einen und einer gegen alle.“

Der tiefe Ernst seiner Worte hat Sandas Strenge verscheucht. Sie sieht in ihnen keinen Angriff, keine

Herabsetzung. Deshalb kann sie schon wieder lächeln, allerdings noch ein wenig spöttisch.

„Und du bist trotzdem hier? Geh und gehorche deinem Vater, da es Pflicht ist, daß der Sohn dem Vater gehorcht und der Vater einem, der mehr ist als er, und so immer fort!“

„Mein Vater gehorcht niemandem auf Erden.“

Beinahe andächtig ringen sich die Worte langsam von Wilfrieds Lippen.

„Das hat mein Vater auch nicht getan und ist arm und unstedt dadurch geworden.“

Die Erinnerungen an Hunger und Mangel drückendster Art, an Not und Niedrigkeit haben Sanda jäh überfallen und verschatten ihre Augen, daß sie stumpf wie blaugraue Steine aussehen.

„Mein Vater aber ist groß geworden.“

Zum erstenmal so gipfelnah wird damit ein Bekenntnis seiner Verehrung laut.

Klarheit durchzuckt Sanda. „Ich habe mir es gedacht — du bist ein Sohn des Herzogs.“

Wilfried nickt. Es ist ihm aber, als sei durch seine Herkunft eine Kluft aufgerissen und er müsse sie überspringen.

„Wessen Sohn ich bin, hat hier keine Bedeutung“, versichert er rasch.

„Nein“, erwidert Sanda gelassen. „Ich fühle mich so frei wie du und er.“

Ihr Stolz wirkt stärker auf Wilfried als jemals ihre Zärtlichkeit. Der Wunsch, sie zu besitzen, ergreift ihn mit schmerzhafter Gewalt.

„Ich möchte dich immer um mich haben“, gesteht er. „Krieg droht. Ich darf künftig nur selten fort. Steige mit mir hinab! Ich will dir eine Hütte bauen, abgesondert für dich allein, wo niemand dich stört, und wir werden uns lieben wie hier.“

Er hat kaum geendet, da muß er sich schon gestehen, daß seine Bitte töricht ist. Höhe und Tal sind

streng voneinander geschieden. Er selbst hat sich doch Sanda nie unter den Menschen vorstellen können. Das blinde Begehren des Blutes allein hat ihm solche Worte eingegeben.

Die Antwort fällt aus, wie er fürchtet.

„Ich bin die Einsamkeit gewohnt. Nur in der reinen Luft der Höhe kann ich atmen. Unten würde ich ersticken.“

Diesem sicheren Wissen gegenüber wagt Wilfried keinen Versuch der Überredung mehr.

Lange noch zittert der Ernst dieses Gespräches in ihnen nach. Es dauert Stunden, bis die Leidenschaft wieder zu hellen Flammen aufbrennt. Dann allerdings kümmert sich trunkene Jugend nicht um das Schwere, das den Grund des Lebens bildet und es mit seinem dunklen Saft nährt.

Erst als sich Wilfried am dritten Tage von Sanda trennt, fühlt er wieder schmerzvoll, daß, unüberwunden, eine Scheidewand zwischen ihnen steht.

Diese Einsame, Stolze gibt sich niemals ganz.

Während er zu Tale steigt, trägt sein Herz die Bürde einer Enttäuschung klagend mit hinab.

König Dagobert hat es sich saure Mühe kosten lassen, den Heerbann endlich in genügender Stärke aufzustellen und vorwärtszubringen. Die Franken sind durchaus nicht lüstern nach einem kriegerischen Einfall. Böhmen ist ihnen zu entlegen, und dieser Krieg ist für sie keine Notwendigkeit. Wenn man ihnen erklärt, es gelte den Schutz und die Vergrößerung des Reiches, so überzeugt und begeistert sie dies noch keineswegs. Deshalb haben sich zahlreiche Freie vom Heeresdienst losgekauft, obwohl den Betrag zu entrichten vielen schwergefallen ist. Manche sind nur gekommen, um ihn zu sparen und nicht noch tiefer in Schulden zu geraten. Von solchen kann

man auch keine besonders angriffslustige Stimmung verlangen, keine Tat über das Alltägliche hinaus.

Reitet der König durch ein Feldlager des ziehenden Heeres, wird ihm trüb zumute. Er ist unstedt, aber nicht vergeßlich. Darum klingt der Jubel, mit dem die Franken ihn während seiner ersten Regierungsjahre begrüßt haben, bis heute stark in seiner Erinnerung nach. Jetzt flattern ihm oft nur ein paar matte Heilrufe entgegen, und bisweilen bleiben die mürischen Lippen sogar völlig stumm.

Dieses Schweigen verfolgt ihn jedesmal lange. Seit der Niedermetzlung der Bulgarenfamilien, dem frevlen Mord, den er gern ungeschehen wünschte, ist er empfindlich geworden. Unter allen, ein paar junge Heißsporne ausgenommen, sehnt er sich wahrscheinlich als einziger nach der Schlacht. Auch ihm aber geht es dabei nicht um Heldentaten, sondern um den Lärm des Kampfes, der in gleich rauher Weise äußeres Schweigen und innere Stimmen übertäubt.

Dagobert versteht nur zu deutlich, wenn auch die Lippen schweigen, was die Blicke der Franken sprechen. Ohne Scheu ruhen sie finster auf seinem Gesicht, als wollten sie seine Schwäche und Eitelkeit schonungslos zergliedern. Dieser Verschwender leert durch seine Buhlschaften, seine Neigung zu Glanz und Prunk die Kassen des Staates und ist um das Erfinden neuer Steuern nie verlegen. Unbedenklich hat er wiederholt offen gezeigt, daß er das Reich nicht als ein anvertrautes Gut, sondern als sein Eigentum betrachtet, mit dem er, entsprechend seinem Wesen, ehrgeizig oder voller Leichtsinn schaltet, je nachdem ihn die Laune überkommt. Bleibt also da noch Grund zu Liebe und Verehrung?

So viel als möglich hält sich Dagobert deshalb unterwegs dem Heerbann fern. Eine Leibwache von neustrischen Edlen umgibt ihn, Schmeichler, zum Teil aus gallo-römischem Blut, weichliche Genießer.

Ein besserer König würde sie fortjagen, bei ihm hingegen heimsen sie Ansehen, Ehrengeschenke und Land ein.

Außer dem fränkischen Heer ist davon gesondert auch ein thüringisches unterwegs. Es nimmt sich aber Zeit.

Im Herzogtum Baiern sind die Freien nachdrücklich zum Kriegsdienst entboten worden. Sie folgen jedoch in so geringer Zahl, daß sie kaum eine Hilfe bedeuten.

Sie kennen Herzog Samo gut. Der Ruhm seiner Tatkraft strahlt warnend über Karantanien hinaus. Sie verspüren deshalb keine Neigung, mit ihm Krieg zu beginnen. Da ihr Land noch nicht lange Austrasien eingegliedert ist, bindet sie an Dagobert weder Neigung noch Herkommen. Einem wirklichen Führer möchten ihre Herzen eher zufallen. Dem Weiberknecht aber leisten sie den Widerstand der Untätigkeit, und er darf dennoch nicht durch Gewalt die Heerfahrt erzwingen. Aus heimlichem Mißvergnügen und mürrischem Abseitsstehen würde sonst leicht offener Aufruhr werden.

Die Anschläge des Königs, jenseits der Reichsgrenze die Langobarden in kriegerische Verwicklungen mit Karantanien hineinzuziehen und so von Süden aus den Herzog zu bedrohen, sind gescheitert. Infolgedessen lastet jetzt dieser leichtfertig heraufbeschworene Feldzug mit jedem Tage drückender auf Dagoberts Gemüt. Wieder zeigt es sich, daß er zwar in schwelgerischen Träumen stolze Pläne entwerfen kann, aber versagt, wenn er sie in die grobe Wirklichkeit umsetzen soll. Wie viele schillernde Seifenblasen sind ihm schon zerplatzt! Davor ihn zu bewahren, gelingt selbst dem klugen Majordomus, Herrn Pippin, nur selten. Manchmal allerdings will er es gar nicht, weil er hofft, der unbesonnene Herrscher werde sich durch Schaden endlich mäßigen lernen.

Sähe der König eine Möglichkeit des Ausweichens, nähme er den ehrgeizigen Kriegsplan wohl zurück. Die Würfel rollen jedoch bereits. Er kann sie nicht mehr aufhalten. Läßt er, ohne eine Schlacht zu wagen, den Heerbann auseinandergehen, ist im ganzen weiten Reich der Franken sein Ansehen völlig dahin. Sein Schicksal treibt ihn unerbittlich vorwärts.

Durch Späher weiß er, daß Herzog Samo ein starkes Heer gesammelt hat, von einer Überraschung also keine Rede sein wird. Der König sendet Boten auf Boten an die Thüringer. Die Grenze Böhmens läge schon hinter ihm, sie möchten sich eilen, damit sie zum Siege rechtzeitig kämen.

Daß ihm der Sieg so gewiß sei, glaubt er freilich selber nicht, muß es aber die anderen glauben machen, wenn er ihre Langsamkeit beflügeln will.

Herzog Samo ist über das Nahen der beiden feindlichen Heerhaufen gut unterrichtet. Zu einer Vereinigung darf es keinesfalls kommen, deshalb schiebt er in Eilmärschen Reiter und Fußvolk zwischen sie. Er ist sich des Wagnisses wohl bewußt, denn wird er einen der Gegner nicht raschestens schlagen, droht ihm von zwei Seiten her ein Angriff, der sein Heer wie eine Zange zerquetschen kann.

Bei der Wogastisburg unweit des Egerflusses nutzt er die Gunst der Gelegenheit durch entschlossenes Handeln und stellt die Franken zum Kampf. Sie können kaum abwehrend den Keil der Schlachtordnung bilden, da brausen schon von allen Seiten windische Reiter heran.

Ein junger Feldhauptmann ist ihr Führer. Blonde Locken wallen unter dem Helm hervor. Tollkühn stürzt er sich als erster ins wildeste Gewühl und reißt die anderen mit. Seine waghalsige Verachtung des Lebens spornt auch die Lauen zu höherem Mut.

Die Flanke des fränkischen Heeres klafft. Jetzt stürzt sich das böhmische und karantanische Fußvolk

in das aufgeschlitzte Loch, um es verderbenbringend zu erweitern.

Die Franken wehren sich anfangs tapfer. Kein Glaube an ihre Sache, keine Begeisterung für einen Führer erhöhen jedoch ihre Kraft. Wie wilde Bienenschwärme fallen die Winden von allen Seiten über sie her. Die starren Reihen der Verteidiger zersplittern in Einzelgefechten. Diese dauern lange, verheißen aber keinen Sieg.

Die Begleiter des Königs dringen am Nachmittag in ihn, er möge sich zurückziehen. Sie bangen um sein Leben und halten die Schlacht für verloren.

Er zaudert und bleibt, ohne sich selbst am Kampf zu beteiligen. Das entblößte Schwert ruht tatenlos in seiner Hand.

Nicht Mut, wie es den Anschein hat, nicht Verantwortungsgefühl lassen ihn ausharren. Der Lärm der Schlacht zwingt ihn, einmal standhaft zu sein.

So sehnlich hat er auf ihn gewartet!

Er kann sich von dem wogenden Hin und Her nicht lösen. Ja, es übertäubt. Es schenkt eine allerdings fast lähmende innere Ruhe.

Er vergißt dabei ganz, wie gefährlich diese flutenden und ebbenden Wogen sind, die immer näher nach ihm greifen.

Ein weißgrauer Himmel lastet bleiern auf der braunen, verdorrten Heide. Irgendwo lodern Hütten, und die Fahnen schwarzer Qualmwolken bauschen sich hoch und breit oder sinken träge nieder. Der Tag und das Herz werden müde davon.

Der Strudel des Kampfes schwemmt Wilfried mit ein paar Reitern in die Nähe Dagoberts.

Schon von weitem erkennt er ihn an den langen blonden Locken, die auch im Kriege kein Schermesser kürzen darf.

„Der König!“ schreit er seinen Reitern zu. „Laßt ihn uns fangen!“

Er drückt seinem Roß die Schenkel in die Seiten. Es ist edler und ausdauernder als die Pferde der anderen. Ein wenig ermüdet, folgen sie langsamer.

Plötzlich sieht er sich allein dem geschlossenen, noch frischen Haufen der neustrischen Leibwache gegenüber, die bisher am Kampf nicht teilgenommen hat. Er bemerkt, daß der König, von den Seinen gedeckt, entweicht, und wirft blitzschnell den Araber herum.

Ungesäumt machen die Franken sich daran, den an seinem blonden Haar leicht kenntlichen jungen Feldhauptmann zu verfolgen. Er hat durch seinen stürmischen ersten Angriff am Morgen bereits die Schlacht entschieden. Wenn sie auch das Kriegsglück nicht mehr wenden können, weil an manchen Stellen aus geordnetem Rückzug allmählich Flucht wird, wollen sie doch die Gunst des Augenblickes nutzen und mindestens an diesem einen den Rachedurst der Unterlegenen kühlen.

Sie irren sich. Der Augenblick versagt sich ihnen. Der Fuchshengst ist schneller als sie.

Sobald Wilfried die Spitze des windischen Reiter-schwarmes erreicht, wendet er wieder sein Roß. Es ist, als ob er mit seinen Verfolgern nur übermütig gespielt habe. Mann neben Mann prallen sie nun auf den Feind.

Nachdem sich der König zurückgezogen hat, ist es den Neustriern nicht mehr um einen ersten Angriff zu tun. Geordnet weichen sie, ohne daß ihre Kampfkraft erschöpft ist. Ihre Abwehr gibt nur Schritt für Schritt das weiträumige Schlachtfeld preis. Bis es den scharf nachdrängenden Winden endlich unbestritten gehört, senken sich schon dicht und lang die Schatten der Dämmerung herab.

Ein fahles Abendrot glost über trübem Grau und stumpfem Braun.

Wo bisher der Lärm der Fechtenden getobt hat, klingt jetzt nur noch das Wimmern der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden. Erst als bei Ein-

bruch der Dunkelheit die Augen der Wachtfeuer aufzuleuchten beginnen, erscheint die Walstatt minder unheimlich und geisterhaft.

Der Herzog verbringt in dem Zelte König Dagoberths die Nacht. Es ist bei einem unerwarteten Überfall durch den zersprengten Troß am Rande des Schlachtfeldes stengelassen und von windischen Reitern erbeutet worden.

Die Begebenheiten dieses großen Tages schwingen zu stark in Samo nach, als daß er Schlaf finden könnte.

Es bedeutet nichts Geringes – Sieger über den König der Franken . . .

Sieger – ja, dies ist nicht mehr zu bestreiten, mögen sich auch einzelne Abteilungen des Feindes morgen oder übermorgen noch wehren. Sie werden um keine Wende des Schlachtenglückes mehr kämpfen, sondern nur um ein für sie etwas günstigeres Zeitmaß der Flucht.

Samo hat diesen Sieg voll hartnäckiger Leidenschaft herbeigewünscht, hat ihn mit allen erdenklichen Mitteln vorbereitet. Nun aber, wo er Tatsache ist, muß ihn das Hirn, das so viele Pläne erwogen, verworfen und für einen davon zuletzt sich entschieden hat, doch erst in seiner ganzen Tragweite erfassen.

Samo hat die Stoßkraft des königlichen Heeres nicht überschätzt. Daß die Winden es aber schon am ersten Tage bis zum Weichen erschüttern würden, hätte er nie vermutet.

Des Prüfens und Wägens kundig, geht er noch einmal den breiten und schmalen, geraden und krummen Pfaden nach, die ihn zu dieser Walstatt und diesem Siegeföhrt haben. Als stehe er inmitten flachen Landes auf einem Hügel, von wo man alle Straßen, alle Wege zusammen- und auseinanderlaufen sieht, blickt er in diesen stillen nächtigen Stunden über sein Leben hin.

Öffnet er die müde geschlossenen Lider, muß er sich erst besinnen, daß er im Königszelte ruht. Der graue Friesstoff wölbt sich um ihn und zu seinen Häupten. Wie ein Schattenspiel tauchen im matten Schein des Lichtfassers fremde Gegenstände aus der Finsternis und versinken wieder. Bis heute nachmittag haben sie Dagobert gehört. Ein Duft der Essenzen und Salben, die der König so liebt, daß er sie selbst im Felde nicht missen mag, hängt noch in den Falten. Manchmal weitet der Herzog seine kräftigen Nüstern und zieht die Luft stärker ein, weil er sich darüber klar werden möchte, was für ein Duft dieses oder jenes wohl ist.

Erinnerung umschwebt ihn auf dem leisen Fittich dieser Wohlgerüche.

Imnehilde hat Essenzen und Salben auch geliebt.

Das ist fern – unermesslich fern.

In dem arbeiterfüllten Leben der letzten Jahre hat er Imnehilde fast vergessen. Tut er der Ungetreuen nicht zu viel Ehre an, wenn er in der Nacht nach seinem größten Siege ihrer denkt?

Es geschieht aber wohl nur, weil diese Nacht ihn zwingt, im Zelte des Königs zu rasten, und weil der König Weiber liebt, die nach Essenzen und Salben duften, leichtfertige Weiber, die jedem girrenden Werber ihre Arme willig öffnen.

So grüßt ihn die feindgewordene Heimat.

Wie aber sie ihm feind, ist er ihr fremd, sehr fremd geworden.

Kann es schärfere Gegensätze geben?

In Neustrien und Burgund will man, statt bei ernster Arbeit sich zu mühen, lieber das Leben schwelgerisch genießen. Man plätschert an der Oberfläche einer halbverstandenen Kultur und möchte mit schwerem nordischen Blut den leichten Sinn des Südens freien. Samo aber hat sein Dasein stets in einen strengeren Rahmen gespannt. Nicht seinen Lüsten

ist er nachgejagt. Nicht nur des eigenen Glückes, sondern des Glückes von Völkern hat er schirmend sich beflissen. Nie abgewichen ist er von der auferlegten großen Pflicht. Wohl deshalb hat das Schicksal ihn dazu bestimmt, daß er, ein Franke, den König der Franken jetzt züchtigen muß, weil dieser die Kraft eines großen Reiches sinnlos verschwendet und zerstört.

Samo schließt von neuem die Lider.

Wie seltsam doch die Wurt die Fäden seines Lebens knüpft und führt! Er ist ein Kaufmann gewesen. Wenn er den Weg der anderen auch gegangen wäre, hätte er also mit allen Mitteln dem Hang zum Tand, zum Prassen Vorschub leisten müssen, denn ein Händler wird durch die Leichtfertigkeit der Toren reich. Dabei wären Erträgnisse in solchem Überflusse für ihn abgefallen, daß er sich von dem Glanz des hohlen Lebens einen stattlichen Anteil hätte sichern können.

Er entbehrt aber weiter gern die Güter, die es bietet. Es hat zu schmähslich ihn betrogen.

Um seine Gedanken von Imnehilde wegzulenken, läßt er sie nach Karantanien schweifen. Der strengere Rahmen umspannt Ernst und Pflicht. Njera tut es der mütterlichen Erde gleich, die Leben schenkt und niemals müde wird, es zu lieben. Die junge Drahomira wird ihr darin ähnlich werden.

Am längsten verweilen Samos Gedanken bei Wlasta. Sie hat sich auf die Mädchenburg zurückgezogen, um dort den Böhmen einen Herrscher zu gebären.

Drei Frauen, jede von der anderen so verschieden wie das Land, aus dem sie stammt, doch keine von den leisesten Schatten des Verdachtes berührt, daß sie dem Gatten die Treue brechen könnte. Eifersüchtig sind sie aus Liebe, doch nur aus Liebe, die Mutter werden will.

Während Samo in diese bieder schlichte Welt eingewachsen ist, um sie zu formen, hat er das alles

für selbstverständlich gehalten und leicht hingenommen. Hier im Zelte des Königs, im faden Dufte seines schwachen Herrschertums, erscheint es schwerwiegender und größer.

Schwaches Herrschertum – klingt der Gedanke des Sinnenden weiter und läßt ihn nicht mehr los.

Was heißt denn überhaupt herrschen?

Samo lächelt spöttisch.

Den Besitz des Volkes sich selbst zum Eigentume nehmen. Mit den Kräften der Willigen und Friedliebenden Wucher treiben zum Glanz und Nutzen der eigenen Person – schamlos Wucher treiben und der Selbstsucht ohne Bedenken frönen, jederzeit der getreue Diener seiner Lust.

So herrscht Dagobert.

Die Rechnung hierfür hat er heute empfangen.

Darüber ist sich Samo völlig klar: nicht die Kraft oder der Mut seiner Mannen hat diese Niederlage so rasch herbeigeführt, sondern der mangelnde Wille zum Sieg bei den meisten der Franken. Erkennbar unlustig haben sie gefochten und sind auf den Rückzug eher bedacht gewesen als es die Lage verlangt hat.

Sie wissen natürlich, daß sie einer schlechten Sache dienen, einem König, dessen Eigentum sie durch Gewinnung neuen Landes vergrößern sollen, damit er sich noch pfaumäßiger aufblasen kann.

Diese Art des Merowings wirkt auf Samo am widerlichsten. Für ihn kommt erst das Amt und dann der Mann, der es verwaltet. Nicht um sich zu bereichern, steht er an der Spitze von drei Ländern, sondern um dem Volk zu dienen. Der steile Weg seines Lebens hat ihn über die Masse sichtbar hinausgehoben. Dies weckt jedoch in ihm keinen eitlen Stolz, denn er weiß, es ist nicht sein Verdienst, ist Fügung. Indem sie an jedem Tage neu zum Führer ihn beruft, legt sie ihm größere Pflichten als den Niederen auf. So prüft sie immer wieder seinen Wert. Weh aber dem, der hoch

emporgestiegen ist und menschlich klein, die Gunst der Stärke nutzend, von Eigennutz sich blenden läßt! Die Stunde wartet schon, die harte Stunde des Gerichtes, die einen solchen Herrscher unerbittlich von der Höhe stürzt.

Samo denkt daran, wie er nach der Schlacht über die aufgewühlte Heide geritten ist. An manchen Stellen sind die Toten in Reihen gelegen. Die Verwundeten haben stöhnend ihre blutigen Glieder ihm entgegengehoben. Noch schaudert ihn, wenn er an all das Elend dieses Tages sich erinnert.

In Frieden hat er die windischen Stämme zum Bund geeint, keinem der Nachbarn zum Schaden. Er hat diesen Krieg und seine Schrecken nicht heraufbeschworen. Mit reinen Händen kann er dem Gericht entgegensehen.

Es ist so still ringsum, als sei Samo nicht mitten im Lager, umgeben von Tausenden, sondern ganz allein auf leerer Flur. Die Nacht selbst scheint den Atem anzuhalten, damit kein Blättersäuseln die Gedanken des Siegers stört.

Vielleicht infolge dieses tiefen Schweigens, das den Herzschlag hörbar werden läßt, überfällt ein ungewohntes Bangen Samos sonst furchtloses Gemüt.

Solange er im Schatten gegangen ist, hat er den Neid der Unterirdischen nicht gefürchtet. Nun aber – noch niemand stieg davon unversehrt zur Höhe des Ruhmes hinan – womit wird er den Glanz seines Sieges bezahlen müssen?

Keine Antwort gibt das große Schweigen. Das erhitzte Wachs im Lichtfaß siedet leise. Dies ist die einzige Stimme der Nacht, und sie scheint zu klagen ...

Die Früchte des Sieges reifen schnell.

Am anderen Morgen versucht wohl das fränkische Heer noch einmal sich zu sammeln, doch ehe ihm

dies gelingt, wird es neu zersprengt. Da bricht der Rückzug in regellose Flucht auseinander. Schon zwei Tage nach der Schlacht gibt es keine geschlossene königliche Schar mehr, nur zerstreute Haufen, die sich ihrer Verfolger mühsam erwehren.

Als die Thüringer erfahren, daß Dagoberts Heer zerschmettert ist, lösen sie das ihre auf, nicht gewillt, nach der Niederlage des Königs sich für ihn zu opfern.

Im Lager Samos erscheinen Gesandte der Dalamensen. Sie sind bisher mit den Thüringern im Bund gewesen, nun aber stellen sie, da sie ebenfalls Winden sind, ihr Land unter Samos Obhut.

Sein Reich wächst damit ohne Gewalt bis über die Elbe hinaus.

Begeisterung ergreift wie ein einigender Sturm seine Mannen. Für solch ein Reich scheint ihnen die Würde eines Herzogs zu gering. Karantaner, Böhmen aller Gåue und Morawer gemeinsam mit den alten fränkischen Getreuen, an ihrer Spitze Childebert, heben Samo auf den Schild und drücken ihm den Speer in die Hand. Herzog der einzelnen Länder, doch König des gesamten Reiches vom Adriatischen Meer bis zur Elbe soll er hinfort sein, nicht geringer als der geschlagene Merowing.

Hat Samo in dieser blassen Herbststunde, da der laute Jubel des wehrhaften Volkes ihn umbraust, nicht wirklich Ursache, wieder den leicht erregten Neid der Unterirdischen zu fürchten?

Was er nach Träumen manchmal als eitlen Ehrgeiz erwachend abgewiesen hat, nun strahlt es in leuchtender Erfüllung um sein Haupt.

Durch den Ernst der größeren Verantwortlichkeit hart und schwer geformt, fällt die Rede von seinen Lippen:

„Meine Mannen! König will ich sein, wie ihr es wünscht. Ich verspreche euch, daß ich das Reich, das ihr mir übergibt, nie als mein Eigentum betrachten

werde. Verwalter seiner Wohlfahrt will ich weiter wie bisher sein, Schützer seiner Grenzen, Führer seiner Männer, wenn uns ein Feind bedroht. Ein neuer Name von feierlicherem Klang, doch in jeder Tat für euch, in jedem vorbereitenden Werk euer gleicher Herzog!“

Nun tragen sie ihn auf dem Schilde langsam durch das Lager. Jubel umrauscht ihn wieder und bestätigt ihm, daß der weite Weg, den er hat gehen müssen, der rechte gewesen ist. Nicht die Furcht eines Volkes, sondern nur seine bewundernde Liebe macht einen Herrscher groß und läßt ihn geheimnisvoll wachsen über sich selbst und seine ursprüngliche Kraft hinaus.

In der Linken den Speer, breitet Samo die Rechte zum Gruß. Es ist wie ein Segnen der Mannentreue und wird auch überall so empfunden.

Stärke strömt von ihm aus. Alle fühlen sich durch ihn gehoben und sind geeint, obwohl vieler Kinder Stämme, im Kronreif seiner milden Größe. Unberührt vom Zwiespalt einer rohen Zeit, macht sie ihn zum ohne Wanken in sich selber ruhenden Einzigen.

Bedrückend gleichförmig verfließen Wlasta die einsamen Wochen auf der Mädchenburg, wo sie voll Ungeduld ihrer schweren Stunde harrt. Sie bewohnt mit ihren beiden Mägden den einen Flügel des roten Marmorbaues, während die drei Schwestern in dem anderen ihr Dasein für sich leben.

Wlasta hat schon oft die Laune verwünscht, durch die, jetzt sehr zu ihrem Mißfallen, sie sich selbst in diese entlegene Burg verbannt hat. Es ist ihr aber gewesen, als dürfe der Sohn Samos nur hier das Licht der Welt erblicken – hier, wo seine Mutter in ihrer Mädchenzeit noch knabenhaft dahingeschritten ist und gern das behende Waffenspiel geübt hat. So frei, wie damals sie war, soll auch er einmal werden, so unabhängig von der engen Sitte, mit dem gleichen

weiten Blick, den man hier oben erlernt, wenn man ihn stets von neuem über Wiesen, Felder und sanft schwingende Waldhügel gleiten läßt.

Ach, der Blick ist schön und doch langweilt er Wlasta in seiner ungestörten Ruhe. Wie viel lieber möchte sie bei den Kämpfenden sein! Wenn ihr gesegneter Zustand dies nicht unmöglich machte, hätte sie sich verkleidet ins Lager gestohlen. Das wäre ein Abenteuer nach ihrem Sinn gewesen.

Daß sie gerade jetzt ein Kind unter dem Herzen tragen muß!

Ist ihr solch ein seufzender Gedanke entflohen, dünkt er ihr allerdings sofort ein Frevel. Jahrelang hat sie sehnsüchtig auf das Kind gewartet. Unfruchtbar und verflucht ist sie sich neben Njera und Drahomira vorgekommen. Wie darf sie da unzufrieden sein! Ob auch das Leben um sie herum stillzustehen scheint, in ihr wächst es doch beständig und reift seiner Stunde immer näher.

Wenn Wlasta auf dem flachen Dach des Turmes sitzt, sieht sie sich einer Reihe alter Ulmen gegenüber. Krähen horsten in den breiten, hohen Gipfeln. Die klugen Vögel merken bald, daß ihnen von der stillen Frau keine Gefahr droht. Sie legen ihre Scheu ab und wagen es sogar, sie zu besuchen, als tue die Einsame ihnen leid. Aus blanken Augen blicken sie prüfend zu ihrempor. Ihr leises Quarren dabei klingt ganz anders als das Krächzen im Flug.

Wlasta glaubt jeden Tag fester, daß in diesen schwarzen Vögeln verzaubert ein Wesen lebt, das Umgang mit ihr haben und sich offenbaren möchte. Sie füttert die hungrigen Schnäbel. Wenn sie gierig Brot und Fleisch picken, muß sie lachen.

Die Krähen hüpfen zahm und unbekümmert auf der Brüstung vor ihr herum. Sie spricht mit ihnen. Sie antworten. So gibt es Unterhaltung. Man scheint sich gegenseitig zu verstehen und zu schätzen.

Manchmal sind alle fort bis auf eine. Sie kommt jeden Tag für längere Zeit. Kein Wunder, daß sich Frau und Vogel besonders eng aneinanderschließen!

Wlasta spinnt krause Gedanken um die schwarze Krähe. Stets tiefer faßt die Überzeugung in ihr Wurzel, daß dies nicht nur ein Tier sei. Verkleidet schwebt auf den schimmernden Fittichen wohl eine Fee zu ihr, um die Tage des Wartens freundlich abkürzen zu helfen.

Sie spricht darum mit der Krähe wie mit einer Fee. Es klingt jedoch kaum anders als Kind zum Kinde spricht.

Keine der beiden Mägde darf den Vogel fortscheuchen oder beleidigen. Oft sitzt er regungslos neben Wlasta, versunken in ihren Anblick. Weil die Gedanken nicht zu einem lauten Wort drängen, schweigt auch die Frau. Daß sie miteinander zufrieden stumm sein können, macht die zwei zu Freunden. —

Ein paar Tage wartet die Krähe vergebens auf Wlasta. Diese hat befohlen, daß man dem Vogel nach wie vor Futter bereitlege. So geschieht es auch. Er atzt sich. Hat er den Hunger gestillt, bleibt er mit eingezogenem Halse sitzen, schaut träumerisch ins Weite oder blinzelt gedankenvoll. Zu langweilen scheint er sich trotz des Alleinseins nicht.

Eines Morgens aber erspät er Wlasta unten im Hof. Sie geht mit kurzen Schritten über den grünen Rasen, der noch dem Herbst widerstanden hat. Neben ihr trägt die jüngere der Mägde ein Bündel. Aus ihm klingt ein leises Quäken. Die Krähe wird an Hasengehecke erinnert und sperrt den Schnabel auf.

Die Magd ist jene, die dem Vogel regelmäßig das Futter hinlegt. Er scheut auch das quäkende Bündel nicht. Mit einem fröhlich heiseren Ruf der Überraschung schwebt er nieder und hüpfte ein paar Schritte der Frau entgegen.

Wlasta nimmt das Bündel aus den Armen der Magd und schickt diese unter einem Vorwand ins Haus. Dann spricht sie zu dem Vogel, der mit schiefem Kopf sie neugierig anblickt.

„Da ist er nun!“ sagt sie, ein Lächeln in dem noch etwas verschatteten und blasserem Gesicht. „Betrachte ihn dir genau, den künftigen König von Böhmen!“

„Krok!“ antwortet der Vogel.

Es klingt Wlasta wie ein Glückwunsch.

„Krok, ja, so soll er heißen“, sagt sie lächelnd mit einer plötzlichen Eingebung. „Nach dir, schwarze Fee. Sei ihm günstig sein Leben lang! Schenke ihm etwas von deiner Klugheit und deiner Kraft, dich über die Erde zu erheben!“

„Krok“, quarrt der Vogel beifällig und nickt.

Er bleibt fast unbeweglich sitzen. Die vertraute Menschenstimme bannt ihn an den Boden.

Nun aber kehrt die Magd eilends zurück. Sie hat aus einem der oberen Fenster auf der Straße von Westen Reiter der Burg nahen sehen.

König Samo kommt.

Die eifrig lauten Worte der Magd veranlassen die Krähe, mißtrauisch in den Wipfel des nächsten Baumes zu flattern.

Das Kind weint laut.

„Ruf ihn nur, ruf!“ wiegt Wlasta es schmeichelnd. „Dein Vater kommt! Der Sieger! Dein großer Vater!“

Als die Reiter vor dem Tore eintreffen, tritt Wlasta heraus. Sie bietet dem Gatten aber nicht Brot und Salz, wie es die Sitte sonst erheischt, sondern hält ihm lächelnd den Knaben entgegen.

Kann sie dem Könige ein schöneres Willkommensgeschenk bieten?

Er herzt das Kind und dann sie. Die Strenge des Krieges ist wie eine Maske von ihm abgefallen. Die schweren Wolken auf seiner Stirn sind entwichen. Seine blauen Augen strahlen gleich klarem Sommer-

himmel. Wenn man den Tod hat über die Walstatt schreiten sehen, wie glücklich macht es dann, ein junges Leben in seinen Armen zu fühlen!

Dann werden allerdings seine Gedanken gleich wieder ernst.

Junges Leben – ein Sohn, der später vielleicht einmal fortsetzt, was der Vater begonnen hat – mit festen Händen hält oder, wer sieht voraus, verschwendet...

Beim Anblick der Reisigen, die mit Samo gekommen sind, ist der Vogel davongeflogen. Ein paar Wochen hindurch findet er zwar noch sein Futter auf dem Turm, indessen nicht mehr die Frau zu seiner Gesellschaft. Das Wetter wird naß und unfreundlich. Es herbstelt stark. An einem schönen, endlich einmal nebelreinen Morgen mit tiefblauen Himmelsseen zwischen großen weißen Wolken sieht er einen vierspännigen verdeckten Wagen südwärts fahren. Der König reitet daneben, die Reisigen begleiten ihn.

Nun gibt es auf dem Turm kein Futter mehr. Die Krähen müssen weit herumstreifen, um sich Nahrung zu verschaffen. Bald kommt die karge Zeit der Hungersnot.

Einsam und düster ragt die rote Marmorburg in die weiße Winterlandschaft – noch trotziger aber, scheint es, als zuvor. Die Steine haben aus dem Munde Dobromilas, die in den Sternen Zukunft liest, die Bestätigung gehört, daß einstmals das Kind Krok Böhmens König sein wird.

Das Schicksal gibt ihm jedoch Zeit, unbekümmert zu wachsen. Seines Vaters Stern steht im Zenith. Es wird noch lange dauern, bis er verbleicht.

Diese Rückkehr nach Karantanien wird zu einem einzigen Triumphzug. Wlastas Eitelkeit flüstert ihr schmeichelnd ins Ohr, daß etwas von dem Jubel des Volkes auch ihr gelte. Wo sie kann, zeigt sie den

Herandrängenden sich und das Kind. Um ihre schönen Lippen schwebt dabei stets ein Lächeln, als habe sie selber auch eine Schlacht gewonnen.

Der Sommer nimmt schon dem Frühling die Blütenkränze aus der Hand, bis Wilfried nach Karantanien zurückkehren kann. Aufträge seines Vaters haben ihn so lange in Böhmen festgehalten.

Auch in der Ferne hat er Sanda nicht vergessen, doch durch die Fülle der neuen Eindrücke ist sie ihm entrückt worden. Sehnsuchtslos hat er ihrer denken können. Seitdem aber wieder die hohen Berge auf ihn herabschauen, zieht es ihn jeden Tag mit stärkerer Gewalt zu der Rauhen Alm, die sich um diese Jahreszeit sonnenverliebt in Blütenschleier hüllt – zu der einsam stolzen Frau, die über Dienst und Gehorsam spottet, ja, sogar in den leidenschaftlichsten Stunden eine unbesiegte Herrin bleibt – zu dem schroffen, von Geheimnis umrauten Gipfel, der lockt und lockt, daß man ihn bezwingt.

... lockt und lockt ...

Die Frau ... die Höhe ... der Gipfel – Wilfried gibt sich keine Rechenschaft darüber, was stärker ist und ihn am meisten vorwärtstreibt.

Eine Woche nur hält er es im Tale aus, dann macht er sich auf den Weg.

Als er schon eine Weile gestiegen ist, fallen Bedenken ihn an. Wer weiß, womöglich trifft er Sanda gar nicht mehr! Sicher wird sie vor dem Winter in ein milderes Tal entwichen und vielleicht nimmer auf die Alm zurückgekehrt sein.

Bei diesem Gedanken würgt es Wilfried in der Kehle. Er muß sich daran erinnern, daß er mit einer großen Enttäuschung von ihr gegangen ist – und dennoch, das spürt er jetzt beklemmend – liebt er sie, liebt ihren Stolz, ihre Härte, ihre Fremdheit, die

gleich einem nur halb begriffenen, abgründig tiefen Märchen ihn betört.

Er muß Sanda wiederfinden, wo sie auch sei, verlangt ungestüm sein Herz. Er kann hier in Karantanien nicht ohne sie sein.

Die schneehäuptigen Berge und die einsam schroffe Stolze, sie gehören zusammen, und zu ihnen gehört sein Herz. Es will sich jugendstürmisch und verwegen seine eigene neue Welt erobern, mag sie auch jenseits der bewohnten Lande als Nachbarin des Grenzenlosen liegen . . .

Aus einem klaren Morgen wird allmählich ein verhangener Tag, so daß die blauen Enziane vorsichtig ihre Blüten schließen. Die Wolken drücken bis in die Wälder nieder. Kein Berg ist mehr zu erkennen.

Ein paar Stunden später beginnt es zu regnen. Bald tragen Gras und Kraut Perlengeschmeide. Die Häher kreischen mißmutig in den Buchenwipfeln; die übrigen Vögel schweigen.

Der Anstieg dünkt Wilfried länger als sonst. Endlich sieht er in dem Wolkendunst verschwommen dunkel die Almhütte hocken.

Schon vom Waldrande aus späht er angestrengt, ob ihr kein Rauch kräuselnd entsteigt. Sie aber liegt verlassen da. Das tiefe Muhen einer Kuh läßt allerdings auf die Nähe von Menschen hoffen. Bezogen ist die Alm; nun gilt es nur noch festzustellen, wer hier haust.

Als Wilfried ein Stück weiter die Matte emporsteigt, beginnt sich aus den grauen Schwaden ein plumper Körper nach dem anderen zu gestalten. Jetzt sind es vier.

Die Kühe haben sein Nahen gewittert. Sie umringen ihn mit begrüßendem Brüllen.

Neben ihm trotten sie der Hütte zu. Er sieht, ihre Euter strotzen von Milch. Wilfried nimmt das als ein schlechtes Zeichen. Sie sollten schon gemolken sein.

Er wölbt die Hände vor dem Mund und ruft, so laut er kann:

„Sanda! — Sanda!“

Es hallt unheimlich in dem tröpfelnden, geisternen Grau, von irgendeiner nicht erkennbaren Felswand spöttisch zurückgeworfen und vervielfacht.

Die Kühe stehen ohne Bewegung und stumm. Auch sie scheinen zu lauschen. Dann brüllt eine mit voller Kraft, als könne sie ihre Ungeduld nicht länger zähmen.

Da meint Wilfried einen Schritt zu hören. Allmählich wächst eine Gestalt aus Nebel und Dunst.

Es ist Sanda.

„Bist du endlich da, endlich!“ begrüßt sie ihn.

Aus dem Klang ihrer Worte hört er, daß sie sich freut.

Ihre Hände sind feucht und kühl. Der Hauch ihres Mundes weht wie ein frischer Bergwind ihn an. Das Leuchten ihrer Augen aber wärmt ihn, läßt ihn den Regen vergessen, zerstreut das Grau, das unwirsch die bunte Welt heute knechtet.

„Hast du mich nicht vergessen?“

„Hier oben in der Einsamkeit vergißt man nicht so schnell.“

Seine Blicke weilen gebannt auf ihr. Ja, das ist sie, ganz wie er sie in der Erinnerung behalten hat, fremd ihr Gesicht, kühn, streng und doch schön. Sie ähnelt keiner anderen Frau, gilt allein für sich. Scheu und Leidenschaft zugleich durchbeben sein Blut.

Bald jedoch ist die Scheu überwunden. Da kümmert es Wilfried nicht mehr, daß es tagelang regnet und sie dadurch beide auf die Hütte beschränkt sind. Sie ist halbdunkel, nieder und verwahrlost, das harte, schmale Lager ohne Polster, bloß aus Heu und Laub. Wilfried und Sanda ruhen trotzdem weich. Die armselige Umgebung erhöht nur den Glanz des Glückes. Es weitet die engen Wände und macht aus groben, unbehauenen Pfosten Säulen.

Der Regen spinnt sein graues Garn anscheinend deshalb so dicht, um die Liebenden von der Welt unten völlig zu trennen. Bei solchem Wetter verläuft sich niemand auf die entlegene Alm . . .

Als Sanda am dritten Nachmittag den Laden eines der glaslosen Fenster aufstößt, hat der Regen endlich beinahe aufgehört. Nur noch einzelne Tropfen fallen. Es ist klar geworden. Die Wolken, die so lange unbeweglich gehangen haben, brauen windgetrieben, hier und da sogar schon in Fetzen zerzaust. Über dem weißen Gebrodel jedoch heben sich die Zacken des Gipfels der großen Wila, die hellgrauen Türme und die Schneefelder in ein wunderbar reines Stück Himmelblau hinein.

Schon steht Wilfried, die Brust dehnend, vor der Tür. Langsamer folgt ihm Sanda.

Aus der halbdunklen Haft der engen Hütte entbunden, können sich seine Augen gar nicht satt trinken an der großen, weiten Schau.

„Wie schön der Berg wieder ist!“

Auch Sanda wird von dem Anblick im tiefsten ergriffen. So geschieht es ihr jedesmal, wenn sie den Berg einige Zeit nicht gesehen hat; aber ohne Begehren, nur voll Andacht und Ehrfurcht betrachtet sie das erhabene Bild.

Da ihr Herz voll ist, muß sie sprechen. In diesen letzten Tagen ist Wilfried ihr viel vertrauter geworden, zum Gefährten ihrer Einsamkeit. Es dünkt ihr kein Leichtsinn mehr, ihm die Geheimnisse dieser Einsamkeit zu offenbaren.

„Ja, der Berg ist schön“, bestätigt sie mit entrücktem Gesicht und verlorenem Blick. „Und oben erst!“ Sie dämpft ihre Stimme, als müsse sie sich vor unbefugten Lauschern in acht nehmen. „Der höchste seiner Türme erreicht den Mond. Von hier meint man, der Gipfel trage nur Fels und Schnee. Vor dem Hause der großen Wila jedoch stehen hohe Bäume. Ihre Stämme und Zweige sind von Silber, und ihr Laub

ist rotes Gold. Wie das klingt, wenn der Wind darin raschelt und rauscht!“

„Der eine Turm, meinst du, erreicht den Mond? Das gibt es doch nicht.“

Wilfrieds Worte klingen, als ob er nur nicht an die Höhe des Turmes, wohl aber an das Haus der Wila, die silbernen Stämme und das goldene Laub ihrer Zweige glaube.

In diesem Augenblick, vom Zauber der Worte aus geliebtem Munde berauscht, glaubt er wirklich daran, wie Sanda es tut.

Daß er überklug der Höhe des Turmes mißtraut, kränkt sie. Vielleicht hat sie ihm den Gipfel schon zu genau beschrieben. Von einem heimlichen Vorwurf getroffen, schweigt sie.

Nach einer mit Schauen ausgefüllten Stille flüstert Wilfried vor sich hin:

„Schön ist er trotzdem! Unvergleichlich schön!“

Er kann die Blicke nicht lösen.

Der Berg lockt und lockt.

Der Sohn Samos läßt sich indes nicht für lange von einem windischen Märchen bezaubern. Schon melden sich Zweifel. Daß Bäume dort oben gedeihen sollen – hohe Bäume? Hier – nur ein paar Schritte über die viel niedrigere Alm hinaus – langt es doch nicht einmal mehr dem Krummholz zum Leben.

„Ihre Stämme und Zweige sind von Silber, und ihr Laub ist rotes Gold“, klingen dennoch Sandas Worte aufreizend in ihm nach.

Nun schieben sich die Wolken gleich einem dicken Vorhang wieder zusammen und verbergen den Gipfel. Da und dort werden andere Berge sichtbar, aber Wilfried bleibt von ihrem Anblick unberührt. Der eine allein lockt und lockt. Der eine allein dünkt ihm Wagnis und Mühe wert.

Weil es von neuem zu tröpfeln beginnt, kehren die beiden in die Hütte zurück.

„Der Regen will noch immer nicht aufhören“, murrte Wilfried ärgerlich.

Sein kühner Plan droht zu zerfließen. Länger als zwei Tage darf er nicht mehr ausbleiben. Sonst wird sein Vater zürnen.

„Ich glaube, bis morgen wird es doch schön“, tröstet Sanda.

„Meinst du?“ fragt er fast heftig.

„Bis ins Tal hinab wirst du wohl trocken kommen.“

Ihre Worte bestätigen ihm, daß sie seine Absicht noch nicht errät. Er will ihr auch nichts davon entdecken. So gut sie klettert und so berggewohnt sie ist, bei diesem Unternehmen taugt sie nicht. Ihr Aberglaube würde sie feige und unsicher machen.

Lange sitzt er mit gerunzelter Stirn, die Beine weit von sich gestreckt, und starrt zu Boden. Manchmal springt er auf, wie von fremder Hand emporgeschwungen, und schaut zur Tür hinaus.

Der Berg bleibt wolkenverhüllt.

Als Wilfried sich gar nicht mehr um Sanda kümmert und nur schweigende Versunkenheit mit erregtem Spähen abwechselt, beginnt sie zu durchschauen, was ihn bewegt.

Ach, hätte sie ihm nur nicht von dem Silber und Gold des Gipfels erzählt! Nun ist sicher die Beutegier des Mannes in ihm wach geworden, der dort oben unermesslichen Reichtum zu gewinnen hofft.

Sie kann das Schweigen nicht mehr ertragen.

„Du willst auf den Gipfel der großen Wila?“

Schreck zittert in ihrer Stimme. Mit zuckenden Lippen wartet sie auf Antwort.

„Ja, ich will.“

Ihr Schreck wird nicht geringer durch die Härte in seiner Stimme.

Sie wirft sich ihm an den Hals, als wolle er jetzt gleich aufbrechen.

„Hüte dich!“ warnt sie voll zitternder Angst.

So hat Wilfried die Starke, Kühne noch nie zittern sehen.

„Ich fürchte mich nicht“, entgegnet er desto fester.

„Kein Mensch hat noch jemals den Gipfel betreten. Das ist gewiß.“

„Dann werde ich der erste sein.“

„Du überhebst dich.“

„Auch er ist ein Stück Karantanien und gehört zum Reich meines Vaters. Dieses Stück will ich ihm erobern.“

„Die große Wila wird sich deinem Vater nie unterwerfen. Sie ist mehr. Hüte dich!“ Sanda schmiegt sich enger an Wilfried. Es ist ihm, als drohe auch ihr selber eine Gefahr, weil sie ihm, dem Fremden, die Geheimnisse des Gipfels verraten hat. „Tue es nicht! Ich bitte dich, tue es nicht! Nein, nein!“

„Törin!“ lächelt er, unbezwungen.

Heute kann sie seinen Willen nicht mehr einschläfern. Trotzdem wärmt es ihn, daß sie ihn so liebt.

Weil er aber so geliebt wird, muß er ihr überzeugend beweisen, daß er Mut hat.

Sie gibt sich noch nicht geschlagen.

„Es wird ja morgen gar nicht richtig klar“, sucht sie ihn zu bereden. Wie mit einem trotzigen Kinde spricht sie. Zum ersten Male hat ihre Stimme einen Anklang von Mütterlichkeit. „Vielleicht ein paar Stunden am Morgen wird es schön sein, doch dies täuscht. Steigt der Mittagsdunst, zieht sich das Gewölk erst recht zusammen. Bleibe hier oder wandere ins Tal hinab, das ist gleich, aber laß den Gipfel! Du kommst nicht weit.“

So sehr sie sich müht, so zärtlich ihre Worte ihm umschmeicheln, sie spricht an ihm vorbei.

Er runzelt nur wieder grüblerisch die hohe Stirn. Diese Liebe darf nicht den Mut ihm brechen. Sie erscheint ihm klein gegenüber der Größe des Abenteurers, das lockt und lockt.

Wenn kein Mensch sonst den Berg zu stürmen sich traut, er wird es wagen.

Unbezwänglich bleibt der Gipfel nur so lange, bis er ihn bezwungen hat . . .

Nun weiß Sanda, daß die Lehre ihrer Mutter auch heute stimmt – daß Liebe Schmerz und Leid bringt. Weder Klugheit noch Schmeichelei vermögen den Starrsinn eines Mannes zu brechen.

Wilfried kann die Morgendämmerung kaum erwarten. „Es wird klar!“ jubelt er, als er den Fensterladen aufstößt.

Wenn es ein Weckruf für Sanda sein soll, ist er überflüssig. Sie wacht schon lange.

Ihre Linke liegt auf dem Herzen, weil es vor Erregung wild schlägt. Sie hat sich zu einem schweren Entschluß durchgerungen. Es ist Torheit, aber es muß sein. Ihre Liebe heischt es.

Der Morgenimbiß wird rasch und wortkarg genommen. Mit starren Augen beobachtet Sanda, wie Wilfried sich rüstet. Ihm dabei zu helfen, er bietet sie sich nicht. Noch liegt in ihren Gliedern eine harte Schwere, die nur langsam weicht.

Wilfried ist ganz von seinem Beginnen erfüllt. Alle seine Gedanken kreisen um den Berg. Eine herbe Strenge prägt sein Gesicht und läßt es älter erscheinen. So hat es ausgesehen, als er den Seinen in die Schlacht vorausritt. Wer ihn bei seinem Plan hindern will, den wird er überrennen. Seine Leidenschaft ist jetzt ungeteilt dem einen großen Ziele zugewandt.

„Lebe wohl, Sanda!“

„Ich gehe mit.“

Auch ihr Gesicht hat wieder alle Weichheit verloren.

Wilfried will es ihr zuerst wehren, ihn zu begleiten; als er aber in dieses Gesicht blickt, unterläßt er es.

„Um so besser.“ Seine Augen blitzen. „Du kennst dich noch bis zum Anstieg gut aus. Da verlieren wir nicht gleich in der Frühe durch Umwege Zeit.“

Sie hat erwartet, daß er sie zum Dank für ihren mutigen Entschluß vielleicht in die Arme nehmen und küssen wird. Ihre Lippen zucken enttäuscht, als er gar nicht daran denkt, bis in den letzten Winkel der Seele nur von seinem Plan besessen. Sanda ist ihm jetzt keine Geliebte mehr, die Zärtlichkeit weckt, ist nur Gefährtin bei einem ehrenvoll verwegenen Abenteuer.

Er drängt zum Aufbruch, denn der Weg wird weit und steil sein.

Bald hat Sanda Gelegenheit, zu sehen, wie gut Wilfried klettert. Nicht nur gut, auch vorsichtig.

Noch haben sie den eigentlichen Berg der großen Wila gar nicht erreicht. Eine vor ihm liegende, niedrigere, aber sehr schroffe Wand – im Tal heißt sie der Wilenstein – muß erst überwunden werden, weil von ihr aus ein Grat zum Hauptgipfel läuft.

So schwer hat sich Wilfried die Kletterei nicht vorgestellt. Es kostet Schweißtropfen und Zeit. Umkehr ist kaum möglich. Er denkt auch nicht daran.

Sanda muß alle Kräfte ihres sehnigen Körpers aufbieten, um ihm zu folgen. Sein Wille, junger Führerwille, reißt sie mit, wenn sie zu ermatten droht.

Im harten Kampf bezwingen sie Tritt für Tritt die Wand.

Als sie endlich außer Atem oben stehen, verhüllen dichte Wolken den Hauptgipfel. Sanda schauert zusammen und erbleicht. Sie weiß, was dieses Wallen und Wandern kündigt. Alle Wilen sind herbeigerufen worden, damit sie das Reich ihrer Mutter vor den Eindringlingen schützen.

Ringsum bleiben die Berge klar. Nur der eine ist hinter dichten Schleiern verschwunden.

Es drängt Sanda, noch einmal Wilfried zu warnen. Sie fürchtet jedoch seinen Spott, preßt die Lippen

fest aufeinander und schweigt. Was hilft Glaube, der nicht überzeugt!

Zwischen zwei Schneeflecken findet sich ein trockener Felsblock zum Rasten.

Aus dem schwärzlich verfaulten, vorjährigen Rasen einer benachbarten Mulde, die eben erst aufgetaut ist, steigen weiß und blaßlila die zarten Flämmchen des Krokus. Kräftiger und dunkler violett läuten Alpen-glöckchen daneben.

Müde des grauen Gesteins, bleiben Wilfrieds Blicke an so viel Buntheit haften. Mitten zwischen taubem Fels und kränkelndem, rinnendem Schnee hat hier der Frühling sich eingenistet, dem Frost der Nächte und dem Eisregen wetterwendischer Tage zum Trotz.

Da Wilfried so lange die Berge nicht beachtet, hofft Sanda, er sei nun der Mühe satt und werde umkehren. Sie täuscht sich. Der Anblick mutigen Blühens erfüllt ihn mit frischen Kräften.

Er steht auf und strafft sich.

„Wollen wir nicht doch zurück?“

Sandas leise Mahnung prallt wirkungslos ab. Nur ein heftiges Kopfschütteln antwortet ihr. Wenn sich auch der Gipfel der großen Wila hinter Wolken immer dichter versteckt, er ist groß genug, daß man ihn trotzdem findet.

Wilfried läßt sich nicht länger halten. Widerstrebend folgt Sanda.

Nach kurzer Zeit kommen sie an den Grat, der allein zum Hauptgipfel führt.

Die Wolken haben sich jetzt gesenkt und lauern, schon nicht mehr fern.

Sanda bleibt stehen. Ihre naturnahen Sinne wittern Gefahr.

„Vorwärts!“ drängt Wilfried stärker, weil er ihr Zaudern mißbilligt.

Sie wagt sich keinen Schritt weiter. Der Grat ist verfirnt und an vielen Stellen bröcklig. Man muß genau sehen, wohin man den Fuß setzt.

Gerät man aber in die Wolken hinein, wird der Blick trüb verschleiert, und die Gefahr des Absturzes schwillt alsbald riesengroß. Solchen Feinden gegenüber bedeutet Vorsicht keine Feigheit.

Wilfried kümmert sich nicht mehr um Sanda. Ihm dünkt verwegenes Handeln höchster Mut. Schnell entschlossen, beschreitet er den Grat.

Jeder seiner Tritte weckt lockeres Gestein aus trügerischer Ruhe. Wenn es springt und rieselt, fährt die regungslos Spähende zusammen und spürt bangend ein unheilvolles Drohen.

Nun sind die Wolken da – noch eher als Sanda gedacht hat.

Ein rascher Ruf möchte Wilfried warnen, doch sie bringt nicht das kleinste Wort über die trockenen Lippen. Die Kehle ist ihr gedrosselt. Hilflos krallen sich die Finger zur Faust. Die starren Augen werden groß; sie sind schon darauf gefaßt, Entsetzliches zu schauen.

Noch erkennt Sanda dunkel die Umrisse von Wilfrieds Gestalt, nach einer Weile aber dampft nur weißes Wolkengebrodel neben und auf dem Grat. Von oben sinkt es herab, von unten quirlt es empor.

Eine Zeitlang vernimmt Sanda trotz angestrengten Lauschens nur den Aufschlag noch in Bewegung gebliebener kleiner Steine, die keinen Halt finden können. Sie vermutet, daß Wilfried stehengeblieben ist.

Plötzlich aber zerbricht gellend ein Schrei die atemlose Stille. Die Zähne schlagen Sanda vor jähem Schreck. Sie kann auch jetzt nichts erkennen, in dessen sie weiß genug.

Aus Felstrümmern und Eisstücken gemischt, bricht die Mure krachend vom Grat. Wilfried hat sie losgetreten. Sie reißt ihn mit sich in den klaffenden Abgrund. Es gibt nur dies – rettungslos!

Sanda hat sich zu Boden geduckt und die Augen geschlossen. Obwohl sie nichts unterscheiden kann, weil die Wolken noch immer den Grat verhüllen, fürchtet sie sich davor, etwas zu sehen. Furcht schüttelt sie, denn nicht nur Wolken drohen dort. Wilen sind es, die das Reich ihrer Mutter siegreich verteidigen und jedem Störenfried den Tod bringen.

Werden sie auch an ihr den Frevel rächen?

Noch ein paar Brocken poltern nach, dann wird es unheimlich still. Kein Vogelzitschern, kein Quellenrauschen mildert das starre Bergschweigen. Ein feines Rieseln im Gewände hier und da macht es nur noch drohender und abweisender.

Wie auf der Flucht beginnt Sanda den Rückweg.

Die Lieblichkeit der blühenden Mulde lockt sie nicht zum Verweilen. Es jagt sie weiter, weil sie hier jetzt allein steht, wo sie erst vor kurzem mit Wilfried gestanden ist und seine Fußtapfen im Schnee noch nicht zerronnen sind.

Mit zusammengebissenen Zähnen und klopfendem Herzen, stockend bei jedem Tritt, klettert sie ohne Aufenthalt die schroffe Wand hinab, gleich einem Tier, das sich scheu und verstohlen, nach jeder Seite witternd und lugend, in Sicherheit bringt. Alle Sinne bis zum äußersten angespannt, jeder Tücke des Abstieges sorgsam begegnend, immer in Angst, daß die Wolken sie selbst hier noch erreichen könnten, überwindet sie auch die schwierigsten Stellen ungefährdet.

Langsam entschleiert der Gipfel der großen Wila wieder sein strenges Antlitz. Wie alle anderen Kuppen, Türme und Grate steht auch er nun mit scharfen Linien und in lichtgrauem Glanz am sattblauen Himmel eines durch die Regenfälle von Dunst und Unklarheit gereinigten Frühsommernachmittags. Schön und friedsam schaut er aus. Niemand unten im Tal wird vermuten, daß er vor etlichen Stunden erst einem Menschen Verderben gesandt hat.

Der Grat ragt leer, nur zerklüfteter und mit aufgebrochenem Harsch, über Abfall und Schotterreißer.

Als Sanda ihre Hütte erreicht, nehmen die Schatten des Abends sogar schon von der Höhe Besitz. Die Kühe und Schafe begrüßen freudig die Heimkehrende, aber sie hat kein Auge für die treue Zutraulichkeit der Tiere.

Sie fällt auf das Lager und krümmt sich wie in furchtbaren körperlichen Schmerzen. Mit verrenkten Gliedern, den dumpf dröhnenden Kopf tief in die Laubstreu gewühlt, liegt sie lange, ohne sich zu rühren.

Mitternacht geht vorüber. Die Sterne erblassen mit den scheidenden Stunden. Ein neuer Tag will kommen.

Sanda verharret noch immer in sinnloser Starrheit. Die fahle Morgendämmerung berührt sie nicht. Als aber die ersten Sonnenstrahlen durch ein paar Spalten zu ihr dringen, sprengt der Jammer des wieder zum Bewußtsein erwachenden Herzens plötzlich ihre solange fest aufeinandergepreßten Lippen.

„Mutter! – Mutter!“

Wie Hilferuf gellt es – Hilferuf einer Ratlosen, Verlassenen, vom Schicksal zu Boden Geschmetterten.

Die Mutter hat recht behalten. Unentrinnbares Leid bringt die Liebe! Nur ein leerer Trug ist das Glück! Bittere Prophezeiung hat nach kurzer Süße sich erfüllt.

Hart und kalt steht um Sanda die Einsamkeit. Leer ist alles geworden: die Hütte, die Alm, die Weite der Welt – nur weil einer jetzt nicht mehr wiederkehren wird – nie mehr wiederkehren!

Ein Schüttelfrost wirft Sanda hin und her. Es braucht Stunden, bis sie sich beruhigt, bis der tiefe Schlaf vollkommener Erschöpfung barmherzig sie umfängt. –

Auch die nächsten Tage noch muß sie sich zu jeder Arbeit zwingen, muß sich für jede Bewegung erst

einen inneren Stoß geben, um nicht in lähmendes Hinbrüten zu verfallen. Ihre sonst so geschmeidigen Glieder regen sich schwer und unbehende, als könnten sie nur allmählich die große Starrheit überwinden.

Wenn Sanda, das Antlitz zur Hütte gewandt, beim Melken sitzt, ist es ihr oft, als ob im Rücken ihr jemand drohe. Sie muß dann jedesmal umschauen. Ja, der Gipfel der großen Wila droht, an der sie sich versündigt hat – nicht aus Überhebung und frevlem Mut, sondern nur aus Liebe.

In diesen Stunden quälender Selbstvorwürfe dünkt es ihr unerträglich, daß sie hier oben noch länger wohnen soll.

Und doch muß sie bleiben.

Unten im Tal kann sie nicht heimisch werden. Früher ist es ihr gleichgültig gewesen, jetzt aber haßt sie es mit leidenschaftlicher Bitterkeit, die keine Versöhnung kennt.

Das Tal hat hinterhältig den Geliebten zu ihr entsandt, und er hat ihr das stille, starke Glück der Einsamkeit zerstört. Wie eine sturmversehrte Hütte wird sie es sich wieder zusammenflicken müssen. Das braucht Kraft und Zeit, auch wenn es nur notdürftig geschieht, weil die Erinnerung störend sich dazwischenstellt. Unterdessen mag vielleicht die große Wila in Gnaden die Schuld verzeihen, die Liebe auf sich nahm.

Tag für Tag betet hinfort Sanda, das Haupt dem Gipfel zugekehrt. Vor den Wolken aber, die an dem oberen Rande der Alm hängenbleiben, zittert sie, weil sie fürchtet, es könne ihnen eine Rächerin entsteigen.

Dieser helle Sommer schenkt ihr kein Leuchten mehr, so undurchdringlich trübe bleibt ihr Herz.

Hört sie dazu am Berg die Muren poltern, ist es ihr, als häufe sich über ihrer Liebe Stein um Stein, und jeder schmerzt...

Schon am nächsten Tage findet ein Jäger, der einem weidwunden Bären nachspürt, den Abgestürzten.

In diese Einsamkeit, wo auf viele Meilen keine Siedlung die unendlichen Wälder lichtet, verliert sich sonst selten ein Mensch. Deshalb dauert es mehrere Tage, bis man die Leiche nach Hause bringt.

Wenn man die roh aus Ästen gefertigte Bahre durch die Dörfer trägt, weiß jeder sofort, wer hier, blumengeschmückt, seinen stillen Heimgang nimmt. An den blonden Haaren erkennen alle den Sohn des Königs. Weinen und Jammern geleiten ihn.

Ein Wunder, daß er bei der Wärme des wachsenden Sommers nicht verwest oder kein Raubzeug sich an ihm gütlich getan hat! Es wäre kaum zu begreifen, die Kundigen aber wissen die Ursache. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß der Königssohn am Berg den Wilen zum Opfer gefallen sein muß. Solch ein Toter wird von Verfall und Aaswild solange nicht angetastet, bis Menschenhand ihn wieder berührt hat; und auch dann sieht er aus, als lebe er noch.

Die Unglücksbotschaft trifft Samo nicht zu Hause. Immerhin weilt er gerade in Karantanien. Überall werden die schnellsten Pferde aus dem Stall geholt, um ihn nach Hause zu tragen.

Auf seinen Wegen säumt das Volk stumm die Straßen. Gesenkten Hauptes stehen Männer und Weiber unbeweglich, wenn er vorüberreitet, damit sie ihm zeigen, daß sein Schmerz auch ihr Schmerz ist.

Er scheint in diesen Tagen jedoch für nichts, was sich in seiner Umgebung ereignet, Blick zu haben. Seine Augen sind ganz nach innen gewandt. Nur manchmal schlägt er sie auf und blickt zu den Bergen empor. Dann zuckt der bitter herabgezogene Mund. Er will ihn wieder in steife Ruhe zwingen, aber er müht sich jedesmal eine lange Weile vergebens.

Wie ein Unterlegener kommt sich Samo gegenüber den Bergen vor. Mit hartem Gesicht senkt er nach

solchem schmerzvollen Emporheben den Nacken und starrt auf den Hals seines Pferdes nieder, als müsse er die Mähnenhaare zählen.

Unendlich lang wird ihm und seinen Begleitern Childebert und Wernachêr dieser schweigsame Ritt...

Wilfried liegt in der Vorhalle des Hauses aufgebahrt. Schon von weitem dringt grelles Wimmern und langgezogenes Heulen Samo durch den stillen Morgen entgegen.

Er zieht die Brauen zusammen und lauscht. Was soll das?

Ach, ja, die Klageweiber walten ihres schauerlichen Amtes. Es sind nur drei, doch es klingt in die dumpfe Versunkenheit seiner Trauer herein, als seien mehr als ein Dutzend tolle Kälber und Hunde losgelassen, so laut schallt ihr Gebrüll.

Nun er durch das Tor des Ringwalles tritt und sie ihn gewahr werden, scheint ihr Wahnsinn erst recht auszubrechen. Sie raufen ihre langen, von Asche grauen Haare und zerkratzen sich die verzernten, lehmbeschmierten Gesichter. Sie weinen; ja, sie können weinen, solche Gewalt haben sie über ihre Tollheit; und sie fangen diese bezahlten Tränen sorgfältig mit dem Schnabel der irdenen Krüglein auf, die man dem Toten morgen neben Trank und Speise ins Grab stellen wird.

Einige Zeit kann sich Samo nicht vom Fleck rühren, gebannt durch das absonderliche Treiben. Jetzt beginnen die Weiber in würdevollere Haltung und mit sparsameren Gebärden eintönig das Lied des Toten zu singen. Seine Herkunft künden sie, seine Schönheit, seinen Geradsinn, seinen Mut, seine Taten, wohl schon zum hundertsten Male immer das gleiche. In bestimmten Zwischenräumen jammern sie dazu wild auf.

Bald hat Samo das Geschrei satt. Da die königliche Pflicht des Anhörens erfüllt ist, darf endlich der Vater das Recht auf achtungsvolle Stille fordern.

Ein Wink seiner Hand scheucht die Klageweiber vor das Haus. Nur zögernd folgen sie. Gleich dunklen Vögeln ducken sie sich einstweilen draußen auf eine Bank und harren unbeweglich, bis ihre Zeit wiederkommt.

Lange bleibt Samo in tiefer Stille mit seinem Sohn allein. Von seinen Frauen traut sich keine ihm zu nahen. Es wäre auch nicht nach seinem Wunsch.

Unverwandt blickt er dem Toten in das seltsamerweise noch immer kaum entstellte Gesicht. Wieder zuckt Samos Mund. Die Strenge des Antlitzes, das dem Schmerz nicht nachgeben will, kann es nicht hindern.

Dieses Opfer also haben die Unterirdischen von ihm gefordert!

Seitdem nach der Schlacht bei der Wogastisburg sein Glück in schwindelnde Höhe gestiegen ist, hat er gefürchtet, daß sie es ihm neiden. Nun haben sie sich ihr Teil genommen – kein bescheidenes Teil – den Sohn, der das Werk seines Vaters fortsetzen und vielleicht hätte vergrößern können.

Er ist kühn, allerdings auch waghalsig gewesen, wie es einem Herrscher nicht frommt. Wäre er älter geworden, hätte sich dies aber vielleicht in besonnene Tapferkeit umgeschmolzen.

Man hat den Toten am Fuße des Wilensteins gefunden.

Samo furcht grübelnd die Stirn.

Wilfried hat dem Vaterwillen getrotzt. Wie oft hat Samo ihn gemahnt, daß die Unwirtlichkeit der Berge kein lohnendes Ziel des Mutes sei! Dennoch hat er nicht davon ablassen wollen. Ach, wahrscheinlich nicht können, weil die Norne ihm verderbenbringend den Drang zur Höhe ins Herz gesät hat!

Die Menschen raunen, Wilen hätten ihn getötet.

Samo glaubt nicht an gute oder böse Feen. Es ist ihm auf seinen langen Reisen und in den verschiedensten Ländern noch nie eine begegnet. Vor seinem kühlen, klaren Blick würde sie in Nebel und Dunst zerfließen.

Ob es nun Wilen gibt oder nicht, soviel steht jedoch für Samo außer Zweifel, daß die Berge Wilfried getötet haben. Sie blicken mißgünstig auf den Fremden. In ihren Höhen, scheint es, sind noch Kräfte lebendig, die dem König heimlichen Widerstand leisten. Es ist ihm daher, als habe Karantanien selber ihm den Sohn genommen, das stolze Karantanien der Gipfel. Bei diesem Gedanken schmerzt der Verlust ihn doppelt, da er doch von je seine Arbeit, seine Manneskraft, sein bestes Leben diesem Lande geschenkt hat, dessen Berge und Täler für ihn eine unteilbare Einheit bilden.

Schwer lastet deshalb an der Totenbahre seines Sohnes auf Samo nicht nur das Leid, sondern auch seine königliche Würde. Das Gewicht einer bitteren Enttäuschung ist ihr zugelegt worden, und er muß es erst bewältigen lernen.

Stundenlang bleibt er sitzen, die Augen meist geschlossen, das Antlitz völlig verfinstert. Sonst hat er sich immer mit seinem Schicksal eins gefühlt. Hohe Woge ist es gewesen und hat zu seinem Ziel ihn getragen. Es trägt ihn noch, indes hier liegt sein Sohn, abgeworfen und zerbrochen.

Wer weiß, wie lange es trägt?

Aus dem Dunkel zu Füßen der Esche Yggdrasil steigt es und reißt empor ans lebendige Licht oder hinunter in tötende Finsternis, je nach dem Ratschluß der drei unsichtbar lenkenden Schwestern. Ist man klein und gering, nimmt man diesen ergeben hin. Gehört man aber zu den Mächtigen der Erde, trotzts das Herz aufbäumend dagegen, weil es in Sturmwettern

bewährt ist und sich darum nicht kampflös abfinden will.

Keine der Frauen, keiner seiner Männer wagt den Trauernden anzureden. Sie haben ihn nicht so lange allein lassen wollen und sind lautlos hereingeglitten. Schattengleich umsäumen sie Pfosten und Wände, stumm wie Vater und Sohn.

Als die Dämmerung bis auf die letzte fahle Spur verloschen ist, entzündet man zwei Fackeln.

Samo sitzt regungslos wie zuvor, ohne an Essen oder Schlaf zu denken.

Im flackernden Schein des Kienspans leuchtet Wilfrieds Haar.

Imnehildes Haar...

Schuld – Gericht – Buße...

In den Jahren des Herrschens hat Samo gelernt, daß man nicht zu hart vergelten darf, auch wenn man im Rechte ist.

Was er von Imnehilde, von seiner Jugend noch besaß, hat ihm das Schicksal nun genommen und damit ein Stück seines Lebens ganz geendet.

Zum ersten Male rührt ein Hauch von Altern ihn an...

Während der Nacht weichen die Schatten an Pfosten und Wänden. Jetzt bleiben Vater und Sohn wieder allein.

Obwohl Samo in den langen Stunden weder nach einer der Frauen oder einem der Männer verlangt hat, kommt er sich jetzt doch trotz dem eigenen Hause sehr einsam vor, und nicht nur einsam, sondern auch fremd.

Unter seinen Kindern ist Wilfried allein dem Blut nach wirklich Franke gewesen, sein einziger echter Erbe. Jetzt erst weiß er, wie sehr er mit ihm gerechnet hat – viel mehr als er je vor sich selber hat wahrhaben wollen.

Kleine Seelen werden auch im Leide rasch stumpf und trösten sich an Alltäglichkeiten. Samos Trauer aber wächst in der Fremde dieser einsamen Nachtstunden riesengroß, und er weicht ihr nicht aus. Er hält ihr regungslos und schweigsam ohne Seufzer und Stöhnen wie irgendeinem anderen, ihn stark bedrängenden Feinde stand.

Bis der Morgen dämmt, hat er sie bezwungen, zugleich auch die Gefühle des Alterns und ihre Schwäche.

Als er mit dem Licht des jungen Sommermorgens von der Totenwache aufsteht, sind seine Glieder straff und verraten keine Ermattung infolge der sitzend durchbrachten Nacht. Er ißt und trinkt und scheint eben nach einer weiten Reise heimgekommen. Es ist ja auch tatsächlich ein langer Gedankenritt durch vergangenheitferne Lande gewesen.

Man glaubt, er werde sich erschöpft schlafen legen. Man irrt. Er geht unverzüglich ans Werk, die Vorbereitungen dafür zu treffen, daß Wilfried mit allen Ehren, die einem Königssohn gebühren, bestattet wird.

Die Klageweiber allerdings müssen schweigen.

Unheimlich dünkt dies manchem, die meisten aber halten den König für so stark, daß er allein genügt, die bösen Geister abzuwehren.

Sie haben recht – in den Stunden, da er an der Bahre seines Sohnes gesessen ist, hat er sie abgewehrt und besiegt, so daß sie hinfert sein Leben, das dem Wohle eines großen Reiches gehört, nicht mehr verfinstern werden.

Während er in schwarzer Rüstung ernst und mächtig hinter dem Sarge seines Sohnes zur Gruft schreitet, neigt sich das Volk vor ihm tiefer denn je. Daß er sich in seinem Schmerz, den alle anerkennen und mitfühlen, sichtbar überwunden hat, gibt ihm in den Herzen dieser von Glück und Leid gleich rasch Hin-

gerissenen und Gebeugten ein so hohes Ansehen, als habe er wieder eine Schlacht gewonnen.

Jede Schlacht läßt eine zerstampfte, öde Walstatt hinter sich.

Nun, da sich das Grab über Wilfried schließt, gleicht das Herz seines Vaters einer solchen Walstatt, wenn auch der König gesiegt hat – freilich unter schwerem Opfer gesiegt . . .

Als Samo mehrere Monate später eines Nachmittags nur mit kleinem Gefolge nahe der Südgrenze durch ein menschenleeres Tal reitet, stößt er zu seiner Verwunderung unweit von römischen Ruinen auf eine winzige, jedoch teilweise aus Steinen erbaute Kapelle.

Er ist der Meinung gewesen, daß der Christenglaube in dem windischen Karantainen bisher überhaupt noch nicht wieder Eingang gefunden habe. Ihm selber hat das Taufwasser wohl bald nach seiner Geburt die Stirne benetzt, aber in einem Lande, wo noch die alten germanischen Götter neben den gallorömischen lebendig geblieben sind und vor allem der Geist des Volkes den Lehren des Christentumes gar nicht entgegenkommt, ist diese Taufe bloß eine von der Obrigkeit angeordnete leere Form gewesen.

Dessenungeachtet reizt es ihn, in die Kapelle einzutreten. Er springt vom Pferde. Er will hier kein Gebet sprechen, nur Nachschau halten, ob der Erbauer vielleicht in der Nähe ist.

Das Gefolge nutzt die Laune des Königs. Man bindet die Pferde an ein paar Bäume und streckt sich in das noch saftige Gras der Waldwiese. Die Sonne des Scheidings täuscht hohen Sommer vor und verleitet zum Faulenzen.

Samo findet in der Dämmerung der Kapelle einen langbärtigen Mann zu Füßen eines aus Elfenbein kunstvoll geschnitzten Altars knien. Unwillig ob der

Störung wendet der Beter das Haupt. Trotz des schlechten Lichtes, dem die Schmalheit der Fenster keine Kraft vergönnt, scheint er den König sogleich zu erkennen. Er steht ungesäumt auf und naht ihm mit zum Gruß erhobener Hand.

Samo sieht sich einer hohen Gestalt gegenüber, kaum kleiner, nur viel schlanker als er selbst, fast dürr. Haupt- und Barthaar, lange nicht geschoren, sind schon ziemlich stark von Weiß durchzogen, obwohl der Mann sicher nicht so alt ist wie er wirkt. Die Backenknochen stechen aus hohl eingesunkenen Wangen hervor. Jede Linie des Gesichtes kantet sich scharf. In den dunklen Augen glimmt ein düsteres Feuer, dessen Leuchten sogar von der matten Dämmerung nicht erstickt wird.

„Gesegnet sei dein Eintritt, großer König!“ redet er Samo mit wohlklingender Stimme an.

Sie verrät den Landfremden.

Samo wundert sich, daß der Einsiedler in diesem weltabgewandten Tale ihn sofort erkannt hat.

„Woher weißt du, wer ich bin?“ kann er eine stauende Frage nicht unterdrücken.

„Gott schenkt meinen Augen Klarheit, dich auch in der Dämmerung zu erkennen. Lange schon warte ich auf deinen Besuch.“

„Noch niemals ist mir von dir eine Kunde geworden.“

„Nun hat Er dich in dieses Tal gesandt.“

Samo spürt die heimliche Leidenschaft, die aus jedem Wort des Einsiedlers glüht.

„Wie ist dein Name, heiliger Bruder?“

Für ihn bedeutet es nur eine Formel aus fernen Kindheitstagen. Der Einsiedler indessen nimmt es hoffnungsvoll für mehr.

„Quirinus“, antwortet er.

„Du bist kein Winde?“

Der Einsiedler schüttelt heftig den Kopf. „Ein Langobarde. Von Pavia trieb ich auf mancherlei Straßen und Umwegen bis in dieses Tal.“

„Es ist milde, und niemand stört dich in so großer Weltentlegenheit.“

„Nein, es hat noch niemand die Hand wider mich erhoben.“ In der Stimme des Einsiedlers klingt ein leises Bedauern. Er würde sich gern den heiligen Märtyrern zugesellen. „Ungefährlich erscheine ich den Menschen“, klagt er bitter. „Die Blinden und Tauben ahnen nicht, welcher Macht ich in dieser viel zu armseligen Kapelle eine geweihte Stätte bereitet habe.“

„Du hast sie selber aus Stein und Holz gebaut?“

„Die Steine brach ich aus den Ruinen. Das Holz fällte ich im Wald. Beides war für einen Mann allein harte Arbeit, aber der Himmel gab mir Kraft.“

Samo hat nun genug vernommen. Er kehrt sich zur Türe. Da ergreift Quirinus sein Gewand.

„Verweile noch ein wenig, Erhabener!“

Samo runzelt die Stirn. Er ist solche Anreden nicht gewöhnt, doch stammt der Schwulst wohl von dem Ungeschick der Weltflucht her.

„Kein Zufall hat dich in das Haus des Herrn geführt.“ Quirinus spricht vor Leidenschaft lauter als zuvor. „Höre seine Stimme, die aus seinem geringsten Diener zu dir redet!“

Samo blickt ihm prüfend ins Gesicht.

Höchste Erregung bebzt darin. Der Mund zuckt. Die weit aufgerissenen Augen leuchten mit fast irrem Glanz. So sieht ein Mensch aus, der überwältigt eine große Stunde zu erleben meint.

Güte klingt aus den Worten des Königs, als er entgegnet:

„Offenbare mir ohne Scheu, was dir so sehr das Herz bewegt!“

„Wie du die Menschen durchschaust! Ja, mein Herz ist tief bewegt, du sagst es. Laß dich erbitten, verschaffe der heiligen Lehre Jesu Christi Einlaß in deinem Reich!“

„Du hast vorhin selbst gesagt, daß dich niemand an deinem Glauben hindert.“

Die Kühle dieser Worte steigert die Heftigkeit in der Erwiderung des Einsiedlers.

„Hindert – nein. Das aber ist zu wenig. Die Leute hören kaum auf mich, obwohl ich ihre Sprache rede und mich anfangs oft unter sie gemischt habe. Gleichgültig gehen sie an mir vorbei. Meine Mahnungen erreichen sie nicht. Ein Licht leuchtet in der Finsternis, aber sie sind blind für das Heil, das ihrer wartet.“

„Vielleicht hast du nur nicht den rechten Weg gefunden, ihren Sinn dafür zu wecken.“

„Ich habe viele Wege versucht, jedoch umsonst.“

„So ist die Zeit noch nicht reif.“

„Mache du sie reif, du kannst es! Du bist der Friedenskönig, wie der Herr Christus ihn wünscht. Ohne Gewalt hast du ein großes Reich geschaffen. Gott ist mächtig in dir. Danke ihm und teile Boden zum Eigentum an Kirchen und Klöster aus! Rufe fromme Männer herbei und lasse sie predigen, damit die Herzen sich öffnen und die Blinden sehend werden! Das Volk liebt dich – ein Wink von dir, und es wird folgen.“

Der König blickt den Einsiedler aus großen Augen an. Dieser meint fast, es könne ihnen jäh ein Zornfeuer entsprühen.

„Bruder Quirinus“, pocht es mit hart weckendem Klang an sein Herz, „ich werde dir jetzt eine Frage stellen. Ehe du sie beantwortest, überlege es dir wohl! Sie ist wahrlich schwer. Vieles, fast alles hängt mit seinem Gewichte an ihr.“

„Was ist es?“ stammelt der Einsiedler, in der Stille seiner Klause jeder Gegenrede entwöhnt.

„Wenn ich Priester kommen lasse, und sie beginnen in Karantanien oder Böhmen zu predigen, kannst du mir aus aufrichtigem Herzen die sichere Gewähr geben, daß die Menschen dadurch besser und glücklicher werden?“

Quirinus wiegt verwundert den Kopf. Die Frage dünkt ihm leicht. Da braucht es kein langes Besinnen.

Er kann bei aller geziemenden Ehrfurcht vor dem König sein, Erstaunen nicht völlig unterdrücken, als er entgegnet:

„Diese Winden, Herr, sind doch Heiden und dadurch des Heiles nicht teilhaftig. Erst wenn sie wissen, daß auch sie es erlangen, werden sie wahrhaft glücklich sein.“

„Biege meiner Frage nicht aus! Das Heil, von dem du sprichst, ist Sache eures Glaubens, eurer Hoffnung, doch nicht zu beweisen. Wohl aber zu beweisen ist, wie hier auf Erden die Taufe wirkt. Als König ist für mich nur dies von Bedeutung. Gib mir Antwort, ob und wo es sich gezeigt hat, daß die Menschen durch die Taufe besser werden!“

Quirinus windet sich. Die klare, scharfe Frage macht ihm Pein. Seine Sicherheit ist dann.

„Das Fleisch, Herr“, stottert er, „besiegt wohl manchmal die Trägheit des Geistes.“

Er steht mit gesenktem Haupt und streicht unbeherrscht den wirren Bart.

Die hilflose Gebärde macht Samo lächeln.

„Sage statt ‚manchmal‘ ruhig ‚oft‘, Bruder Quirinus, und du sprichst die Wahrheit! Die Taufe hat die vielen Greuel, die im Frankenreich geschehen sind, nicht verhindert. Fredegundis und Brunichildis waren getauft, die grausamsten der Weiber, so weit die Sonne scheint. Dagobert ist getauft und doch besudelt mit dem Blut von fünftausend unschuldigen Bulgarenfamilien. Sind dagegen diese Winden, die du, weltfremder Einsiedler, überheblich Heiden

schiltst, in ihrer unwissenden Einfalt nicht hundertmal besser als die schlechten Christen, die Gott nur schänden, wenn sie heuchelnd und streitend seinen Namen nennen?“

Quirinus zuckt ratlos die Schultern. Gegen Samos barsche Strenge kommt er nicht an.

„Unter lauter Heiden bist du hier selber, Herr, zum Heiden geworden.“

Trotzig soll es klingen und ist doch schon Verzicht.

„Nenn' es, wie du willst! Bedenke aber auch dies! Streut man Samen im Sturm aus, wenn das starke Wehen die Körner zerstiebt? Es ist jetzt eine unmilde Zeit. Noch sind die Völker nicht zur Ruhe gekommen. Sie werden es nie, wenn ihr ihnen einen Glauben aufdrängt, den sie nicht begreifen und, schlimmer noch, der unter den Fahnen ihrer Könige zum leeren Feldgeschrei wird. Trotzdem, Bruder Quirinus, sei es dir auch fürder unverwehrt, innerhalb von Karantaniens Grenzen zu hausen. Diene Gott, wie du kannst, und findest du Anhänger, die du ohne Gewalt überzeugst, soll man dich deshalb nicht schmähen. Ich aber werde niemand kraft meines Amtes veranlassen, einer Lehre zu folgen, deren Zeit ich hier noch nicht für gekommen halte.“

Was Samo soeben ausspricht, ist schon lange in ihm gereift. Er hat nicht erst auf den Einsiedler treffen müssen, damit er sich darüber schlüssig geworden ist. Nun löst die Stunde ihm die Zunge. Während er seine Meinung in Worte faßt, treten seine Gedanken um so klarer vor ihn hin. Dies auch gibt ihm den Anstoß, daß er wider seine Gewohnheit ausführlich zu einem Menschen redet, dessen Wesen ihn unangenehm berührt und den er keineswegs für wichtig nimmt.

„Gott hat dein Herz noch nicht erweckt!“ klagt Quirinus.

Samo hört aus dieser Klage wieder eine Überheblichkeit heraus.

„Anders“, weist er ihn deshalb sehr würdevoll zu recht, „sieht man die Welt von einer engen Kapelle aus als von dem Platz des Königs. Bemühe dich, dies zu verstehen, und deine Enttäuschung wird sich mildern.“

Er geht. Das knappe Neigen des Hauptes zeigt, daß er nicht mehr aufgehalten werden will.

Quirinus vergißt, grüßend die Hand zu heben. Als er schon allein ist, klingen ihm die letzten Worte noch schreckhaft laut im Ohr: Die Wände scheinen sie gefangen zu haben, damit er sie immer wieder hören muß. Enttäuschung – wie klar der König es vorausgesehen hat –, furchtbare Enttäuschung ergreift völlig von ihm Besitz.

Niedergeschmettert, wirft er sich vor dem Altar zu Boden.

Eine große Stunde ist klein geworden, ist mit Spruch und Widerspruch zerronnen, ohne daß sie eine Tat für Gott gezeitigt hat.

Quirinus kommt sich gegenüber Samo kraftlos und erbärmlich vor. Wenn es dem gefiele, würde er Gott in seinem ganzen weiten Reiche einsetzen können. Welch eine Anwartschaft auf einen bevorzugten Platz nahe dem ewigen Thron für den, der ihn zu überreden vermöchte!

Leider aber ist der König weit davon entfernt, sich überreden zu lassen.

Er braucht Gott nicht, wie schwache Seelen hilfsbedürftig ihn brauchen. Einem solchen Herrscher genügt im weisen Glück seiner Stärke diese Erde, und da er hier so viel zu planen, zu vollenden hat, quält ihn keine Sehnsucht nach einem Jenseits. Wurzeltief steht er in der Gegenwart, gleich dem höchsten Baum einer großen Waldung, dessen Wipfel das erste und das letzte Licht des Tages empfängt.

Quirinus fühlt sich dagegen in der trüben Stunde seiner Niederlage enturzelt. Vielleicht hat er sich mit seinen Gedanken, seinen Trieben, seinen Wünschen zu unbedingt von dieser Welt abgekehrt. Bisher ist ihm dies als rühmenswerter Verzicht, als Sieg eines feineren Geistes über die Grobheit der Sinne erschienen. Jetzt aber dämmert jenseits der lastenden Finsternis ein Zweifel, ob die Menschen nicht deshalb ins Irdische hineingeboren sind, damit sie an seinen Widersprüchen ihr Dasein erfüllen.

„Bin ich zu Unrecht Christi Diener“, flüstert er in der Grabesstille der Kapelle zum Gekreuzigten empor, „wertlose Spreu, verworfen von der Tenne des Herrn? Bin ich nur aus Schwachheit fromm und darum nicht wert des ewigen Reiches?“

Diese bitteren Fragen sind weder in Stunden noch in Monaten zu beantworten. Wirrsal ängstet das sonst so stetige Herz des Einsiedlers. Der Hauch eines Großen hat guten Willen und eigenbrötlerische Selbstsicherheit, fromme Demut und menschliche Überhebung eines Kleinen durcheinandergeblasen. Quirinus wird Zeit brauchen, sein verstörtes Inneres wieder zu ordnen. Wahrscheinlich aber steht dann dies oder jenes an einem anderen Platz als ehemals. —

Auch in Samo klingt das Gespräch fort. Ernst und schweigsam reitet er seinem Gefolge voran. Wenn er so dreinblickt, wagen auch seine Mannen nur leise Worte zu tauschen.

Er sinnt und wägt. Nein — er hat nicht vorschnell gesprochen und fühlt sich für jeden Satz auch künftig verantwortlich. So fordert das Amt es vom König.

Unbedingt — die Priester müssen draußen bleiben. Er kann sie in seinen Ländern nicht brauchen, obwohl sich die Mönche durch manche Arbeit und Erfindung nützlich erweisen. Sie sind dennoch seinem Werke keine vertrauenswürdigen Helfer, wegen des Zwiespaltes, den sie zwischen Himmel und Erde aufge-

rissen haben, nur Gefahr. Ohne sie wird Samo unbeschränkter dahin wirken können, daß die windischen Völker so friedsam, so ehrbar, so glücklich leben wie es jedem von ihnen angemessen ist — ein weitgestecktes Ziel, unendlicher Mühen wert.

Unendliche Mühen, ja, sie sind Pflicht und Vorrecht des Königs.

Jahre kommen und gehen.

Durch Samos ordnenden Geist zusammengehalten, umfaßt sein Reich nun alle windischen Lande von den Karpaten im Osten und dem Adriatischen Meer im Süden bis zur Rednitz im Westen und der Havel im Norden. Über die Gauen im Elbegebiet hat er den Sorbenfürsten Derwan als Vasallen gesetzt.

Mit dem Reich ist die Zahl von Samos Frauen gewachsen. Zwölf sind es jetzt. Ihre Häuschen umgeben wie ein Dorf das Haus des Königs. Er achtet streng darauf, daß auch hier Friede herrscht. Seit der Frauen so viele geworden sind, muß die Eifersucht sich bescheiden. Der König ist nicht mehr nur irgendein Mann, dem kleine Gefühle lästig fallen dürfen. Er gehört einer größeren Welt. Ohne sein Zutun schafft dies einen Abstand, der einsam macht. Auch daß ein Haufen Kinder ihn Vater nennt, ändert nichts hieran. Keiner der Söhne füllt bisher die Lücke aus, die Wilfrieds Tod hinterlassen hat.

Es wird in dieser Zeit immer mehr Sitte, daß sich Könige aus feierlichem Anlaß Kronen aufs Haupt setzen. Karantanische und böhmische Edle sind bei den Langobarden Zeugen davon gewesen. Fränkische Kaufleute haben geprahlt, was für eine prächtige Krone Dagobert trägt. Wenn der König der Franken es tut, ist der Herr des großen Windenreiches ebenso dazu berechtigt und braucht ihm nicht nachzustehen.

Man erwägt also ernstlich, wo man eine Krone in Auftrag geben soll.

Nur von einem ist man überzeugt, daß er sie so kunstreich schmieden wird wie Samo es wünscht — Eligius in Paris. Der Ruhm seiner Arbeiten durch-eilt das ganze Abendland bis tief hinein in die Grenz-reiche der östlichen Barbaren.

Es ist jedoch nicht in Samos Sinn, sich irgendeine beliebige Krone wie ein Ausrüstungsstück herstellen zu lassen. Er wünscht deshalb, Eligius selber zu sprechen. So faßt er eines Tages den Entschluß, mit etlichen seiner fränkischen Getreuen nach Paris zu reisen.

Als er seinen Plan den Vertrautesten bekanntgibt, muß er erst einigen Widerstand überwinden. Es ist Ruhe an den Grenzen und im Inneren alles wohl-geordnet. Nur daß der König außer Landes geht, könnte Schwierigkeiten verursachen. Es wird also kaum etwas anderes übrigbleiben, als in geziemender Botschaft die Herzöge von Baiern, Schwaben und Lothringen der Reihe nach zu ersuchen, daß sie dem Könige auf den Straßen ihrer Länder Sicherheit ge-währen.

Samo lacht über solche Vorschläge. Warum diesen Aufwand an Förmlichkeiten? Dessen bedarf es nicht, denn es liegt außer seiner Absicht, mit Königs-gepränge durch Austrasien zu reisen und hierdurch vielleicht nur unnötigen Neid zu wecken. Was er vor fünfzehn Jahren wirklich gewesen ist, das will er jetzt noch einmal scheinen. Die Kaufmannstracht bietet in ihrer Schlichtheit eine bequeme und den Wechselfällen sowohl des launischen Wetters wie der schlechten Wege gemäße Verkleidung. Samo und seine Begleiter werden gut bewaffnet sein. Da kein Karren mit Waren Räuber lockt, brauchen sie einen Überfall kaum zu gewärtigen.

Wenn der König seinen Plan schon so fest umrissen hat, sind Einreden zwecklos, deshalb schweigen die Bedenklichen. Die Wagemutigen hingegen sind begeistert einverstanden. Viele möchten an der Reise teilnehmen, müssen aber daheim bleiben. Um den Schein zu wahren, darf das Geleit nicht groß sein.

Der König selbst ist von der gleichen Abenteuerlust ergriffen, die ihn in seiner Jugend aus dem Westen fort nach Osten getrieben hat. Auch er kann kaum die Stunde erwarten, bis er zu Pferde steigen wird und die Straßen unter ihm zurückfliegen.

Vergebens sucht er sich darüber klar zu werden, was ihn so seltsam in die Ferne treibt. Dies eine ist sicher: der Glanz der Krone spielt dabei nur eine nebensächliche Rolle. Eitelkeit wohnt noch immer nicht in Samos Seele. Die Macht, die er besitzt, drückt nüchtern sich in Zahlen aus. Sie wird durch den Schimmer von Metall und Edelsteinen nicht vermehrt, nur sichtbarer herausgestellt, daß jeder sie erkennen muß.

Wenn ihn aber nicht die Krone mit solcher Reise-
lust erfüllt, was ist es dann?

Auch der Vogel kehrt, nachdem er wandernd die weite Welt durchmessen hat, gern aufs neue an den Ort zurück, wo er ausgebrütet worden ist.

Samo widersetzt sich diesem Gefühl. Sein Herz sucht keine Heimat im Tal der Yonne. Weder Brüder noch Schwestern erwarten ihn dort. Seine Freunde, angezogen von den bindenden Kräften seines starken Willens, sind einst mit ihm in das windische Land gezogen und geben jetzt ihm das Geleite. Fremder als er Karantarien je betreten hat, wird er die Grenzen Burgunds und Neustriens überschreiten.

Ein Dunkles treibt ihn. Trotz aufmerksamen Prüfens läßt es sich nicht fassen und erhellen. Da Samo aber fest daran glaubt, daß nicht ein äußerer Anlaß, sondern tieferes Gesetz unsere Wege lenkt, ist er

gewohnt, dem Dunklen in sich zu folgen, dem unbewußten Drang der Seele, und hat stets recht damit getan . . .

Die Bäume stehen schon kahl, bis man endlich reisen kann. Die späte Jahreszeit würde vielleicht abschrecken, in Paris lockt jedoch während der nächsten Wochen der großartigste Markt, den es in Europa gibt. Der Schutzpatron des Frankenreiches, der heilige Dionysius, vereint hier jeden Gilbhard unter seinem Namen Wallfahrer und Kaufleute aus den Ländern vieler Herren zu einem bunten, durch Schausteller und Gaukler unterhaltsam gestalteten Stelldichein.

Sind auch die Tage kurz, holen die Pferde dafür um so rüstiger aus. Unter ihren Hufen schrumpft die Ferne. Kein Zwischenfall kostet unvorhergesehenen Aufenthalt. Die Tücke der Wege lauert vergebens auf schweres Kaufmannsgefährt, das sie zum Opfer sich erkiesen kann. Das Geschmeiß der Raubgesellen aber wagt sich an so gut bewaffnete, rasche Reiter nicht heran. Gewitzigt durch mancherlei Kniffe, wittern sie mit scharfen Sinnen die Verkleidung.

Unterwegs drängt Samos Herz immer stärker, gen Westen zu reisen, und er fängt allmählich an, es zu begreifen.

Gerüchte schwirren über die großen Straßen und durch die Herbergen. Schon in Baiern sind sie aufgetaucht. Seitdem Samo den Rhein überschritten hat, klingen sie aber gar nicht mehr ungewiß, sondern reden die Sprache der Bestimmtheit.

König Dagobert ist sehr krank.

Die zu leichtsinnig der Liebe dargebotenen und verschwendeten Jahre haben ihn auf ein frühes Siechbett geworfen. Als unheilbar soll sich bisher sein Leiden trotz aller Künste von Ärzten und Quacksalbern bezeigt haben.

Erbarmen äußert niemand im Volke. Nur daß seine Söhne Siegbert und Chlodwig noch unmündige Kinder sind, weckt Sorgen, da auch der bewährte Majordomus, Herr Pippin, kränkelt.

In Neustrien selbst erfahren die Reisenden Genaueres. König Dagobert hat, von Schmerzen gepeinigt, sein Meiergut in Spinogelum verlassen. Der Glanz, die Buntheit des leichten Lebens, das er so geliebt hat, sind ihm jetzt entfremdet und scheinen den Leidenden zu verspotten. Kranksein ist häßlich und braucht eine ernstere Umgebung, einen matt abgetönten Hintergrund. Deshalb hat er sich in die Kirche des heiligen Dionysius geflüchtet. Diesem ist er von je sehr zugetan gewesen und hat sich ihm gegenüber immer höchst freigebig bewiesen. Nun bettet er sich unter seinen Schutz und hofft von ihm das Wunder wiedergeschenkter Kraft oder wenigstens Linderung furchtbarer Schmerzen.

Während Samo sich mit den Seinen Paris nähert, denkt er viel mehr an Dagobert als an die Krone.

Der Frankenkönig ist doch aber sein Feind. Er hat voller Ehrsucht und Eigennutz die Kriegsfackel ins böhmische Land geschleudert. Wäre er bei der Wogastisburg nicht vernichtend geschlagen worden, hätte er sein Reich bis an die Karpaten und Karawanken oder noch weiter ausgedehnt. Ein stolzer Plan, indessen die Kraft, ihn durchzuführen, hat dem Weiberhelden gefehlt. Von ihm ablassen, scheint es, will er noch immer nicht, denn zwischen ihm und den windischen Ländern herrscht bis heute kein beschworener Frieden, obwohl die Waffen ruhen und die Grenzen streng geachtet werden.

Weil Dagobert die Kraft gefehlt hat, das erkennt Samo klar, ist er selber groß geworden. Im Auf und Nieder der Mächte ist er gestiegen. Zwischen ihnen beiden waltet dunkel, länderüberspannend eine Be-

ziehung. Deswegen, davon ist er überzeugt, hat es ihn nach Paris getrieben.

Beziehungen zwischen zwei Männern – Feinde, Freunde – nein, das trifft es nicht. Gegenspieler auf Geheiß des Schicksals, nicht aus freiem Willen sind sie beide.

Wie lange noch?

Samo glaubt nicht an ein Wunder des heiligen Dionysius. Der König der Franken ist wohl nur noch eine kurze Strecke von dem Ziel entfernt, das die Norne ihm bestimmt hat. Gibt es aber keine Gelegenheit mehr, sich zu befehlen, so wird es hohe Zeit, sich ritterlich nach langer Zwietracht zu vergleichen. Nun Dagobert auf den gewissen Tod darniederliegt, mag Samo ihn nicht als Gegner mehr betrachten. Das Spiel ist seinem Ende nah.

Wenn er die Augen schließt, steht vor ihm wieder das Bild des jungen Königs, des Gerechten, noch nicht mit Blut Befleckten. Da dünkt es ihm, als ritte er überhaupt nur einer Erinnerung nach – ein Tor!

Er weiß doch, die Gegenwart Dagoberts sieht wahrlich anders aus.

Erschütternd anders!

Mitleid füllt seine Seele wie mit grauem Nebel.

Nach solchen ersten Gedanken kommt der helle Herbst Neustriens ihm matt und verhangen vor.

Seine Begleiter wundern sich über die Wortkargheit ihres Herrn. Den Ritt um eine Krone haben sie sich lustiger gedacht. Sie sind froh, als endlich in der Ferne die grauen Türme von Paris durch weißen Staub und Sonnenglast herüberwinken. Da wird man sich für die Langeweile entschädigen, denn der Markt stellt alle Herrlichkeiten der bekannten Welt zur Schau. Auch an leicht zu gewinnenden Weibern fehlt es dort nie. Das verheißt Zerstreung und Spaß im Überfluß. Nur gut, daß in den Gürteln die Lederbeutel prall von Gold- und Silbermünzen stecken! –

Gleich am ersten Morgen nach seiner Ankunft pocht Samo allein ohne Gefährten an die bogenüberwölbte Tür des Goldschmiedes Eligius.

Ein verdrossen blickender Gehilfe läßt ihn warten, während er ohne Eile den Meister holen geht. Vielleicht aber scheint es Samo nur länger, weil er das Warten nicht mehr gewohnt ist.

Mittlerweile schaut er sich in der Werkstatt um. Öde umgibt ihn. Von dem reizvollen Vielerlei, das ihn früher hier angezogen hat, vermag er nichts mehr zu entdecken. Nur Unordnung wie vor einem Aufbruch macht sich abstoßend breit.

Endlich kommt Eligius.

Er geht gebückter als früher, fast ein wenig schleppend, und sieht für einen Mann in der zweiten Hälfte der Vierzig alt aus. Die Haare sind schon stark ergraut. Eine müde Trauer überschattet die hageren Züge des blassen Gesichtes; doch wie einst, Samo findet, sogar noch stärker, glänzt darin ein milder Schimmer der Güte. Der König muß unwillkürlich des Einsiedlers Quirinus gedenken. Dem hat dieser einem wahrhaft frommen Herzen entstrahlende Schimmer gefehlt.

Eligius starrt den Gast voll unverhohlenen Staunens an. Eine Erscheinung könnte ihn nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen.

Seine Augen sind trotz ihrer Kurzsichtigkeit fest überzeugt, aber er mißtraut ihnen. Sein Gedächtnis hingegen betrügt ihn sicher nicht.

Nur — wie kann dies sein? Geht es denn mit rechten Dingen zu?

„Ihr seid doch“, stammelt er, „nein, ich täusche mich wirklich nicht — Ihr seid doch...“

Er stockt. Er wagt den Namen, den er meint, nicht auszusprechen, als könne dennoch ein heuchlerisch verkleideter Lügengeist ihn narren.

„Beruhigt Euch, Meister!“ lächelt Samo. „Wir haben uns bloß recht lange nicht gesehen.“

Eligius greift sich an die Stirn.

„Kein Zweifel, hier am selben Platz seid Ihr gestanden!“

„Vor fast fünfzehn Jahren.“

„Sie haben Euch nichts anhaben können.“ Er betrachtet Samo eindringlich ohne Scheu. „Jung wie damals seht Ihr aus, nur ein wenig breiter seid Ihr geworden, nicht fetter, aber mächtiger.“

Samo muß lachen. „Es scheint, in Karantanien ist die Luft gesünder als hier in Paris.“

„Mag sein.“ Eligius hat das Gefühl, daß er sich zu formlos benommen habe, und hält deshalb eine Entschuldigung für angebracht. „Als Kaufmann Samo habt Ihr damals mich verlassen. Als König Samo kehrt Ihr im Kaufmannskleide wieder bei mir ein. Nehmt es mir nicht übel, wenn dieses Spiel mich zuerst hat stutzen lassen.“

Er rückt einen Sessel heran. Während Samo bequem sich setzt, bleibt er geneigten Hauptes vor ihm stehen. Er hört nicht auf, die Züge des Gesichtes zu durchforschen und ihre Flächen, ihre Kanten sich einzuprägen. Ein solcher Mensch begegnet ihm kein zweites Mal. In Erz möchte er dieses Antlitz gießen und so dauernd seine Macht festhalten, die ohne Härte überwältigt.

Da Eligius, schauend versunken, eine geraume Weile schweigt, sagt Samo:

„Ich bin hierher gekommen, kunstreicher Meister, um Euch einen Auftrag zu geben, der, hoffe ich, Euch Freude machen wird.“

„Ihr seid sehr gütig, daß Ihr auch in der Ferne an mich gedacht habt.“

„Der Klang Eures Namens verliert jenseits der Grenzen des Frankenreiches nicht an Kraft.“

Eligius müßte sich doch eigentlich über solche Worte freuen, aber er seufzt aus gepreßter Brust. Seine bedrückte Miene verrät einen peinlichen Zwang.

„Ihr seht“, er macht mit den Händen eine hilflose Gebärde, die dem Wirrwarr des Raumes gilt, „es ist hier nicht mehr wie früher. Ich bin eben dabei, die Werkstatt aufzulösen.“

„Das ist ein wahrhaftes Unglück für alle Liebhaber Eurer Kunst.“

Das herzliche Bedauern Samos, das Eligius deutlich auch hinter den Worten spürt, bringt seinen schon als endgültig gefaßten Entschluß zum Wanken. Heimlich sitzt ihm die Lust am Schaffen noch tief im Blut und überredet ihn. Vielleicht kann er sich bei so besonderem Anlaß eine Ausnahme gestatten.

„Wonach steht Euer Wunsch?“

Samo hört aus dem Ton der Frage, daß eine Schranke gefallen ist.

„Viel mehr als mein eigener ist es der Wunsch meiner Völker.“

Eligius zieht die Stirne hoch und hält den Atem an. Kein Kaufmann besucht ihn heute — ein König!

„Meister“, fährt Samo fort, „Ihr sollt mir eine Krone schmieden. Damit sie richtig werde, bin ich kurz entschlossen zu Euch nach Paris gereist.“

„Den weiten Weg — und wäret fast zu spät gekommen.“

Eligius spricht leise, damit das Beben seiner Worte nicht bemerkbar wird. Der helle Glanz seiner bisher matten Augen kündigt jedoch unverstellt, wie sehr er sich auf diese Arbeit freut.

„Fast ist nicht ganz.“

„Wünscht Ihr eine Tiara?“ Eligius dämpft seine Stimme nicht mehr. Er ist schon wieder mit voller Teilnahme beim Werk.

„Nein. Nichts Überladenes. Nur ein doppelter goldener Reif und darin Edelsteine, so viel als Länder in meinem Reich sich einen.“

„Ihr liefert Metall und Schmuck?“

„Noch heute bringt Euch ein Bote, was Ihr braucht.“

Eligius nickt. Das Leuchten seiner Augen ist rasch erloschen. „Ich bin dankbar“, im Klang seiner Worte überwiegt trotzdem der Verzicht, „daß meine letzte Arbeit solch ein ernstes Werk und kein Tand sein wird.“

„Seid Ihr denn Eurer Kunst schon müde?“ fragt Samo mitleidig.

„Ihr werdet es sicher auch erfahren haben –“ Eligius neigt das Haupt und fährt abermals leiser fort, „unser König stirbt.“

„Das Gerücht davon ist uns weit entgegengeeilt.“

„Es läßt sich nicht mehr verbergen.“

„Was hat das indessen mit Euch und Eurer Arbeit zu tun?“

„Mich ekelt vor Paris und all den glänzenden Dingen. Nachdem ich ihnen bisher meine ganze Kraft gewidmet habe, widern sie jetzt mich an.“

Samo will in diese herbe Enttäuschung das milde Labsal eines Trostes mischen. Eligius hebt jedoch bittend die Hand, er möge ihn nicht unterbrechen.

„Nur Schein sind sie“, fährt der Goldschmied in schärferem Ton fort, dem die große Bitterkeit eines schweren inneren Kampfes anzuhören ist, „Verführung und Sinnenreiz, um Laster durch Begierden zu erwecken. Wohin das führt – das Siechtum des Königs tut es unwiderlegbar kund. Ein Mann, noch nicht fünfunddreißig, und schon zum Tode reif!“

Ein leidenschaftlicher Schmerz zittert in den heftig herausgestoßenen Worten.

„Der erste Franke“, denkt Samo, „der für Dagobert Mitleid empfindet!“

„Ihr liebt den König?“ fragt er tastend.

Die Stimme des Goldschmieds sinkt unvermittelt bis zum Flüstern herab.

„Ja, ich liebe ihn – noch immer.“ Samos lauschen- des Schweigen zwingt Eligius, mehr zu bekennen. „Ich habe ihn sehr geliebt, als er jung gewesen ist – ein Sonnenstrahl, blendend, unstedt, doch immer gütig.“

„Und gerecht.“

Samos Wort scheint dem Goldschmied mehr zu wiegen als alle eben von ihm selber gepriesenen Vorzüge, scheint Lob und Anklage in einem zu enthalten.

„Ich weiß es wohl“, wendet er sich gegen die Anklage, die er nicht ablehnen kann und will, „er ist heute der Liebe nicht mehr wert. Er hat die gott- geschenkte Kraft schamlos verschwendet und auch die Ehre des königlichen Namens neu befleckt.“

„Mit schaurig viel Blut befleckt“, spricht die Anklage aus Samos Munde.

„Eigentlich graut mir vor ihm“, gesteht Eligius leise, „und trotzdem mag ich nicht von ihm lassen, ist meine Liebe zu ihm immer noch nicht erloschen.“

Er stöhnt schmerzvoll.

„Würdet Ihr Eure Liebe nicht besser Mitleid nennen?“ sucht Samo ihm beizustehen.

Eligius nickt:

„Des Mitleids ist er sicher wert, weil er fast unerträglich scharf gezüchtigt wird. Hart schlägt Gottes Hand!“ Die Stimme des Goldschmieds wird leiser, während er den Kopf senkt. „Sie schlägt jedoch nicht nur, sie weist auch Wege, und ich bin daran, ihrem Wink bald zu folgen.“ Es klingt fast wie ein Selbstgespräch. Eligius fühlt, daß er sich zusammenraffen muß. Er blickt Samo wieder in die Augen und fährt lauter fort: „Der König soll sterbend mich nicht vermissen, doch sobald er tot ist, lasse ich diese Welt des Haders und der Gier.“

„Wenn ich Euch recht verstehe, wollt Ihr in ein Kloster gehen?“

„Nur dort werde ich Frieden mit Gott und mit mir selbst erlangen, werde, unbeirrt von allem Schein, die Wahrheit finden.“

Samo läßt sein Auge forschend auf Eligius ruhen. Dann sagt er ohne Spott:

„Ihr seid wohl der rechte Mann für solchen Beruf und werdet ihn nicht unnütz üben. Ich glaube, Ihr könnt ein Heiliger werden.“

So aufrichtig klingt es, daß Eligius keinen Widerspruch erhebt. Samo ist es auch voller Ernst. Obwohl er dem Christentum selber fremd gegenübersteht, achtet er doch einen Heiligen hoch, der mannhaft für den Glauben sein Leben einsetzt. Mit eifernden Priestern hat dies nichts gemein. Er baut; sie reißen nieder.

Inzwischen kehren die Gedanken des Goldschmieds zur Krone zurück. Noch einmal ruft ihn die Welt! Sein letztes Werk soll nicht schlechter als die früheren werden.

„Nehmt Maß!“ fordert Samo ihn auf, als er ihn in einem Kästchen kramen sieht.

Eligius hat eine Binde gefunden und legt sie ihm um den Scheitel.

„Wie breit Euer Haupt im Vergleich zu dem König Dagoberts ist!“

Er zeichnet die Binde mit Purpurfarbe an.

Vorsorglich prüft er noch einmal. Es stimmt.

Samo stört ihn mit keinem Wort bei der Arbeit. Dann sagt er aber dringend:

„Ich muß König Dagobert sehen.“

„Niemand darf zu ihm. Er schämt sich vor den Menschen, weil er so siech und verfallen darniederliegt. Der früher stets Gesellige will seinen letzten Atemzug in Einsamkeit tun.“

„Ehe dies geschieht, ermöglicht es, daß ich mit ihm spreche!“

Samo ist sich auch jetzt noch nicht völlig darüber klar, weshalb er den Goldschmied so dringend bittet.

Eligius läßt sich nicht gleich überreden.

„Ihr habt den König in Böhmen bis ins Herz getroffen. Er hat es nie überwunden. Seit damals geht es mit ihm bergab.“

„Um so mehr Grund, daß wir endlich Frieden schließen von Mann zu Mann.“

Eligius beginnt in seiner Abwehr schwankend zu werden.

„Ich weiß nicht“, zaudert er, „wie ich Euch bei ihm einführen soll.“

Samo überlegt kurz. Falschheit an einem Sterbette erscheint ihm doppelt frevelhaft, doch kann ein mehrdeutiges Wort vielleicht die verschlossene Türe öffnen.

„Sagt dem König“, schlägt er vor, „aus fernem Lande sei ein Kaufmann zugereist und wolle Linderung ihm bringen. Dann wird er nicht widerstreben.“

„Wenn er Euch jedoch erkennt, möchte es ihn schrecken. Er fürchtet Euch.“

„Er soll mich so erkennen, daß er leichter scheiden kann. Zwischen Gleichgestellten spricht man sich offener aus.“

Das begreift Eligius. Sein Schwanken hat ein Ende.

„Wenn Ihr ihm hilfreich sein zu können vermeint“, sagt er entschlossen, „ist es am besten, Ihr erwartet mich morgen um die elfte Stunde vor der Kirche des heiligen Dionysius.“

Sie reichen sich wie Verschworene die Hände. Dann geht Samo.

Als er fort ist, dünkt Eligius alles fast ein Traum. Gar zu seltsam erscheint ihm dieses Zusammentreffen. Bald fünfzehn Jahre sind verstrichen, eine lange, doch keine unausdenkbar lange Zeit, und aus einem Kaufmann ist der König eines großen Reiches ge-

worden. Gleich der Sage eines Spielmanns klingt es. Und ihr Schluß, daß Eligius eine Krone schmieden soll.

Eine Krone für den Überwinder seines Königs . . .

In Samos Gegenwart, bei Rede und Widerrede, ist ihm dies gar nicht so zum Bewußtsein gekommen. Jetzt, wo er ruhig nachdenken kann, will es ihm beinahe als Verrat erscheinen.

Soll er davon abstehen?

Solch ein Werk ungeschaffen lassen – nein! An ihm dies gar nicht so zum Bewußtsein gekommen. verdient. Nur wird er erst damit beginnen, wenn Dagobert tot ist. Diese letzte Pflicht erscheint ihm unabweisbar.

Um sich nach Zwiespalt und Bedenken zu sammeln, kniet Eligius nieder und versenkt sich im Gebet. Sonst wird ihm dies leicht, heute aber entgleiten ihm die Gedanken. Obwohl er anfangs dagegen kämpft, sieht er ständig vor seinen geschlossenen Augen eine Krone schweben – einen Doppelreif, wie Samo es ihm aufgetragen hat. Die Edelsteine blitzen. Das goldene Ornament jedoch, das sie umfaßt, wechselt in steter Wandlung seine Form. Wer möchte glauben, daß man es so verschiedenartig gestalten kann! In jeder neuen aber ist es schön und edel. In allen diesen Formen möchte Eligius es schmieden, so hat die Schaffenslust ihn übermannt.

Weil es das letzte Mal sein soll, gibt er sich ihr um so leidenschaftlicher hin und kostet mit ganzer Seele ihre Stärke, ihre Süße, ihre Wehmut. Fast erschrocken, besinnt er sich endlich. Ein Lächeln spielt um seine Lippen, und ein Abglanz der geschauten Schönheit leuchtet ihm im Gesicht.

„Verzeihe Gott, daß über mich das Irdische noch so viel Gewalt hat!“

Er zweifelt in diesem Augenblick nicht – Gott wird verzeihen.

Gesammelt wie nach langem Beten steht er auf. Dann aber verdrängen Schatten den Schimmer seiner Züge. Jede Bewegung scheint müder. Der Gang wird von neuem ein wenig schleppend. Die schwerste Stunde des Tages naht – die Stunde, wo König Dagobert ihn erwartet und er ihn trösten soll.

Wer aus dem Marktlärm der menschenwimmelnden Straßen in das Dämmerdunkel der Kirche des heiligen Dionysius tritt, der fröstelt, obgleich jetzt viele Wallfahrer Leben und Wärme vor den Altar des Schutzpatrons aller Franken tragen. Eligius führt Samo zu einer Seitenkapelle, die durch einen dicken Teppich und eine Doppelwache vor der störenden Neugier zudringlicher Kirchenbesucher geschützt ist.

Samo begreift nicht recht, wie Dagobert hier Genesung erhoffen oder sich auch nur zum Sterben legen mag. Als Eligius den Vorhangteppich zurückschlägt und sie in die Kapelle eintreten, glaubt der an den reinen Odem des Berglandes Karantanien Gewöhnte krampfhaft nach Luft ringen zu müssen. Weihrauchdämpfe, feuchter Staub nie gefegter Winkel, Moderatem nassen und am Trocknen verhindernden Mörtels, fremde, betäubend starke Wohlgerüche und ekelhafter Krankendunst mischen sich widerstrebend, ohne sich zu einen.

Ein Bild des Jammers, ruht König Dagobert auf seinem Lager. Da eben ein Anfall vorüber ist und er sich etwas leichter fühlt, hat man ihm die Polster höher geschoben. Er sitzt mehr als er liegt.

Mit flackernden Augen schaut er dem Eintretenden entgegen. Eligius hat sich sogleich an den Vorhang zurückgezogen. Wenn der König ihn nach dem Fremden fragt, müßte er vielleicht lügen und das möchte er nach Möglichkeit vermeiden. Er lauscht aber gespannt auf jedes Wort.

Dagoberts Wangen sind eingefallen und bleich. Der Bart hängt wirr herab, doch die langen Locken sind bisher von Vergänglichkeit noch nicht berührt worden. Blond, wenn auch ohne Glanz, umfließen sie das schmalstirnige Haupt und scheinen den Besucher zu mahnen:

„Immer noch ein König der Franken!“

Samo muß sich bei dem Zwielflicht dieser absonderlichen Krankenstube erst zurechtfinden. Dagobert aber faßt ihn sofort scharf ins Auge.

Er richtet sich auf, denn er hat ihn erkannt — wegen der Kaufmannstracht. Es geht ihm seltsam: die frühen Erinnerungen sind jetzt oft seine klarsten; vielleicht, weil er so viel rückwärts denkt, um festzustellen, wann und wo seine Fehler begonnen haben.

Er möchte vor Überraschung, nicht vor Schreck, wie Eligius gefürchtet hat, bei diesem Erkennen aufschreien. Er ist jedoch so schwach, daß sich ihm nur ein leiser Ausruf entringt.

Er schließt eine Weile die Augen. Seine eigene strahlende Jugend ist mit dem Fremden in die trübe Kapelle getreten. Dadurch empfindet er sein Siechtum noch drückender.

Samo setzt sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, auf dem bereitstehenden Faltstuhl ans Lager, als komme er heute nicht zum ersten Male.

Dagobert öffnet die schweren Lider.

„Was wollt Ihr?“ stöhnt er.

Was Eligius ihm gestern von dem Kaufmann erzählt hat, ist also nur ein Vorwand gewesen. Sehr hilflos kommt er sich vor. Ach, er hat keinen treuen Freund!

„Euch trösten“, antwortet Samo einfach.

„Seid nicht grausam! Wie kann es Euch ergötzen, einen elend Hingestreckten zu quälen!“

„Quält Ihr Euch mit Euren Gedanken nicht den ganzen Tag?“

Der gütige Ton in Samos Worten reißt um Dagobert die Schanzen der Abwehr ein.

„Was bleibt mir anders zu tun!“ Die bitteren Sätze überstürzen sich von seinen Lippen. „Die Staatsgeschäfte führt Herr Pippin. Ich selber kann immer nur beten, daß der heilige Dionysius mir hilft. Deswegen habe ich mich doch in seine Kirche geflüchtet. Ich spüre aber bisher kaum, daß er sich mir günstig erweist. Vielleicht habe ich ihm noch nicht genug geschenkt. Er soll mehr haben, so viel er will, damit es meine Schuld aufwiegt, meine große Schuld.“

Eligius im Hintergrunde wundert sich, daß Dagobert wider Erwarten seine Schwäche meistert und so lange, wenn auch nur leise, sprechen kann.

„Vielleicht“, entgegnet Samo, „ist eine Kirche doch nicht das rechte Krankenzimmer für einen König.“

„Meint Ihr das auch?“

„Was ein Heiliger und ein König tut, ist gar zu weit verschieden.“

Ein Aufleuchten zuckt über das Gesicht Dagoberts. „Ein Heiliger handelt, wie Gott es verlangt.“ Schon umdüstert sich wieder die eben noch helle Stirn. „Ein König aber muß den Forderungen der Welt genügen. So“, mit einem tiefen Seufzer, „wird er schuldig.“

Die Steine hallen das letzte Wort zurück und vielfältigen es. Wenigstens kommt es Dagobert so vor.

Er krümmt sich. Nein — es ist nicht wegzubeten, das viele Blut!

Er starrt Samo auf den Mund und glaubt einer ungestellten Frage Antwort stehen zu müssen.

„Warum ich es tat? Von den Bulgarenfamilien, die, Flüchtlinge vor Awarengrausamkeit, in Baiern siedeln wollten, drohte keine Gefahr für das Reich.“

„Keine Gefahr“, wiederholt Samo mit dumpfem Vorwurf.

„Und doch habe ich sie morden lassen!“ Dagobert deckt die Hände vor die Augen. „Tausende! O das Blut, das viele Blut! Es steigt und steigt, bis ich darin ersticke!“

„Ihr hättet den rädern oder schleifen lassen sollen, der es Euch einblies. Es war Hochverrat am König.“

„Hochverrat am König? – Nein. Ich selber habe den Befehl gegeben.“ Er nimmt die Hände von den Augen und richtet die Blicke auf ein Kruzifix. „Hier nützt es nichts, sich höfisch zu winden und schlau zu lügen. Der da läßt sich nicht täuschen.“

„Warum denn tatet Ihr es?“

Dagobert legt wieder die Hände vor die Augen, als könne er so die Vergangenheit klarer sehen. „Ein großer Plan! Mit den Awaren, den ewigen Ruhestörern, wollte ich schon seit langem mich verbinden.“

„Ein Frankenkönig mit den Awaren, deren Stern damals schon im Sinken war?“

„Ja, das Blut der Bulgaren ist umsonst geflossen. Ihr habt recht, der Stern der Awaren ist unvermutet rasch erblichen. Nach dem Tode des Chagan Bojan sind sie klein geworden, keiner Bundesgenossenschaft mehr wert. Groß aber steht Ihr da, den ich bekämpfen wollte, und haltet alle windischen Reiche in Eurer Hand.“

„Neidet mir in dieser Stunde nicht meine Macht!“

„Es wäre übermenschlich, täte ich es nicht. Als Ihr mich in Böhmen schlugt, habe ich Euch gehaßt. Nun bin ich so schwach geworden, daß ich Euch nur noch bewundern kann.“

Die letzten Worte erlöschen fast. Dann liegt Dagobert eine Weile mit geschlossenen Augen, daß es aussieht, als sei er in Bewußtlosigkeit entsunken.

Plötzlich aber schlägt er die Lider auf und greift hastig nach der Rechten Samos.

„Dies also ist die Hand, die alle windischen Reiche hält.“ Das Zucken des Mundes verrät unbeherrscht

seine Erschütterung. „Ruhig und stark. Sie läßt nicht, was sie in Besitz genommen hat.“

„Es ist die Hand, die ich Euch zur Versöhnung biete.“

Von einem Gedanken jäh ergriffen, reckt Dagobert sich auf. In diesem Augenblick scheint alle Schwäche überwunden. Ungewöhnlich lebhaft, beinahe wie früher, fragt er:

„Was hat Euch eigentlich nach Paris geführt? Doch sicher nicht die Wallfahrt und der Markt.“

Samo lächelt. „Dies beides nicht. Ich habe mit dem Meister Eligius ein Geschäft und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, mit Euch zu sprechen. Es mag Euch unbegreiflich scheinen, doch so ist es.“

„Ihr hörtet, daß ich krank sei?“

Samo nickt.

„Sehr krank?“ forschet Dagobert weiter.

Samo nickt wieder.

„Deshalb kamt Ihr zu mir.“

Es klingt dunkel und läßt allerlei Vermutungen Raum. Erst nach einem Schweigen der Überlegung fährt Dagobert fort:

„Was Euch auch hierhergeführt haben mag, ich danke Euch trotz allem, daß Ihr gekommen seid. Es gibt wohl heute in ganz Paris keinen trübseligern Ort als diese Kapelle. Nun, da ein Hauch der Stärke von Euch zu mir herüberweht, spüre ich es selbst. — Eligius!“

Schon beugt sich der Goldschmied über ihn.

„Ist Euch besser, Herr?“

Dagobert nickt. „Ich möchte morgen zurückkehren auf mein Meiergut in Spinogelum. Sage das Herrn Pippin!“

„Sofort!“

Samo ist inzwischen aufgestanden.

„Das Leben hat uns zu Widersachern gemacht. Daß unser Streit in Frieden ende, ist mein Wille.“

Breit und mächtig wie das unbesiegbare Leben steht er vor dem Krankenlager.

„Ihr seid so groß“, flüstert Dagobert mit schon wieder entschwindenden Kräften. „Ich fühle mich Euch gegenüber klein – klein zum Zerbrechen!“ Er packt Eligius bei der Hand. „Sieh uns beide an und miß! Nur ein Schattenkönig bin ich gegen diesen wahren König!“

„Lebt wohl in Frieden!“

Zum segnenden Gruß entbreitet sich Samos Hand.

„Lebt wohl im Glück!“

Dagobert kann nur schwach den Arm heben, bevor er matt ins Polster zurücksinkt. –

Aufatmend verläßt Samo die Kirche und wandelt eine Weile unter Lindenbäumen auf einem stillen Platze hin und her.

Nun ist auch dies getan.

Eigentlich kann er jetzt wieder nach Karantanien heimkehren. Seine Mannen allerdings werden unzufrieden sein, wenn er ihnen die Freuden des Marktes so arg verkürzt.

Wie einem manchmal etwas dringend scheint, bevor es geschehen ist, an Wichtigkeit aber gleich einbüßt, sobald man es hinter sich weiß, findet auch in Samos Gefühlen jetzt ein jäher Umschwung statt.

Nicht zwei ebenbürtige Gegenspieler haben sich geeint, nicht Gleich und Gleich alten Hader beendet. Dagobert hat wohl hassen und bewundern können, doch kein Wort gefunden, das eine Brücke zwischen den Seelen schlägt und einen wahren Frieden schließt.

Als Samo dann durch Straßen schlendert, die vom emsigen Treiben der Wallfahrer und Marktleute widerhallen, kommt er sich unter ihnen schmerzhaft fremd vor. Die Lust des bunten Lebens erreicht ihn nicht. Er ist wohl hier der einzige, der für sich allein und unwirsch seine Wege geht.

Nur zwei Tage gönnt er ungeduldig den Seinen erholende Rast, dann reiten sie durch den grau ver-spönnenen Herbst nach Hause zurück.

Es scheint, daß der Tod noch einmal an Dagobert vorbeigegangen ist. Dieser bleibt zwar ein kranker Mann, doch die Schmerzen martern ihn in nächster Zeit seltener. Vielleicht hat der heilige Dionysius ihm wirklich geholfen. Oder, fragt der Wiederauflebende sich oft, ist etwas von der Kraft des Windenkönigs in ihn eingeströmt? Zweifellos hat er seit der Stunde jenes unvergeßlichen Besuches eine Linderung gespürt. Darum denkt er mit Dankbarkeit an den früher so sehr Gefaßten.

Völlig zurückgezogen, lebt er die trüben, nassen Wochen des Neblungs und die ersten weißen Wintertage des Christmonats still dahin. Die Frauen spielen keine Rolle mehr.

Nur Nanthilde, seine rechtmäßige Gemahlin, darf ihm nahen. Mit bitterer Wehmut betrachtet er ihre unverblühte Schönheit.

Als Kammerzofe hat sie gelernt, die Wünsche der Herrschaft schmiegsam zu erfüllen. So gibt sie sich jetzt ernst und verhalten. Dennoch spürt Dagobert, wie aus einer überraschenden Bewegung, einem Blitzen der Augen, einem unwillkürlichen Wort das sorgfältig verdeckte Feuer ihres heißen Blutes sprüht.

Sehr arm geworden kommt er sich dann vor. Was hat er solcher Frau noch zu bieten! Es tut ihm weh, sie anzuschauen. Da er von früher her gewohnt ist, seine Kräfte freigebig zu verschwenden, fühlt er sich nun erbärmlich als Bettelmann und schämt sich seiner Schwäche. Bald werden Nanthildes Reize andere beglücken, da er sie nicht mehr selbst genießen kann. Ach, wäre sie schon alt und abgelebt, dann paßte sie zu ihm und dürfte länger ihm Gesellschaft leisten.

So aber schickt er sie jedesmal bald hinaus, und sie gehorcht ohne Zaudern gern seinem Wink.

Zu Beginn des neuen Jahres, nach Dreikönig, wiederholen sich die Anfälle mit furchtbaren Schmerzen. Trotzdem der vierspännige Schlitten mehrere Male in den hohen Wehen des frisch gefallenen Schnees steckenbleibt, läßt sich Dagobert nach Paris in die Kirche des heiligen Dionysius bringen.

Jetzt im Winter ist sie freilich noch unfreundlicher und kälter als im Herbst, aber wenn es irgendeine Hilfe gibt, erhofft der König sie nur hier. Er schlägt sein Lager jetzt nicht in der Seitenkapelle, sondern im Hauptschiff zu Füßen des großen Altars auf. Es ist ihm, als brauche er die Hilfe des Heiligen dieses Mal unmittelbarer als im Gilbhard.

Umsonst sind alle Gebete, ist das leidenschaftliche Flehen unter den Folterwerkzeugen der Schmerzen. Aus Worten wird nach ein paar Tagen ein sinnloses Lallen, aus Klarheit des Verstandes wirres Träumen.

Herr Pippin und Eligius wachen ohne Unterbrechung an seinem Lager. Trotzdem ihnen die Kälte bis über die erstarrten Knie steigt, bringen sie dieses Opfer ihrer Treue mit Selbstverständlichkeit.

Nanthilde darf nicht in die Kirche kommen. Dagobert hat es ihr streng verboten. Sie soll ihn nicht in seiner letzten Schwäche sehen. Auch jetzt noch ist er eitel.

Die beiden nächsten Tage verweigert er Speise und Trank. Nur seine fieberzerrissenen, schon bläulichen Lippen werden von Eligius dann und wann mit rotem Wein benetzt. Keinen Namen formen sie. Die rasche Zunge ist gelähmt.

Der Sterbende scheint niemand zu erkennen. Sein Blick bleibt, bis er bricht, starr auf die steinerne Bildsäule des heiligen Dionysius gerichtet. Angstvoll festgeklammert, kann er sich nicht mehr trennen.

In einer grauen, lichtlosen Stunde, als der Winterhimmel schwer von Schneewolken niederhängt, verlicht König Dagoberts Leben, wie am Hochaltar eine der Kerzen, die zu viel unstedt geflackert hat.

Es ist am 16. Tage des Hartungs 638.

Als die Glocken seinen Tod verkünden, werden im Volke niemand die Augen naß. Die Priester von Sankt Dionysius aber preisen ihn als frommen Mann, weil er ihre Kirche mit Wohltaten überhäuft hat, und sehen seine große Schuld ihm milde nach, zum Lohn für seine Zerknirschung und Reue.

Drei Tage später bereiten sie ihm unter den Säulenbogen der Krypta sein Grab.

Der Stein, in den sie Lob und Ruhm einmeißeln, trägt die Lüge geduldig durch Jahrhunderte.

Nach fränkischem Vorbilde hält Samo jedes Jahr ein Maifeld ab. Dieses Mal beruft er es auf die Walstatt an der Eger bei der Wogastisburg. Hier setzt er sich vor den Sippenältesten aller windischen Länder die Krone aufs Haupt, die der Sorbenfürst Derwan ihm reicht.

Klar leuchtet die hohe blaue Kuppel des Himmels über dem weiten Felde. Die Rüstungen und Waffen blitzen. Bunte Fahnen tanzen lustig im leichten Winde.

Noch niemals ist die Zahl der Teilnehmer so groß gewesen. Kaum einer der Geladenen fehlt. Kopf an Kopf stehen sie, so weit Samos Auge reicht, alle ihm zugewandt. Ein unabsehbares Meer, umwoigt ihn die Menge. Ihr Heilrufen gleicht lautem Sturmwind, so umbraust es ihn immer von neuem und trägt jauchzend auch sein Herz auf hoher Flut.

In der Rechten hält Samo den Stab. Er hat diesen gewählt, das Zeichen des Richters, und nicht das Schwert, das Sinnbild des Kriegers. Nur für die Ver-

teidigung des Reiches hat er es bisher gezogen, und so soll es auch künftig bleiben.

Selbst in dieser Stunde, die ihm die Größe seiner Macht mit verführerischer Deutlichkeit vor Augen stellt, glüht in ihm kein Funke falschen Ehrgeizes. Das Land ist weiträumig und fruchtbar genug, da muß er weder nach Kornfeldern noch Weiden der Nachbarn trachten. Herrschsucht verleitet ihn nicht zu Abenteuern. Es gibt für ihn unerschöpflich viel Arbeit innerhalb der Grenzen seines Reiches um der Wohlfahrt und des Glückes der Menschen willen. Jeder seiner Tage ist ausgefüllt mit solchem Werk. Auch dies sind Eroberungen, obwohl sie nur Schritt für Schritt vollzogen werden und keine Sänger im Heldenliede ihren Ruhm verkünden.

Das Licht der Sonne spielt mit der Krone, dem letzten Meisterwerk des großen Goldschmiedes Eli-gius. Er hat lange dazu gebraucht. Erst im vorigen Monat ist sie in Samos Hände gekommen. Die edle Einfachheit des goldenen Doppelreifes schließt jeden unechten Zierat aus. Die Diamanten funkeln. So rein soll immer die Gerechtigkeit durch die windischen Lande strahlen. Das Blau des köstlichen Saphirs aber ist der milde Glanz der Güte, und in dem warmen Rot des großen Rubins leuchtet die unveränderliche Liebe eines wahren Königs...

Zur selben Stunde, da sich Samo das erste Mal gekrönt dem jubelnden Volke zeigt, steht Wlasta mit Bangen Dobromila gegenüber.

Es hat schwergehalten, bis in das Turmzimmer der Schwestern vorzudringen, wo sie nicht nur dem Lauf der Gestirne, sondern gleich den Nornen auch dem Schicksal der Menschen folgen, freilich ohne Macht, es zu bestimmen.

Früher hat Wlasta dieses Heiligtum nie betreten. Seltsames Gerät blickt sie abweisend an. Es ist aus fernen Landen, wer weiß, mit welchen Mühen her-

geholt. Italien und Byzanz haben es geliefert. Ängstlich wird es jedem niederen Blick entzogen. Keine fremde Hand darf es berühren, weil es sonst vielleicht ungnädig seinen Dienst verweigert.

Ehrgeiz, der Samo fremd ist, treibt Wlasta bis in diesen streng jedem kecken Vorwitz verschlossenen Raum. Nur zögernd hat sich Dobromila herbeigelassen, die dreifach versperrte, schwere Eichentür zu öffnen.

Sie weiß vorher, was Wlasta von ihr erfahren will. So sehr sie sonst Neugier verachtet, in dieser Stunde jedoch begreift sie solche Ungeduld.

Blaß vor Erregung bittet Wlasta:

„Du allein kannst vorschauend Kunde geben.“

„Die Mutter Kroks darf fragen, was sie zu wissen wünscht.“

Wlasta atmet freier. So freundliche Gewährung hat sie nicht erwartet. Dennoch stammelt sie hastig:

„Was wird aus meinem Sohne werden?“

„König der Böhmen“, lautet um so ruhiger die Antwort.

„König der Böhmen“, spricht Wlasta feierlich nach. Dobromila nickt.

Im ersten Augenblick erfüllt Wlastas Herz reine Freude, im nächsten hat aber schon ein jäher Mißklang sie zerstört. An ihrer Statt murrte Unzufriedenheit.

„Nur der Böhmen?“

Wlasta gibt sich keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen.

„Es ist für ihn genug.“

„Wie meinst du das?“

„Weil er seinen Vater nicht erreicht. Er ist mehr seiner Mutter Sohn.“

Wlasta zittert. Das Wort trifft sie im tiefsten — eine späte Züchtigung für ihren Verrat an der Mädchenburg.

„Er ist mehr seiner Mutter Sohn“, wiederholt sie stockend, als müsse sie erst nach einem unvermuteten Schlag sich fassen. „Freilich, einen solchen Vater erreicht ein Sohn wohl selten.“

Sie sagt es zu ihrem eigenen Trost.

„Es ist keine Schande, nein“, bestätigt Dobromila.

„Wer, wenn du es künden darfst, gewinnt das Reich?“

„Zuletzt die Fremden.“

Wlasta starrt vor Schrecken Dobromila an. „Die Fremden?“ Der Laut quetscht sich ihr in der Kehle.

„Die Franken.“

„Durch König Samo?“

„Nein. Erst später wird es sich begeben, wenn eigenes Unvermögen die Fremden in das Land ruft.“ Dobromila richtet den leeren Blick in die Ferne. „Von Ost gen West ist der Strom gewandert. Von West gen Ost kehrt er zurück. Wehe denen, die ihn selber in ihre Fluren lenken!“

Sieneigt vor Schmerz den Nacken. Ihr sonst fast immer unbewegtes Gesicht zuckt in ungeheurer Erregung. Sie deckt es mit den Händen, die sich zitternd spreizen.

Wlasta versteht den Sinn der dunklen Worte nicht ganz. So gern sie Näheres wüßte, bringt sie es aber nicht über sich, zu fragen.

Nach einem langen, lastenden Schweigen hebt Dobromila das Haupt und öffnet mit sichtbarem Sträuben die zusammengepreßten Lippen.

„Die Hand wird fehlen, die zur Einheit ballt, was auseinanderstrebt.“

Klage stöhnt leidvoll aus den Worten der Seherin. Unabänderlich ist dieses Völkerschicksal. Mit dem Wandeln der Gestirne wird es sich vollenden. Wissen schenkt keinen Trost, wenn aus der tiefen Finsternis nirgends ein Strahl der Rettung leuchtet.

Wlasta indessen wird durch diese Demut Ungeesehenem gegenüber zum Widerstand gereizt. Viel-

leicht ist die Zukunft doch zu beeinflussen, wenn man sich ernstlich auf sie einrichtet.

„Könnte nicht trotzdem Kroks Hand ausersehen sein?“

Freilich erscheint ihr die Frage sofort verwegen, als sie in Dobromilas unerbittliche Züge blickt.

„Kroks Hand ist zu schwach und kann ein länderweites Reich nicht halten.“

Die bündige Antwort schneidet jede Hoffnung bis zum Ende ab. Dennoch gibt Wlasta nicht gleich nach. Sich fügen müssen, kostet bei ihr stets Kampf. Wieviel mehr hier, wo es um ihren Sohn, den Erben ihrer kühnen Träume geht!

„Krok ist noch jung“, wehrt sie sich tapfer. „Wenn man zur Größe ihn erzöge!“

Dobromila lächelt über den hartnäckigen Eigensinn herablassend.

„Ist Größe nicht dem Menschen eingeboren, ihm anziehen kannst du sie nimmermehr.“

Nun beugt Wlasta doch den Kopf wie unter einem Urteilsspruch.

„Also auch der neuen Krone Licht erblindet!“ seufzt sie hilflos, dem Weinen nahe.

„Krok wird sie für Böhmen tragen.“

„Im eigenen Glanz, nicht im Schatten der Franken?“

„Bis nach Böhmen reicht zu seiner und seiner Kinder, seiner Enkel Zeit die Gewalt der Fremden nicht.“

Das erscheint Wlasta in dieser Stunde wichtiger als ein großes windisches Reich. Auf ihrem Gesicht spiegelt sich deutlich der jähe Umschwung von Kleinmut zu stolzem Mutterglück.

Dobromilas strenge Lippen kräuselt deshalb ein feiner Spott.

„Dein Sohn darf sich Zeit lassen. König Samos Herrschaft währt lange.“

Das beruhigt Wlasta. Sie überhört das Klirren in den Worten und nickt zustimmend.

„Desto besser. Mit seinem Vater als Vorbild wird Krok von selber höher wachsen.“

„Nicht höher als er kann.“

Wlasta verstummt nach dieser neuen Zurechtweisung. Sie traut sich kein Wort weiter zu fragen, da Dobromila fürderhin ablehnend schweigt. Sie will wohl das Gespräch geendet wissen.

„Ich darf dich nicht länger stören“, entschuldigt sich Wlasta ungewohnt bescheiden. „Ich danke dir.“

Kindlich ergeben küßt sie ihr die schmale Hand, die einen Silberring mit einem bläulich schimmernden Mondstein trägt.

Dobromila neigt nur den Kopf zu einem flüchtigen Abschied.

Im Fortgehen schweift Wlastas Blick noch einmal über die Geräte. Atemraubend fremd dünkt ihr dies alles; und Dobromila steht so streng davor, dunkel gewandet – Seherin, deren Schau begnadet von den Gräbern der Vergangenheit bis zu den fernen Wiegen der Zukunft reicht.

Aufatmend sieht Wlasta das schwere Tor der Marmorburg sich öffnen. Bei den verhaltenen ersten Schritten im Freien saugt sie durstig den Würzhauch der Wälder und Wiesen ein. Die alten Ulmen säuseln über ihrem Haupt. Da ist es ihr, als vernehme sie im sanften Lenzwinde etwas von dem brausenden Jubel des Maifeldes – weil König Samo, der Gute und Gerechte, nun eine Krone trägt.

Ihr Leuchten erblindet nicht vor dunklem Prophetenwort.

Sie ist heute Gegenwart – helle, große Gegenwart.

Von *HANS FRIEDRICH* erschienen:

Bibliographisches Institut, Leipzig

Die Mauern von Trostenberg, Roman
Der Fels überm Abgrund, Roman

Weltbund-Verlag, Hamburg

Die gnadenlose Ferne, Roman
Atalante, Roman

Peter J. Oestergaard, Berlin

Das Haus unterm Schicksal, Roman

Im Vieweg-Verlag, Braunschweig

Dismas Koller der Schäfer, Roman
Der Flößerherrgott, Roman
Die Grenze am Strom, Roman

Paul List-Verlag, Leipzig

Die Verwandlungen des Sing Lo,
ein Gedichtbuch, herausgegeben unter Förderung der
Stadt München

Um es gleich zu sagen, es ist dies einer der reifsten und schönsten Lyrikbände, die in der letzten Zeit erschienen sind. In ungefähr vierzig Gedichten ist zu den tiefsten Problemen des Lebens Stellung genommen. Die ganze Schöpfung bis zur stummen Kreatur, bis zum Stein ist einführend, mitfühlend beseelt und beseligt. Es ist des Dichters Vermächtnis aus sechzehn Jahren einer großen Reife.

Joseph Maria Lutz
in einer biographischen Skizze über den Dichter
